Staatl. Bibliothek
Regensburg

Aus
Tit. Herrn
Ernſt Chriſtian Jaſche,
angeſehenen Handelsmanns und E. E.
Hansgerichts Aſſeſſoris
Vermächtnis zur Rathsbibliothek
1787.

Hist. 4915

C

Geſchichte

von

Paraguay

und dem

Mißionswerke der Jeſuiten

in dieſem Lande

aus dem Franzöſiſchen

des

P. Franz Xaver de Charlevoix

von der Geſellſchaft JEſu.

Mit einer Charte vom ſüdlichen America.

Nürnberg,
bey Gabriel Nicolaus Raſpe.
1768.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Wenn es richtig iſt, daß das Glück mancher Schriften, von einem gewiſſen Zeitpunkt abhängt: So kann man dem gegenwärtigen Werke zum Voraus eine günſtige Aufnahme verſprechen. Paraquay, dieſes ſo weitläuftige Land, iſt zwar allezeit aus mehr als einem Grunde, ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung geweſen, beſonders von iener Zeit an, da ſich die Jeſuiten in demſelben eine mehr als geiſtliche Herrſchaft zu erwerben gewuſt haben. Niemals aber iſt man wohl begieriger geweſen, daſſelbe genauer kennen zu lernen, als jetzt, da der Orden der Jeſuiten ein ſo groſſes Aufſehen in der Welt gemacht hat. Und wenn dieſe Patres in America eben das Schickſal haben ſollten, welches ſie ſeit einigen Jahren in Europa und beſonders vor kurzer Zeit in Spanien betroffen hat, wer wird wohl nicht begierig ſeyn, eine gründliche Nachricht von dieſem Lande und von einem Regiment zu haben, welches die Augen ſo vieler Menſchen auf ſich gezogen hat?

Wir dürften uns aber auch ohne dieſen wichtigen Bewegungsgrund, welcher die deutſche Ausgabe vorzüglich veranlaſſet hat, mit einer geneigten Aufnahme derſelben ſchmeicheln: Weil man bisher noch keine vollſtändige und zuſammenhängende Nachricht von der Entdeckung und Beſchaffenheit dieſes Landes, und von dem Miſſionswerk der Jeſuiten daſelbſt gehabt hat. Selbſt die allgemeine Hiſtorie der Reiſen iſt in dieſem Stück ſehr mangelhaft, und in der allgemeinen Geſchichte der Länder und Völker von America wird von dieſem groſſen Lande, gleichſam nur im vorbeygehen gehandelt.

Man hoffet daher den deutſchen Leſern durch die gegenwärtige Ueberſetzung eines Werkes welches uns mit Paraguay ſehr genau bekannt macht, einen angenehmen Dienſt zu leiſten. Charlevoix redet zwar, wie leicht zu erachten iſt, als ein Jeſuit, ſeinen Orden allezeit das Wort. Unterdeſſen lernt er uns doch dieſes Land kennen, und ein verſtändiger Leſer wird allezeit im Stande ſeyn, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Was die Ueberſetzung anbelangt, ſo iſt ſie dem Original getreu: Nur hat man da und dort einige unnöthige Ausſchweifungen die Charlevoix gemacht hat, und die weder zur Geſchichte des Landes noch der jeſuitiſchen Mißion gehören, weggelaſſen, um das Werk nicht zu vergrößern.

Man hatte zwar ſchon im Jahr 1698, und alſo lange zuvor, ehe Charlevoix ſein Werk heraus gab, einige Nachrichten von einem Pater Anton Sepp, aus Tirol gebürtig, welche deſſen Brüder drucken lieſſen. Allein ſie ſind wenig bekannt worden. Da ſie nun unter vielen überflüßigen und nicht zur Hiſtorie gehörigen Sachen, ein Haufen Nachrichten enthalten, die dem Leſer nicht unangenehm ſeyn können: So hoffet man, einen Auszug aus denſelben werde niemand überflüßig finden. Und dieſes hat uns bewogen, ſolchen als eine Einleitung oder kurzen Begrif voran zu ſetzen.

Uebrigens verſichert man die baldige Lieferung der übrigen Theile und empfiehlt ſich dem Wohlwollen des geneigten Leſers.

Beſchreibung der Reiſe
R. P. Antonii Sepp. S. J.
aus Tyrol an der Etſch,
nach Paraguay,
geſchrieben
aus der Völkerſchaft Japayu,
den 24ſten Junius 1692.

Nachdem es der unendlichen Barmherzigkeit Gottes gefallen, mich zur Bekehrung der armen Heyden nach Paraguay zu ſenden, reiſete ich den neunten Julii 1689. von Trient nach Genua ab, und hatte zweymal große Gefahr, durch Straßenräuber meiner Sachen und ſelbſt meines Lebens beraubt zu werden. Von Genua fuhr ich über das mittelländiſche Meer, hatte einen harten Sturm auszuſtehen und langte den elften September zu Cadix an, wo ich ſiebenzehn Monathe warten muſte, bis die zu dieſer Reiſe beſtimmten drey Schiffe abfuhren, welches endlich am ſiebenzehnten Jänner 1691. erfolgte.

Die Schiffe waren als Kriegsſchiffe gebauet, und führten funfzig bis ſechzig Canonen. Das größte oder die Capitanea commandirte der Admiral Dom Antonio de Retana; das zweyte die Almiranda,

Dom Antonio Gonzalez; und das dritte, ſo eine Pinke war, ein Spanier aus dem Vaterlande des heiligen Ignatii. Die ſämtlichen Mißionarien vier und vierzig an der Zahl, worunter ſich mein lieber treuer Gefährde Pater Antonius Böhm aus Bayern befand, beſtiegen die Almiranta, und mit uns drey neue Gouverneur von Buenos Ayres, Aſſumption und Chili, ſamt ihren Frauen und Kindern; wie auch unterſchiedliche Kaufleute, Handelsdiener, Barbierer, ſchwarze Leibeigne, zwey hundert Soldaten, hundert Schifknechte und allerhand Sudelgeſinde, Schmuzbuben und Lumpengeſchmeiß. Der Platz ſo einem Patri eingeräumet wurde, war ſo enge und klein, daß man weder ſtehen noch gehen, ia kaum liegen konnte, indem er nicht mehr als fünf Schuh lang und drey Schuh breit war. Einige muſten wegen Mangel des Raums, gar auf dem Verdeck und Caſteel unter dem freyen Himmel liegen. Dieſes verurſachte eine ſehr groſse Menge Vieh, ſo der Capitain auf das Schif geladen hat; denn es waren nicht weniger als zwey hundert und achzig Schafe, hundert und funfzig Schweine, und ſechs hundert Hüner auf demſelben. Woraus ein entſetzlicher Geſtank und unbeſchreiblich viel Ungeziefer entſtund, ſo, daß wir vor Ratzen, Schnacken, Wanzen, Flöhen und Läuſen, weder Tag noch Nacht Ruhe hatten. Bey allen dieſem Vorrathe litten wir doch den bitterſten Hunger und Durſt. Das Schif war ſchon vor einem Jahre proviantiret worden, wir bekamen alſo nichts als faules ſtinkendes Fleiſch, und verdorbenen Zwieback, der voller Würmer war, und in kurzen auch dergleichen Waßer, daß uns noch dazu ſehr ſparſam ausgetheilet wurde.

Der Himmel ſtrafte aber den Capitain für dieſen unerhörten Geiz; denn es kam eine Seuche unter das Vieh, daß es in kurzer Zeit umkam und ins

Waßer

Waßer geworfen werden muſte. Bey allem dieſem Elende erhielt uns die göttliche Güte doch meiſtentheils geſund. Am fünf und zwanzigſten Jänner hatten wir einen ſo heftigen Sturm, daß iedermann an unſrer Erhaltung zweifelte. Wir überſtunden ihn aber ohne Schaden, und entdeckten am dreyſigſten den Pico, auf der canariſchen Inſel Tenneriffa. Den ſechſten Februar fuhren wir bey den Inſeln des grünen Vorgebürges vorbey; Am neunzehnten März paſſirten wir die Inſel Sanct Thomas, und am acht und zwanzigſten kamen wir endlich glücklich in den Ausfluß des Rio de la Plata oder des Silberflußes, woſelbſt er über ſiebenzig Meilen breit iſt. Wir fuhren bey gutem Winde, dieſen großen Fluß hinauf und waren am vierten April nur noch zwanzig Meilen weit von Buenos Ayres entfernet. Die Matroſen und Soldaten ſäuberten derowegen die Schiffe, ſteckten alle Fahnen aus, bedeckten die Gallerie, oder den obern Theil rings herum mit rothen Tüchern, eröfneten auch alle Schußlöcher, und ſchoben die Stücke heraus, daß ſie konnten geſehen werden. Die Herrn Gouverneurs, Capitains, Kaufleuthe, Handelsdiener, Soldaten, Schifleuthe und Bootsknechte, legten neue Kleider an, und butzten ſich ſo gut ein jedes konnte; mit einem Worte, alles war galant und in Freuden, keiner wollte ſchlechter angeſehen werden als der andere. Allein die armen Patres Mißionarii zogen das Kleid und die Livree ihres armen Heilandes, deßen Geſellſchaft ſie waren, Jeſu Chriſti an, oder blieben vielmehr in ihren alten zerrißenen Röcklein, weil ſie keine beßern hatten.

Den fünften ein wenig nach aufgehender Sonne (Gott im höchſten Himmel, der barmherzigen Mutter von Alten-Oettingen, den heiligen Engeln und armen Seelen in Fegfeuer, ſey ewiger Dank, ſchuldigſtes Lob und Preiß!) ein wenig nach aufgehender

hender Sonne, entdeckten wir endlich den ſo erwünſchten Hafen Buenos Ayres, von den erſten Erfindern alſo genannt, weil allhier eine temperirte geſunde Luft das ganze Jahr hindurch zu ſtreichen pfleget. Gegen den Abend ſahen wir zwey Boote, jedes mit vier Ruderknechten aus dem Hafen in höchſter Geſchwindigkeit daher fliegen, in dem einen war der Sohn des vorigen Gouverneurs, mit drey Alcalden oder Geſchwornen, in dem andern der Pater Procurator Collegii. Der erſte anſtatt der ganzen Gemeinde, ihren neuen Herrn Gouverneur; der andere anſtatt der ganzen Paraguayſchen Societät, uns zu empfangen: Beyde waren mit allerhand Lebensmitteln, americaniſchen Früchten und Proviant oder Erfriſchungen, wohl beladen: oder beßer zu reden; beyde kamen die Hungrigen zu ſpeiſen. Der Pater Procurator brachte vier große Widder, und zwey ſchöne Kälber, wofern wir Fleiſch äßen: Wir gaben aber dieſe den hungrigen Soldaten: Item, allerhand americaniſche Früchte, ſchöne Aepfel, Melonen, Waßerkürbis, einige Reiſten Zwiebeln und Knoblauch, zwanzig ſchöne große Schneeweiſe neugebackne Brod, doch ungeſalzen; item, ein ein Fäßlein Honig, ein Küſtgen voll Confect, Citronen Lemonen und deren überzuckerte Schalen; welches alles mit höchſter Liebe uns gegeben wurde. Wie wohl es uns Hungrigen bekommen, kann der geneigte Leſer wohl erachten.

Eben dergleichen brachte das andere Boot, denen Herrn Gouvereurs, Capitains, Kaufleuthen und Frauenzimmer, ſo mit uns munter darauf gefaſtet hatten. Dieſes waren nun die erſten Früchte, ſo wir in und von America genoßen, ſie waren überaus ſchmackhaft und geſund und ſchaden nicht, man trinke auch darauf Waßer, ſo viel als es beliebet.

Den

Den ſechſten April, ward auf dem großen Silberfluße nichts anders gehört, als das luſtige Donnern der Stücke, der Schall der Trompeten, das Murmeln der Trummeln und Pfeifen, und das muntere Geſchrey der Schiffer und Fiſcher. Nichts ward geſehen, als Schwingen der Standarten und Fahnen, an dem Geſtade ſah man etliche Compagnien zu Pferde, etliche zu Fuß, unzählbare Americaner mit ihren muſicaliſchen Inſtrumenten: die Indianerinnen mit ihren kleinen Kindern, zwey an der Hand und zwey auf dem Arm. Die Mohren mit ihren Mohrinnen Jung und Alt, Groß und Klein, Schwarze und Weiſſe, Nackende nnd Bekleidete, Getaufte und Ungetaufte, kamen uns entgegen, empfiengen uns und küßten uns die geweyhten Hände. Wer konnte ſich hier der Zähren enthalten? Reverendi Patres, Günſtiger Leſer! ich fürwahr nicht, kniete alſobald nieder auf die Erde, küßte ſelbige mit großer Andacht, als welche ich mit meinem Schweiß und Blut zu wäßern und zu bauen aus Eurpa gekommen bin, und auf der ich durch die Barmherzigkeit GOttes hoffe, meiner Seelen Seeligkeit zu erlangen.

Mit dieſer Americaner Schaar, und von dem Patre Provinziali Gregorio de Oreſco und allen Patribus Collegii begleitet, giengen wir auf unſere Kirche zu, ſagten dem allmächtigen Gott, und ſeiner ſchmerzhaften Mutter ſchuldigſten Dank, und wohneten dem Te Deum bey, ſo die Indianer unter dem Geleute aller Stadtglocken nicht uneben herabgeſungen.

Nachdem wir ſolchergeſtalt mit höchſten Ehren empfangen worden, ſahe Reverendus Pater Provincialis für höchſt nothwendig an, die vier und vierzig Mißionarii und Weltliche, ſo im Schif uns gedienet,

nach ſo ſchwerer Schiffart ein ganzes Monat allda ruhen, und die ſchwachen Kräfte erholen zu laſſen. Denn obwohl Gott ſey Dank! keiner mit Tode abgegangen, iſt doch der meiſte Theil und inſonderheit die Spanier, ſo das erſtemal das Meer beſtiegen, ſehr ſchwach und elend zu Buenos Ayres angelangt. Sie hatten derowegen dieſer Ruhe wohl vonnöthen, ſo uns deutſchen Patribus auch nicht übel bekommen. Da denn des Herrn Pater Provincialis, und Pater Rectoris erſte Sorge war, die leiblichen Werke der Barmherzigkeit an ſeinen Brüder auszuüben. Er ſpeiſete die Hungrigen, tränkete die Durſtigen, kleidete die Nackenden, und beherbergte die Fremdlinge mit höchſter Liebe und Freygebigkeit, ſo gut die Armuth des Collegii ſolches zuließ. Wir Geſunde fiengen gleich an in dem Weinberge des Herrn zu arbeiten, und höreten die ganze heilige Woche hindurch geſtreng Beichte, weil in dieſem Städlein faſt lauter Spanier ſich aufhalten, die Indianer aber weiter in dem Lande ihre Völkerſchaften aufgerichtet haben.

In dieſem Collegio, ſo nach Corduba in Tucuman das gröſte iſt, waren mit R. P. Provinciali, ſeinem Patre Socio und Bruder nicht mehr denn acht Patres, uud ein Bruder, ſo ohne Zweifel alle genug zu arbeiten haben. Dieſe Provinz iſt größer als alle teutſche, niederländiſche, franzöſiſche, italieniſche Provinzen zuſammen genommen: Nicht in deren Collegiis, weil deren nnr acht ſind; nicht in Perſonen, indem ſie nur in 160. beſtehen, nicht in Reſidenzen, deren ſie keine hat, ſondern im Lande ſelbſt, und in den weit voneinander entfernten Collegiis und Mißionen, deren eines hundert, das andere zwey hundert, das dritte drey, vier, fünf, auch über die ſechs hundert Meilen entlegen.

Buenos Ayres ſcheidet von Cordua in Tucuman ein pur lauteres ebenes Feld, daß ſich über zwey hundert Meilen in die Länge, biß nach Cordua erſtrecket. In dieſen zwey hundert Meilen iſt auch nicht ein Baum oder Haus zu finden, ſondern lauter Grasboden und Viehweyde, worauf viel tauſend Rinder und Pferde weiden die keinem Herrn zugehören, ſondern eines ieden ſind, der ihnen die Halfter um den Hals werfen und ſie heimführen will.

Buenos Ayres, ſo unter dem funf und dreyſigſten Grad Antarctici Poli, gleichwie Cadix unter den fünf und dreyſigſten Grad Arctici Poli lieget: iſt ein kleines Städtlein, hat nur zwey Gaſſen ins Creuz gebauet, und ein ſehr geſunder Ort. Es wird von einem königlich ſpaniſchen Statthalter regieret, welcher alle fünf Jahre mit einem aus Spanien neuankommenden, abwechſelt. Ordensclöſter ſind vier, als der Franciſcaner, Dominicaner, Trinitarier und Jeſuiten. Alle leben in der höchſten Armuth und äuſerſten Noth, wegen unerhörter Theurung der Sachen. Die Häuſer und Kirchen ſind aus Leimen und Letten aufgeführet, und alle nur einen Gaden hoch, nicht aus Mangel der Steine, ſondern des Kalks, welchen erſt dieſes Jahr die Patres Societatis zu brennen erfunden, gleichwie ſie auch vor fünf Jahren angefangen Dach- und andere Ziegel zu brennen. Nunmehro ſind ſie geſonnen, eine andere Kirche zu bauen, gleichwie ſie ſchon einen ſchönen Thurn zu bauen angefangen, und allbreit halb aufgeführet haben. Die Baumeiſter ſind Jeſuiten, die Arbeiter aber unſere Indianer, die von denen Reductionibus nach Buenos Ayres geſchicket werden. So iſt auch das Collegium uud etliche wenige Häuſer des Städtleins ſchon mit Ziegeln gedecket, die übrigen aber alle mit Stroh.

Der Gouverneur wohnet im Schloße, welches gleichermaßen auch nur aus Erde aufgeführet iſt, und von einen einigen Graben und Wall defendirt wird. An Soldaten, welche nicht nur dieſes Städtlein ſondern auch das ganze Land beſchützen müſſen, ſind nicht mehr, als neun hundert Spanier. Wir können aber, wenn ſich eine Gefahr erheben ſollte, aus unſern Völkerſchaften in kurzer Zeit eine Armee von dreyſig tauſend Indianern zu Pferde ſtellen, welche ſowohl die Muſqueten zu führen, den Säbel zu ſchwingen, offenſive und defenſive zu ſtreiten wiſſen, als ieder Europäer, worinn ſie von unſern Patribus abgerichtet worden; ohne ihrer Pfeile und Bögen, Schlingen und Driſcheln zu gedenken, in denen ſie annoch von ihrer Heidenſchaft her Meiſter ſind.

Das geiſtliche Regiment beſtehet in einem Biſchof und drey Canonicis. Die biſchöflichen Einkünfte ſind jährlich nicht mehr als drey tauſend Thaler, welches wegen Theurung aller Sachen etwas geringes iſt. Denn ein drey Kreutzer Meßer in Teutſchland gilt hier einen Thaler, ein halber Gulden Hut zehn bis zwölf Thaler, eine drey Guldenbüchſe, zwanzig ja auch dreyſig Thaler, und man kann oft auch um dieſes und noch mehr Geld kaum ſolches erhalten.

Die Lebensmittel ſind dagegen deſto wohlfeiler. Ein Rind oder Ochs, oder damit ich recht rede, eine groſe feiſte Kuh, denn das Ochſen oder Rindfleiſch ißet man hier nicht; gilt nicht mehr denn zwey Reales de Plata, machet nach teutſcher Münze ſechzehn Kreutzer, ein Pferd einen halben Gulden, ja noch weniger bey unſern Indianern; indem man um ein kleines Kreuzer-Taſchenmeßerlein zwey ſchöne Pferde, oder um eine Nadel einen Stier kaufen kann.

In

In der Gegend Buenos Ayres giebt es ganze Wälder der beſten Mandeln und Pfirſich welche frey ſind, und brennt man kein anderes Holz dann von Pfirſich und Mandelbäumen. Dieſe werden nicht geſetzt, ſondern deren Kerne geſäet wie das Korn, das andere Jahr geben ſie ſchon Früchte. Die Kaſtanien und Nüſſe wollen aber nicht alſo gerathen.

Der Urſprung der Pferſichbäume kommt daher: die africaniſchen Mohren als ſie Spanien verheerten, weil ſie dieſes Volk ganz und gar vertilgen wollten, brachten aus ihrem Lande überaus viel Pfirſichſteine, welche Frucht bey ihnen ſo ſchädlich iſt, daß einer der eine Pfirſich ißt gleich ſterben muß, ſäeten dieſe aus, in der Meynung, ſie würden in Spanien eben dieſen üblen Effect thun; aber der göttliche Gärtner hat es ins Widerſpiel verändert und eine heilſame geſunde Frucht daraus erwachſen laſſen. Dieſe Art Pfirſiche haben unſre Patres aus Spanien in Paraguay überbracht, und mit der Zeit ganze Pferſichwälder gepflanzet.

Es giebt auch hier die ſüſſeſten weiſen und ſchwarzen Feigen, deren ich eine gute Anzahl dieſe Oſterfeyertage gegeſſen habe. Ein Mohr führte mich in den Feigenwald, ſtieg auf die Bäume, reichte mir die Früchte, und bewunderte, daß ich ſo tröſtlich aß, und mir ſelbige von ſeiner ſchwarzen Hand ſo wohl ſchmecken ließ. Ich wollte ihm etwas dafür ſchenken, hatte aber nichts, als ein ſpaniſches Creutzlein, dieſes gab ich ihm für die Feigen; aber er wollte es durchaus nicht annehmen, indem er ſagte, es wäre zuviel, es hätte ihm noch kein Pater dergleichen um Feigen gegeben. Ich lachte von Herzen, wohl wiſſend, daß die armen ſpaniſchen Patres ganz und gar nichts von ſolchen Schenkungen haben, und ſprach zum Mohren: Nimm es hin, mein Sohn! du haſt es wohl

wohl verdienet, Gott vergelte dir deine guten Feigen. Wer war frölicher, dann der Mohr? küſſete mir die Hand und ſprach: keinen freundlichern Pater habe ich mein Lebtage angetroffen dann dich, ſag es nur, ich will dir Feigen bringen, ſo oft und ſo viel du wilt, und alſo giengen wir aus dem Feigenwalde. Dieſer Mohr war ein gekaufter Leibeigener des Collegii. Es iſt aber wohl bekannt, wie man die Sclaven tractiret: kamen alſo ihm meine Worte ſüſſer vor, als mir ſeine Feigen.

Dieſes und dergleichen waren meine Recreationes und Erholungen der Kräfte. In dem Collegio hatten keine Patres mehr Beſuch als wir zween Teutſche. Man fragte uns um den ietzigen Zuſtand von Europa, und war mit unſern Berichten ſehr vergnügt: Weil man ſo gar ſelten etwas aus dem Vaterlande höret, und die Spanier wenig davon zu ſagen wußten Der Herr Pater Provinzial ſowohl als der Herr Pater Rector hörten mit Vergnügen, daß ich die Muſic verſtund. Ich ſpielte alſo auf meinen beyden Theorben, und ergötzte ſie dadurch ungemein. Nach dieſem bließ ich und der Pater Antoni auf unterſchiedlichen Flöthen, ſo ich zu Genua gekauft hatte. Auf denen Violen ſtimmete ich auch ein wenig: gleichermaſſen auf der Trompa Marina, welche ich zu Cadix habe machen laſſen. Nach dieſem zeigte ich ihnen die Theſes R. P. Vicentii Migaz, welche ich dem Pater Provinzial verehrte, dem Pater Socio ſchenkte ich das Bildniß des Herzogs von Lothringen. Denen andern Patribus aber gab ich allerhand europäiſche Kinderlehrbilder, und aus Hafnerleim zu Sevilien gemachte kleine Frauenbildlein: welches alles an ſtatt Goldes und Silbers auf- und angenommen wurde, weil ſolche Dinge nicht hieher gebracht werden, und alſo die gröſten Seltenheiten ſind.

Nicht

Nicht minder freygebig erzeigte ſich auch Pater *Antonius* Böhm, der ebener maſſen allerhand geiſtliche Sachen unter ihnen austheilete. Inſonderheit *aber* gab er R. Patri Provinziali ein hölzernes Creutz, darauf ſieben Sonnenuhren ſehr zierlich gezeichnet waren. Kleinere dergleichen, die er zu Sevilien und Cadix gemacht hatte, theilte er unter die übrigen Patres aus, ſo überaus hoch geſchätzet wurden, und uns ſehr beliebt machten.

Nachdem wir nun einen Monat zu Buenos Ayres ausgeruhet hatten, ſchickte der Pater Provinzial die aus Spanien gekommenen nach Corduba in Tucuman, allda ihre Studien zu vollenden, denn alle dieſe waren annoch theils Novizen, theils der Philoſophie und Theologie Studioſi. Die ausländiſchen Patres aber, ſo alle Männer waren, deren einige ſchon graue Haar hatten, ſendete er zu denen indianiſchen Völkerſchaften, an die Flüße Parana und Uruguay.

Die Schiffahrt auf dem Fluße ſtellten wir folgender Geſtalt an: Es waren dreyhundert indianiſche Chriſten bey dem Fluße beſtellet, mit kleinen Schiflein, in welchen wir den Fluß aufwärts fahren mußten. Dieſe Schiflein nennen ſie Canoas. Man nimmt zwey auf ſiebenzig bis achtzig Schuh lange, und drey bis vier Schuh dicke Bäume, dieſe bindet man einen Schritt weit voneinander, etwas weiter, als die Flößbäume gewidnet werden. Quer über dieſe Bäume legen ſie zwölf Schuh lange, und zwey Spannen dicke Röhre, und auf dieſen bauen ſie aus Stroh und kleinen Röhren eine Hütte oder Häuslein, worinnen zwey oder drey Patres ſeyn können. Die Wände ſind aus Stroh, das Dach ebener maſſen, und über dieſem iſt es mit Ochſenhäuten bedecket. Auf der einen Seite hat es ein kleines Fenſterlein, auf der andern ein Thürlein aus einer Ochſen-

haut.

haut. In dieſer, obwohl ſtröhernen ſchlechten Hütte, kann ein Mißionarius, der in Chriſto der Welt abgeſtorben, geiſtlich leſen, mit ſeinem Gott in der Stille ſprechen, ſchreiben, eſſen, ſchlafen, und alle geiſtliche Uebungen verrichten, nicht anders, als wenn er auf der Erde in einem Collegio wohnete; indem die Indianer ſo ſittſam rudern können, daß der Pater kaum merket, ob das Schiflein gehet oder ſtehet, das Getös der Ruder kaum höret, das Waſſer des Flußes nicht rauſchet, ſondern mehr ſtehet, als fließet, wegen der großen Breite, die Indianer auch, wenn ſie rudern, den ganzen Tag kein Wort miteinander reden, noch minder johlen, damit ſie nur ihrem Pater in ſeinem Gebet und Uebungen nicht hinderlich ſeyn mögen.

Dieſe Canoas oder kleine Schiflein beſtiegen wir den erſten May im Jahr 1691. vier Stunden weit von Buenos Ayres, weil die Patres nicht dulten, daß die bekehrten Indianer einige Gemeinſchaft mit den Spaniern haben, damit ſie, als ein überaus einfältiges gutes Volk, durch die böſen Chriſten nicht geärgert werden. Beſtiegen alſo unſere Canoas, zwey und zwey oder auch drey in einer, und ruderten in einer ieden vier und zwanzig Mann den Fluß aufwärts.

Wir paßirten bald zur rechten bald zur linken Seite eine Inſul über die andere, welches nicht nur die Augen, ſondern auch das Gemüth erfriſchete, wegen der ſchönen grünen noch nie geſehenen Bäume, Stauden und Gehölze, Büſche und Hecken. Da ſtunden die ſchönſten Palmbäume mit ihrer zeitigen gelben Frucht, die uns unter ihren ſichern Schatten einzuladen ſchienen. Dort wollten die allzeit grünenden Lorbeern uns vor dem Wetter und Donner beſchützen. Da die ſchönſten Lemonien und wohlriechenden Citronen,

nen und andere uns unbekannte wilde Früchte, die vor Hunger und Durſt uns bewahren konnten, ſo daß es ſchien als ob wir in einem andern Paradieß herum ſchifften. Es iſt zu bedauern, daß alle dieſe wohl auf die ſechzig da und dort gelegene Inſeln, von keiner Seele bewohnt werden, ſondern ganz verlaßene Einöden ſind, die allerhand wilden Thieren zur Behauſung dienen, und denen Kayſern und Königen zu Luſtgärten dienen könnten, wenn ſelbige der große Weltſchöpfer in Europa gepflanzt hätte.

Der beſten Fiſche giebt es dergeſtalt viel, daß ich ſelber ohne Angel und Reuſen mit meinen eigenen Händen einige gefangen habe.

Als wir acht Tage in dem großen Rio de la Plata ſo von hier an Rio Paraguay genannt wird, gefahren waren, verließen wir denſelben, und ſchiffeten rechter Hand in den Uruguay ein, ſo über drey hundert Meilen gegen Braſilien zu ſeinen Urſprung hat, an welchem wir, zwey hundert Meilen von Buenos Ayres, unſere indianiſchen Reductiones, Dörfer, oder Völkerſchaften haben, nämlich vierzehn am Uruguay, die übrigen zwölf an dem Fluß Parana rechter Hand beßer hinaufwärts.

Am Uruguay iſt die erſte Reduction Japayu, den heiligen drey Königen geweyhet, zu denen ich beſtimmt war, auf dieſes folgt ſieben Meilen weiter Sanct Crucis; zwanzig Meilen weiter St. Thomas; ſo dann St. Borgia, alsdann Apoſtoli, Conception, St. Nicolaus, St. Xaverius, St. Sacrament, St. Joſeph. ꝛc.

Den funfzehnten May ſtiegen wir aus unſern Schiflein, und giengen am Geſtade des Fluſſes, wie auch im hierbey liegenden Wäldlein ſpazieren. An

dem Geſtade fanden wir in großer Menge überaus ſchöne Steine von allerhand Farben, die, ſo man die Kunſt ſie zu poliren und zu ſchleifen wüſte, denen wahren Edelgeſteinen nichts nachgeben würden. Wir fanden auch einige wunderliche Geſchirre ſo aus purem Sande dergeſtalt zu ſammen gebacken waren, daß ſie innwendig ganz hübſch glatt ausſahen, als ob ſie glaſirt wären, dieſe behalten die Indianer auf, und in heißer Sommerszeit laßen ſie über Nacht in der Luft das Waſſer hangen das ſie trinken, ſo bleibt es den ganzen Tag ſo friſch, als ob es im Eiß gelegen wäre. Man findet auch in dieſem Fluße allerhand andere Gewächſe, verſteinert Holz und Früchte.

Den zwanzigſten bey aufgehender Sonne, kam eine ganze Schaar wilder Indianer zu unſern Schiflein. Wir ſchickten alſobald Dolmetſcher zu ihnen, ſie zu fragen was ihr Begehren ſey? ſie gaben zur Antwort: ſie kämen in Frieden, und brächten denen Patribus einige Pferde zu kaufen. Da wir dieſes hörten, ländeten wir an, grüßten ſie durch den Dolmetſcher ganz freundlich; und fragten was ſie für iedes Pferd begehrten? Einer begehrte Nehnadeln, der andere Stecknadeln, der dritte ein Meſſer, der vierdte ein wenig Toback, dieſer ein Stück Brod und Fiſch-Angel, einer ein wenig von Paraquaiſchen Kraut, ſo nichts anders iſt als gedörrte Blätter von einem gewiſſen Baum die zu einem Staub gerieben worden, dieſes legen die Indianer in das Waſſer, und trinken davon, es ſoll überaus geſund ſeyn. Wir kauften alſo zwanzig ſchöne groſſe Pferde und gaben dafür, alles zuſammen genommen, nicht einen Reichsthaler werth aus. Die Wilden pfiffen vor Freuden, ſo ihr Gebrauch iſt, und bedankten ſich ganz freundlich.

Ihr Aufzug war nichts mehr, als ein Fell eines Hirſchen von denen Schultern bis zu den Füſſen und dieſes hatte allein der Cazike, die andern hatten es nur als einen Schurz um die Mitte des Leibes bis auf die Knie. Die Mägdlein und Buben lauffen daher, wie ſie Gott erſchaffen hat, auf dem Kopf haben ſie nichts, als ihr langes kohl ſchwarzes Haar, einem ſtarken Roß gleich. Die Ohren ſind durchlöchert. An 'ſtatt der Ohrgehänge binden ſie gewiſſe Fiſchbeinlein, der Perlmutter nicht ungleich, an einen Faden, oder auch einige gefärbte Federlein. Die Knaben und Mägdlein ſtecken zur Zierde der Leſzen in der Mitten des untern Kien- und Bartgrüblein eben dergleichen Fingerslange, eines Pfriemen dicke, weiſſe Beinlein, oder an ſtatt deren weiſſe Federlein, und dieſes iſt ein Zeichen des Adels, oder daß es Kinder des Caziken ſind. An ſtatt der Halszier tragen ſie gefärbte Federn an Fäden gebunden. Die Mannsperſonen haben faſt die Gröſſe der Europäer, doch unterſetzter, und ſtärker an Beinen und Gliedern. Die Geſichter ſind faſt alle gleich, rund und ganz platt, nicht kohl ſchwarz wie die Africaniſchen Mohren, ſondern dunkelbraun. In der Hand tragen ſie immerdar einen Bogen und einen Büſchel Pfeile. Sie ſind aus allen Unglaubigen die herzhafteſten, ſtärkſten und ſtreitbarſten. Und dieſe ſind eben diejenigen, ſo man Yaros nennet, die den heiligen Mann Anton Böhm, um das Leben haben bringen wollen, welche zu bekehren, er von denen Obern geſand worden und noch heute unter ihnen wohnet, in höchſter Gefahr, Noth, Arbeit und Schweiß.

Einige aus denen obgeſagten Barbaren, waren am ganzen Leibe zerſchnitten und zerhackt. Solches hatten nur die ſtärckſten, gröſten und vornehmſten aus ihnen: dieſe Marter und grauſame Zerfleiſchung ſtehen ſie in ihrer blühenden Jugend, mit höchſter

Gedult aus, wozu ſie nicht klagen noch winſeln, ſondern lachen: welches, wenn ſie es wegen Gott litten, ohne Zweifel wahre Blutzeugen Chriſti wären. Es hat alſo hierinnen der böſe Feind, der der chriſtlichen Kirche alles nachäffet, ſeine lebendige Märtyrer.

Das Weibervolk zu beſchreiben, möchte ich lieber den Mahlerpenſel, als die Feder in meine Hand nehmen. Denn wenn man eine hölliſche Furie abmalen wollte: ſo dürfte man nur ein Indianiſches Weib der Yaros zum Muſter nehmen. Das Haar iſt kohl ſchwarz, fliegend, wie Schlangen zuſammen gewunden und hänget auf den Rucken hinunter, bedecken damit auch ihre Stirn, und gehet ſolches bis über die Augen herab, erſchröcklich zu ſehen. Das Geſicht iſt heßlich ausgebrannt, mit tauſend Runzeln. Sie bleckn die Zähne, ſo ſchneeweiß und das ſchönſte an dieſem hölliſchen Frauenzimmer ſind, wie der Geißbock herfür. Sie tragen eine Halszierde wie Fiſchſchuppen, aus Fiſchbeinlein gleich der Perlenmutter. Alſo ſind auch die Armbänder. Die Arme, Hals und Bruſt ſind nackend. Die Frau des Caciken hatte auf dem Kopfe eine dreyfache päbſtliche Krone, aus Stroh geflochten: Welches wiederum ein Affenſpiel des hölliſchen Affens iſt.

Die kleinen Kinder legen ſie in keine Wiegen, ſondern wickeln ſie in eine Tigerhaut. An ſtatt der Milch geben ſie ihnen lange rohe Fleiſchſchnitten, aus denen dieſe unſchuldige Creaturen das Blut heraus ſaugen.

Die Männer haben den Gebrauch, wenn ihnen ein im erſten Grade Befreundeter abſtirbt, ſo ſchneiden ſie ihnen ſelbſt an der linken Hand einen Finger ab, ſie verlieren alſo ſo viel Finger, als ſie Blutsverwannte einbüſſen.

Noch

Noch erſchröcklicher und grauſamer iſt, was folgt: wenn die ſchönſte Tochter, (ſo anders unter denen höllischen Geſpenſtern eines ſchön zu nennen iſt) in der Familie abſtirbt, ſo halten ſie Mahlzeiten, laſſen den todten Kopf für ein Ambulatorium herum gehen, und trinken alsdenn aus der Hirnſchale.

Den 22. May ſtiegen wir abermal aus, einem Haufen Unglaubigen, die ſich am Ufer gelagert hatten, Fleiſch abzukaufen, ſo ſie in Menge geſchlachtet hatten. Funfzehn Schritt weit von dem Geſtade ſahen wir ihre Hütten, ſo nichts anders waren, als aus Binſen geflochtene Wände, auf die Seite, wo der Wind her bläſet, geſtellt, ohne Dachung und auf ebenen Boden, ihr Hauß- und Küchengeräthe war ein ausgeholter Kürbis, darinnen ſie das Waſſer von dem Fluße holen. Zwey Stecken dienen anſtatt des Spieſes und Bräters. Ihr Bette war eine Tieger- oder Ochſenhaut auf ebenem Boden. Ihr Deckbett die groſſe Himmelsdecke. Der Cacike hatte ein etwas beſſeres Bette, nämlich ein ausgeſpanntes an zwey Bäume geheftetes Garn, oder geſtricktes Fiſchernetz. Er liegt alſo in den Lüften, damit er von den Schlangen und Kröten, ſo hier ſehr groß und unzählbar ſind, wie auch vor den grauſamen Tigern ſo hier ſchaarweis zu ſehen, ſicher ſey.

Zu dieſem giengen denn alle Patres Mißionarii etwas näher hinzu, und weil der Unſrigen viel waren, ſowol Patres, als getaufte Indianer; ſo fürchteten ſich dieſe arme Tropfen, weil ſie meynten, wir wollten ſie gefangen nehmen: als wir aber an ſtatt des Gewehres Nadeln und Fiſchangeln heraus zogen, da verlohren ſie die Furcht, lieffen uns alle zu, umringeten uns, ſtrecketen die Hände aus; dieſer grif um die Nadeln, jener um die Fiſchangel, dieſen ſtachen die gelben Glufen in die Augen, jenen lachte das weiſſe Brod an:

ſie gaben uns auf dieſe Weiſe das beſte fetteſte Kühfleiſch für unſre dreyhundert Ruderknechte und Indier, für uns aber das ſchönſte und friſcheſte Kalbfleiſch.

Den 24. May war dieſes Fleiſch, welches wir vorgeſtern um wenige Nadeln, Angeln, ꝛc. von den Unglaubigen gekauft hatten, ſchon aufgezehrt, unſre Ruderknechte nahmen derowegen die zuvor gekauften Pferde und ritten eine halbe Stund weit ins Land hinein, ſo eine ebene Grasmaſtung, und voll des ſchönſten Viehes war, fiengen ſechs feiſte Kühe, ſamt vier Kälbern, hackten ſie in vier Theile, und brachten ſie zum Fluße, die Köpfe, Füße, Lungen, Lebern ſamt dem übrigen Eingeweide und Haut lieſen ſie auf dem Felde denen Vögeln zum Raube: dieſes alles geſchah in einer Stunde. Es iſt nicht zu ſagen, wie die Indianer ſo hurtig ſind ein Rind zu fangen, zu fällen, auszuziehen und zu vierteln: aber noch geſchwinder ſind ſie im Eſſen, ſie ſind dergeſtalt dem Fleiſcheſſen ergeben, und daran gewohnet, daß ſie es allezeit ohne Salz, denn die Indianer haben kein Salz, ohne Brod, halb roh und blutig eſſen, und können wir ihnen dieſe böſe Gewohnheit nicht abgewöhnen, ſo ſtark wir uns auch bemühen. Es geſchiehet wohl zu Zeiten, daß ich einem Kranken von meinen wohlgeſottenen, und auf teutſche Manier mit Peterſilien, Rosmarin, oder Mayoran zubereitetem Fleiſche in ſein Haus ſchicke, er giebt es aber den Hunden und ißt lieber ſein rohes, blutiges, dreymal über das Feuer geſchwungenes, rauchigtes Stuck Fleiſch, ſo ihm beſſer ſchmeckt, als meine wohlgekochte Portion.

Den 25. kam uns aus der andern Völkerſchaft, S. Crux genannnt, der Pater Joſeph Seravia entgegen, und brachte zwanzig Muſici mit ſich, ſo uns mit allerhand muſicaliſchen Inſtrumenten an ſtatt al-

ler Völkerſchaften empfiengen, und alſo in Fröhlichkeit und Jubel in das gelobte Land einführten. Ueber das brachte er allerhand Proviant, neunzig ſchöne weiſſe Brod, zwey Fäßlein Honig, eingemachte Pfirſchen und Zuckerrohr, gute Lemonen, Citronen, Aepfel, Melonen, Waſſerkürbis und andere americaniſche herrliche Früchte mit, ſo uns alles ſehr wohl bekommen, weil es uns allgemach an Lebensmitteln, das Fleiſch ausgenommen, zu mangeln begonnte. Dieſes war der erſte Mißionarius, den wir ſahen und uns empfieng, er war ein eisgrauer, ehrwürdiger Alter, der allein ohne Geſellen ſchon in das andere Jahr über fünftauſend Seelen weiden und das Brod des Herrn brechen mußte. Er freuete ſich ſehr, wie er hörete, daß vier und vierzig Arbeiter in dem ſo großen paraguayſchen Weinberge angekommen wären, und hoffte endlich auch einen Geſellen zu überkommen, wie auch geſchehen.

Den ſechs und zwanzigſten um Mittagszeit gelangten wir zu einem Orte, wo der Fluß Uruguay von einem Felſen herab fället, und faſt eine halbe Stunde durch lauter groſſe Steine, rauſchet; wir muſten dahero unſere Canoas; darauf die Hütten gebauet waren zertrennen, und einen Baum nach dem andern hinauf ziehen, welches die Indianer in einem halben Tage vollbrachten. Dieſe Nacht ruheten ſie bis den andern halben Tag, es war eine erſchreckliche Arbeit, ſechzig bis ſiebenzig Schuh lange und drey Schuh dicke Bäume, ſo weit in dem Waßer zwiſchen den engen Steinklippen hinauf zu ſchleiffen: welches ſie doch ſehr geſchwind vollbrachten, die Bäume wieder zuſammen bunden, und die Hüttlein wieder aufrichteten daß wir wieder fahren konnten.

Dieſen Waßerfall und daſige enge und rauhe Klippen hat, wie alle Patres Mißionarii insgemein da-

für halten, der vorſichtige Schöpfer der Natur uns und unſern armen Indianern zum höchſten Nutzen erſchaffen und geſetzet. Denn bis hieher ſind ſchon die Spanier aus unerſättlichem Geldgeitz gefahren, aber hier hieß es, non plus ultra: nicht weiter. Sie mußten wieder nach Buenos Ayres zurücke kehren, und bis auf den heutigen Tag haben ſie in unſere Völkerſchaften keinen einzigen Tritt geſetzet, und können mit unſern Indianern keine Gemeinſchaft, Handelſchaft und Schächerey anſtellen. Wie nützlich dieſes ſey, iſt nicht zu beſchreiben.

Als wir nun den Waßerfall glücklich paßiret, und noch weiter wider den Strom fahren muſten, kamen wir endlich, den erſten Junii, nach einer Monatlangen Schiffahrt in der Gegend Japeyu, bey zwey hundert Meilen von Buenos Ayres, ſo das allererſte Volk an dieſem Fluße, und den hochheiligen drey Königen geweyhet iſt, an. Es liegt unter dem ſechs und zwanzigſten Grad Polushöhe, neun Grad von Buenos Ayres entfernet. Wir ſtellten unſre kleine Schiflein in beſte Ordnung, und machten einen halben Mond, die ſtrohenen Hütten, ledernen Dächer und Pforten, bedeckten wir mit grünen Stauden, bey der Pforte machten wir einen Triumphbogen aus Lorbeern, und hiengen an dieſen allerhand Früchte, die uns vom Proviant übrig geblieben. Die Bäume und Canoas zierten wir gleichfalls mit grünen Aeſten. Ein iedes Schiflein hatte einen Tambour, einen Schallmeyer und einen Trompeter, dieſe fiengen an Lermen zu machen, welches die indianiſchen Bootsknechte erfriſchete, die Patres ergötzte, und das umliegende Geſtade, Inſeln, Gehölze und grüne Wälder mit luſtigem Wiederhall erfüllete. In dieſer Poſitur ſtunden wir, da die Sonne unterzugehen begunte, und ſahen auf der andern Seite des Flußes, die in der Höhe liegende Völkerſchaft, Thurn, Kirche, Wohnung

nung der Patres, und lange Gaßen von Häuſern oder Hütten, worinnen die bekehrten Indianer wohnen. Wir konnten aber von ihnen noch nicht geſehen, ſondern durch den Trompetenſchall erkennet werden.

Den zweyten Junii bey Aufgang der Sonne begaben wir uns endlich ienſeits des Flußes der Völkerſchaft entgegen, in beſagter ſchönen Ordnung. Kaum erblickten uns die im Dorfe wohnenden Indianer, ſo erhuben ſie alſobald ein fröhliches Geſchrey Jopáan! Jopáan! liefen aus ihren Hütten einer da, der andere dorther, dieſer halb nackend, iener band noch ein Fell um, ein anderer beſtieg ſeinen Schimmel und tummelte ihn, iener ſprengete ſeinen Rappen, und machte uns americaniſche Complimenten, dieſer nahm ſeinen Bogen und Pfeil, iener ſeine Schlingen und Steine, und liefen was ſie nur laufen konnten dem Fluße zu, ſo gar die kleinen Kinder ſo noch nicht recht laufen konnten, ſprungen und hüpften vor Freuden.

Mitten im Fluße kamen uns zwey Schiflein entgegen gefahren, gleich zweyen wohlarmirten Fregatten oder Galeeren, auf beyden Seiten mit Muſqueten beladen, iedes mit ſeinem Tambour, Schallmeyer und Trompeter, iezt blitzten die Muſqueten, iezt brummten die Trummeln. Unterdeßen ſtritten die zwey Schiflein und das darinnen verborgene Volk wider einander, gaben Feuer aufeinander, und wollten dieſe nicht Feuer geben, ſo brennten gleich andere an deren Statt loß. Andere ſchwungen ſich in den Fluß, rungen miteinander, bald ober bald unter den Wellen, alles ſehr luſtig zu ſehen. Endlich ſtießen ſie zu unſern Schiflein, ſalutirten uns mit einem dreyfachen Feuer, und wandten ſich auf unſere rechte und linke Seiten.

Am Geſtade aber ſtund R. Pater Superior mit zwey Escadronen Cavallerie, und zwey Compagnien Infanterie, ſo alle nicht mehr mit Tiger-Hirſchen-Schaaf oder Kühhäuten bedecket, ſondern in ſpaniſcher Kleidung überaus zierlich gekleidet waren. Ihre Waffen waren Säbel, Muſqueten, Bogen und Pfeil, Schlingen und gebrannte Prügel. Sie ſcharmuzirten eine Weile miteinander, vier Fähndriche ſchwungen ihre Fahnen, vier Trompeter friſchten das Volk an, die Cornet, Fagott, und Schallmeyen bließen Allarm, wir aber ſtiegen allgemach aus unſern grünen Hütten, grüßeten und empfiengen einander, und giengen unter dem fröhlichen Glockengeläute, und unter vielen grünen Triumphbögen der Kirche zu, in Begleitung etlicher tauſend getauften Indianer, ſo eine ganze Armee zu ſeyn ſchien. In der Kirche trafen wir die für uns betenden Indianerinnen an. Alsdann fiengen die Muſicanten das Lobet den Herrn alle Völker ꝛc. an, zur ſchuldigen Dankſagung dem höchſten Gott, daß er ſich abermals über dieſe arme Völker erbarmet, und ihnen ſo viele Seelſorger und neue Arbeiter, ſo weite und gefährliche Wege hergeſchicket hatte.

Nach vollendeten Laudate kam der Corregidor, that eine kurze Dankſagungsrede an uns, und empfieng uns an ſtatt des ganzen Volks. Dieſes that auch eine Indianerinn, ſo die beredteſte unter allen Weibern war, und wie der Pater Superior ſagte, der die paraguayſche Sprache verſtund, ſo ſoll ſie eine überaus ſchöne Rede gethan haben.

Auf dieſe Art gieng der heutige Abend und folgende Tag in lauter Jubel und Freudenzeichen vorbey. Zu Nachts wohneten wir vier unterſchiedlichen Tänzen bey, deren einer ſchöner war denn der andere. Den erſten machten acht ſpaniſche Knaben

ſo

ſo mit Piquen überaus wol ſpieleten; den andern tanzten zwey Fechtmeiſter; den dritten ſechs Schiffer; und den letzten ſechs kleine Büblein zu Pferde, es waren alle Indianer, doch ſpaniſch gekleidet. Darauf fieng ein Scharmützel zu Pferde an, und weil es Nacht war, hier aber kein Wachs noch Oel zu finden iſt, ſelbige zu erleuchten, ſo nahmen ſie große lange Ochſenhörner, füllten ſie mit Fett uud Unſchlitt, und zündeten ſie an, dieſes leuchtete ſo gut als Fackeln, daß die finſtere Nacht gleichſam in den Tag veränderte, die Tänzer erleuchtete, und die Reuterey ſichtbar machte.

Den dritten Junii, am Feſt der heiligen Pfingſten, laſen alle Patres das erſtemal in einer indianiſchen Kirche Meße, dankten dem höchſten Gott; ſeiner werthen Jungfräulichen Mutter, allen Engeln und armen Seelen im Fegfeuer, wegen aller empfangenen Gutthaten und Errettung aus allen zu Waſſer und Lande ausgeſtandenen Gefahren.

Heute, gleichwie nach Empfangung des heiligen Geiſtes die Jünger des Herrn gleich in alle Welt ausgiengen, das Evangelium zu predigen: alſo ſendete der Pater Superior die neuen Mißionarien von hier aus einen ieden in ſein Ort und Völkerſchaft: Mich ließ er an dem erſten Orte Japeyu, denen heiligen drey Königen geweyhet. Pater Antonius Böhm wurde geſchickt nach St. Michael, hundert Meilen von hier entlegen. Die zween Böhmiſchen Patres der eine nach St. Anna, der andere ad Reductionem Corporis Chriſti, hundert und ein und zwanzig Meilen von mir entfernet, und die übrigen in andere Orte, doch alle einer Sprache nämlich Guaranis. Wir nennen es unſere Reductionen, weil alle dieſe Indianer alleine von uns zum chriſtlichen Glauben reduciret worden

den; auf teutſch Völkerſchaften, Gemeinden oder Dörfer.

Dieſer zehlen wir in allen ſechs und zwanzig Ein iede wird von zween Patribus, wann es anders möglich, ſo bis an heutigen Tag wegen großen Abgangs der Prieſter nicht hat geſchehen können, verweſet und verſorget, bisweilen wird ihnen auch ein Bruder zugegeben. Eine Reduction oder Dorf zehlet drey vier fünf ſechs und noch mehr tauſend Seelen. Alle dieſe, (verſtehe ſo tauglich) beichten im Jahr aufs allermindeſte vier mal. Die Congregation noch öfter. Alle dieſe muß der Pater Beicht hören, und abſolviren, communiciren, die Kinder, ſo faſt täglich geboren werden, taufen, denen Sterbenden das heil. Sacrament der letzten Oelung mittheilen, ihnen im Sterbſtündlein beyſtehen, zuſprechen, die Commendationem Animæ beten, hernach den Todten begraben, welches faſt auch täglich geſchiehet. Der Pater muß die, ſo ſich zum heil. Sacrament der Ehe begeben wollen, zuſammen geben, alle Tage denen Jungen die chriſtliche Lehr expliciren, den Roſenkranz denen Alten täglich vorbeten, alsdenn unſer L. F. Litaney, das Salve, und Actum contritionis, Reu und Leid zu Abend erwecken, und ebener maſſen ihnen alles vorſprechen, wie denen iungen Kindern, denn die Alten ſind ſo vergeßlich und ſchwachen Gedächtnißes, daß ſie von ſich ſelbſten kaum das heil. Creutzzeichen machen können. Alle Sonntage und Feyertage, muß er ihnen predigen, das hohe Amt ſingen, in der Faſten dreymal in der Woche eine Hiſtorie erzehlen, die Creutzgänge halten, die Proceßionen anſtellen, und was dergleichen mehr zu einem Seelſorger gehörig, welches alles wenig, wann es nur bey dieſem ſein Verbleiben hätte, wie es in Europa faſt bey allen Seelſorgern hat. Aber hier muß der Pater auch der Meßner ſeyn; an einem Feſte den

Altar ſelber zieren, die Leuchter ſelber ſtellen, (denn auch dieſes können dieſe arme Tröpflein nicht, ſie ſtelleten einen Leuchter oben, den andern darunter,) das Kripplein an Weyhnachten, das heilige Grab zu Oſtern muß er ſelbſten aufmachen. Der Pater iſt der Formſchneider der Antipendia, Caſel, Alben, Chorröcke, Rauchmäntel, Miniſtranten-röcklein, Altartücher, und alles deſſen ſo zur Kirche gehöret, ſo gar iſt vonnöthen, daß die Sacriſtani, alle Tage nach der heiligen Meß die Opferkännlein dem Pater weiſen, ob ſie geputzt oder nicht, ſonſten würden ſie mit ſolchem Unflath auf den Altar kommen, daß es einem grauete. Aus welchen unausſprechlichen Fleiß des Paters hingegen erfolget, daß die Kirchen, Kirchenſachen, Sacriſtey, Paramenta, Altarbilder, Statuen, Leuchter, Alben, Chorröcke, Corporal, Purificatori, ſo ſauber ſind, als ob heil. Cloſterfrauen alles dieſes verſorgten, ſäuberten und täglich wüſchen und putzten.

Dieſes ſey nur obenhin geſagt von der Arbeit des Seelſorgers, das Geiſtliche betreffend. Jetzt laſſet uns ein wenig zur Haushaltung und Vorrath der zeitlichen Güter, nicht ſeine Perſon, ſondern die Indianer betreffend, kommen: Mit wenig Worten will ich alles ſagen, nämlich mit dem heil. Paulo, der Pater muß allen alles ſeyn. Er muß ſein eigner Koch ſeyn, wenn er anders eſſen will, denn durch die einfältigen Indianer würde er nimmermehr etwas zu eſſen bekommen. So gar mein weniges Küchengeſchirr muß ich täglich viſitiren, ſonſt würde es in kurzen unbrauchbar. Und wer wird glauben daß ein Mißionarius auch auf dieſes Acht haben müſſe? ich hätte es nicht geglaubt, greiffe es aber mit meinen Händen.

Wir haben einen überaus ſchönen und groſſen Garten, in den ich gleich einen Schritt weit von meinem

nem Zimmer gehen kann, es iſt ein Kraut, Baum, Blumen und Kräutergarten für die Kranken, und ein überaus ſchöner Weingarten.

Im Krautgarten habe ich das ganze Jahr hindurch: Salat, ſchönen Antivi, Kopfſalat, Bologneſer, Zichori, Paſtinackwurzeln, Ripes, Spinat, Monatrettich, Schellern, Kappis, Kohl, Ruben, Steck oder bäyriſche Ruben, Peterſilien, Anis, Fenchel, Coriander, Melonen, Cucumern und andere indianiſche Kräuter.

Im Kräutergarten habe ich Müntze, Raute, Roßmarin, Pimpernell haben mir die Ameiſen gefreſſen, Majoran, ꝛc.

Im Blumengarten: weiſſe Lilien, indianiſche Lilien, Nartos, Sonnen und Ringelblumen, gelbe und blaue Violen, Pappeln, Ritterſporn, Capucinerlein, und andere indianiſche ſchöne Blumen.

Im Obſtgarten: Aepfel, Birn und Nußbäume, die Birn und Nußbäume wollen keine Früchte tragen, ob ſie gleich groß ſind, Pfirſig, Granatäpfel, ſüſſe und ſaure Lemonien, ſüſſe und ſaure Citronen, Quitten und andere Indianiſche überaus gute Früchte.

Der Weinberg iſt ſo groß, daß er gar wohl auf die funfzig Yhren geben könnte, hat aber dieſes Jahr nicht ſo viel Trauben gebracht, daß ich zweymal über Tiſche davon eſſen können. Die Urſache deſſen ſind die vielfältigen Feinde, als: Ameiſen, Weſpen, Vögel, und wilde Tauben, die ſogleich, ſo bald die Beer ſich färbet, darauf ſind. Ueber alle dieſe iſt der warme trockene Wind, ſo allhier vom Mittag bläſt. Ich habe mit dieſem Weinberge viele Arbeit gehabt

habt, aber alles umſonſt. Dieſer und dergleichen Urſachen halber kommt der Wein allhier überaus hoch und iſt ſehr ungeſund; wegen des Gips, den ſie häufig darein ſchütten, ihn damit zu erhalten.

Die Kranken betreffend, muß auch der Pater der Medicus und Apothecker ſeyn. Der Pater muß dem Patienten die Puls greiffen, und oftmahlen ſelbſten die Adern laſſen, und das Vomitiv geben. Iſt eine andere Medicin vonnöthen, muß er das Pülverlein und das Tränklein nicht nur machen, ſondern auch ſelbſt eingeben, weil dieſes Volk kein Judicium, Maaß oder Ziel hat.

Doch ſind der Krankheiten der Indianer wenig. Faſt alle ſterben an Würmern, die in ihrem Leibe, wegen des erſchröcklichen halb rohen ungeſottenen Fleiſcheſſens, wachſen: Daraus entſtehet der blutige Durchlauf, an welchem faſt alle Indianer ſterben, inſonderheit, wenn ein wenig Kälte einfällt, die dieſes Volk überaus empfindet.

Dieſen Durchlauf zu ſtillen, iſt vonnöthen denen Würmern die Herberge aufzuſagen. Aus dieſer Urſache geben wir den Patienten gleich ein Vomitiv aus Tobackblättern, die dieſe Gäſte nicht leiden mögen; alsdann nehmen wir ein wenig Kuhmilch, drucken eine Lemoni drein, nehmen Raute und Münze, ſo alles bitter, preſſen den Saft heraus, miſchen alles untereinander, und geben es dem Kranken.

Andere Seuchen ſind hier unbekannt, bis auf eine einzige Gattung, die man in Deuſchland die Flecken nennet, an denen vor vier Jahren in dieſem Dorfe auf die zwey tauſend Junge und Alte, darauf gegangen ſind.

Die Dörfer liegen faſt alle in der Höhe auf einem Bühl, an den sehr fiſchreichen Fluß Uruguay oder Parana, haben nach Stärke der Völkerſchaft, sieben, acht, neun hundert, bis tauſend und noch mehr Familien, unter einer Familie wird verſtanden Vater, Mutter und Kinder: es ſind alſo in einem Dorfe ſechs, ſieben, acht und noch mehr tauſend Seelen, denn die Indianer ſind fruchtbar.

Das Dorf hat bey der Kirche einen überaus groſſen ſchönen Rennplatz, vier hundert Schuh breit und ſo viel lang. Die Häuſer werden ausgetheilet, in breite Gaſſen, doch mit dieſem Unterſchiede, daß es nur kleine niedrige Hütten ſind. Die Gemäuer ſind aus wohl aufeinander geſtampfter Erde gebauet. Das Dach iſt mit Stroh bedecket, etliche wenige ausgenommen, ſo wir mit gebrennten Ziegeln nunmehr anfangen zu decken.

Dieſes Haus oder Hütte hat eine einzige Kammer. Es iſt die Stube, die Schlafkammer und Küche, der Keller iſt ein ausgeholter Kürbis, in dieſem hohlen und trinken ſie auch von dem Fluße das Waſſer. Das Bette, deſſen der reich und ein Edelmann ſeyn will, iſt ein geſtricktes langes Fiſchernetz aus Palmen an zween Bäumen aufgehenkt. Die dieſes nicht vermögen, liegen anf einer Tiger oder Kühhaut, auf ebenen Boden ohne Kopfküßen oder Polſter, deſſen Stelle ein harter Block oder Stein vertritt. Das Küchengeſchirr beſtehet in ein oder zwey Häfen, der Löffel iſt die Hand, das Meſſer die Zähne, die Gabel die fünf Finger, das Trinkgeſchirr beſagter Kürbis, der Heerd unter dem Bette, oder wo ſie das Netz ausſpannen, der Bräter oder Spieß, an welchem ſie das Fleiſch braten, ſind die nächſten Stäblein oder Stecken, daran ſie das Fleiſch ſtecken, welches, da es noch auf der einen Seite bratet, ſie ſchon auf der

der andern anfangen zu verzehren, wird alſo der Braten und der Bräter zugleich fertig, und fängt ihm ſchon wiederum an zu hungern, weil er das andere anſtecket. Es giebt wohl einige Indianer, die auch dieſe Gedult nicht haben, ſondern ſie nehmen ein Stuck Fleiſch, ſchwingen es drey mal über den Rauch und Flammen, und fahren gleich dem Maule zu, weil es ſaftig, und das Blut allenthalben bey der gefräßigen Goſche herab rinnet.

Die Thür des Hauſes iſt drey Spannen breit und ſechs hoch, aus Ochſenhaut. Sie wird nie geſchloſſen, weil nichts im Hauſe iſt, das man ſtehlen mag. In dieſer lieget Vater und Mutter, Schweſter und Bruder, Kinder und Kindskinder, Hunde und Katzen, Mäuſe und Ratzen, daß es wimmelt, Grillen, und gewiſſe Käfer, ſo man in Tyrol Schwaben nennet, dem Tauſend nach. Was alles dieſes, in einer ſo engen, niedern Hütte, für einen unleidlichen Dampf verurſachet, iſt leichtlich zu erachten, und dennoch alles dieſes ungeacht, muß man täglich zwanzig dreyſig und mehr Bettlägrige und Alte heimſuchen: ihnen die heiligen Sacramenta adminiſtriren, denen Sterbenden beyſtehen, den Hausvater oder Hausmutter tröſten. Dennoch thue ich dieſes alles mit vielem Vergnügen und Troſte. Ich habe in Europa viele ſterben geſehen, aber ſehr wenige wie dieſe. Es iſt nicht auszuſprechen mit was für einem Frieden, Ruhe des Gewiſſens, Sittſamkeit des Leibes und der Seelen ſie abſcheiden. Auf dem Todbette kümmert ihn weder ſein liebes Weib und lieben Kinderlein, ſo daß man gar keinen Seufzer höret. Es kümmert ihn nicht das Geld und Gut ſo er verlaſſen muß, ſo alles beſtehet in einem ausgeholten Kürbis: nicht die Schulden, ſo er abzuzahlen, nicht das Teſtament, ſo er zu machen hat: nicht die Feindſchaften, deren ſie faſt keine haben. Mit einem Worte, ich vermeine, es ſeye unter der

Sonnen kein Geſchlecht, das ſo ſittſam und ruhig das Zeitliche geſegne, als eben dieſe vor der Welt verachtete, verlaſſene, arme, einfältige Indianer.

Es wird aber mich hier einer fragen: Mein Pater Anton, wann dieſem alſo iſt; Was ſündigen denn die Indianer? Eine fürwitzige Frage: ich will ſie doch beantworten, und nicht aus der Beichte ſchwatzen. Aus den zehen Geboten Gottes, und fünf der catholiſchen Kirche, iſt allein das ſechſte, wo ſich die Indianer ſtoſſen: doch auch in dieſem nicht alle, weil wir hierinn ein Privilegium in Bulla Pauli Tertii haben, im dritten und vierdten Grad ohne Diſpenſation die Indianer zuſammen zu geben.

Ueber dieß, wenn ein Mägdlein vierzehn oder funfzehn Jahr, und der Knabe ſechszehn alt iſt, ſo iſt es ſchon Zeit zur heiligen Ehe. Und warten wir nicht länger, um alles Uebel hiemit zu verhüten. So hindert auch wie in Europa, das Heyrathgut nicht. Der himmliſche Vater nehret ſie. Sie dörfen ſogar kein Handwerk lernen.

Das Haus, wie ich ſchon beſchrieben habe, gebe ich dem neuen Ehevolke, das hochzeitliche Kleid, ſo für den Mann fünf Elen, und für die Braut eben ſo viel wüllene Leinwand iſt, gebe ich ihnen auch. Das Bett, ſo die bloſſe Erde, mit einer Ochſenhaut bedecket, mangelt auch nicht. Das Hochzeitmahl halte ich mit einer oder mehr feiſten Kühen ihnen aus, die andern Täge des Jahres gebe ich ihnen Fleiſch, ſo viel ſie vonnöthen haben. Bloß der ſo oft gemeldte ausgeholte Kürbis, iſt ein Stück das die Frau dem Manne zubringen muß, unter der Bedingung daß ſie ihme darinnen das Waſſer von dem Fluße zutragen werde: wogegen der Indianer verbunden iſt, das Holz in die Küche zu tragen. Mit dieſem wird die

Hey-

Heyrath geſchloſſen, und der heilige Eheſtand angetreten. Bey der Hochzeit leiden wir keine Spielleute und halten keine Tänze. Wenn ſie zuſammen gegeben ſind, und die heilige Meße aus, ſo gehet der Bräutigam da, die Braut dort hinaus, wenn es wohl geräth, ſo eſſen ſie zu Mittage das erſtemahl miteinander, und laden etwann den Vater und Mutter der Braut zu Gaſte, alles auf Koſten der Kuhe, ſo ich ihnen gebe, nebſt ein wenig Salz, ein oder zwey Brode, und ein wenig Honig, mit dem ſie denn praſſen, und fürſtlich leben. Eines iſt hier zu merken, daß, wann die Indianer einen Heyrath eingehen wollen, durchaus nicht der Indianer die Indianerin, ſondern das Weib den Mann zur Ehe begehren muß. Kommet alſo die Indianerin zu mir, und ſaget: Pater, ich möchte dieſen oder ienen zur Ehe nehmen, wenn du zufrieden biſt; ſo citire ich darauf den Indianer, und ſage ihm: dieſe oder iene hat dich, mein Sohn, für ihren Ehemann begehret, biſt du zufrieden? ſagt er ia, ſo faſt allezeit geſchiehet, ſo iſt die Hochzeit vor der Thür.

Ein jedes Dorf hat eine ſchöne, hohe und groſſe Kirche, einen Thurn mit vier oder fünf Glocken, eine oder zwey Orgeln, ein Hochaltar, welcher reichlich verguldet iſt, und zwey oder vier Nebealtäre; wie auch eine ganz verguldete Canzel. Allerhand, doch nur von denen Indianern gemahlte Tafeln, die nicht ſo gar uneben ſind, zieren die Wände; und acht, zehen und mehr ſilberne Leuchter, drey bis fünf ſilberne Kelche, drey oder vier paar ſilberne Opferkännlein; 3. ſilberne Creutze, eine ſaubere Monſtranz und ein groſſes Ciborium, beyde von Silber, den Altar. Die Kelche pflegen allhier, nicht wie in Spanien, verguldet zu ſeyn, wie auch die Cupa innenher nicht, ſondern weiß, wie das Silber von Natur iſt. Die Antipendea Caſulä, Rauchmantel nach Geſtalt der Feſte, und alles,

was zum heiligen Meßopfer gehörig, iſt ſo köſtlich, daß ſie nicht nur in ieglichen Convent in Europa, oder Collegio Societatis ſondern auch in einer ieden Thumkirche mit Ehren könnten gebrauchet werden. Für hier haben wir eine Alben zu Buenos Ayres machen laſſen, ſo hundert und zwanzig Thaler gekoſtet.

Alle Samſtage haben wir ein geſungenes hohes Amt von unſerer lieben Frauen und Litaney. Alle Sonntage Hochamt und Predigt: ſo pflegen mir meine Muſicanten alle Tage unter der heiligen Meße zu muſiciren, ſo ſie, Gott ſey gedanket, nunmehr nicht gar übel machen. Man wird mich fragen, wenn ſie ſo viel Aemter, Litaneyen, Veſpern und Meſſen halten, wer componiret ihnen denn die Pſalmen, Litaneyen, Hymnos, Offertoria; wer die Meſſen, und ſo viel Motteten? und wer hat dieſe Indianer ſingen gelehret? wer die Orgel ſchlagen? wer die Cornett blaſen, und Schallmeyen, Fagott, &c.? Reverendi Patres, wer hat dieſen armen Verlaſſenen das chriſtliche Leben gelehret, wer das heilige Vatter Unſer beten, wer Brod backen, Kleider machen, kochen, mahlen, Glockengieſſen, Orgeln, Cornet, Schallmeyen, Trompeten, Harpfen, und was noch mehr, wer hat ſie gelehret rechte Schlaguhren ſamt den viertel und ganzen Stunden zu machen, dieſer hat ſie auch die Muſic und alle andere Künſte und Handwerke gelehret, nemlich die erſten Patres Mißionarii, unſere heil. Voreltern, und inſonderheit etliche niederländiſche Patres, deren Gedächtniß, Mühe und Arbeit allhier noch in Seegen iſt. Was michs koſtet, die Indianer in unſerer europäiſchen Muſic zu inſtruiren, iſt dem lieben GOtt allein bekannt. Alle Mißionarii, über hundert Meilen weit, ſchicken mir ihre Muſicanten, daß ich ſie in dieſer Kunſt unterweiſe, welche ihnen ganz neu, und von der alten Spaniſchen, ſo ſie annoch haben, wie Tag und Nacht unterſchieden iſt.

Ich muß alſo mit dieſen meinen bärtigen oft eißgrauen Capellbuben von der Scala Muſicæ Ut, Re, Mi, Fa, So, La. ganz auf ein neues anfangen, ſo ich wegen der Liebe GOttes gar gerne thue.

Dieſes Jahr habe ich ſchon inſtruiret, und gleichſam zu ſo viel Meiſtern gemacht: Sechs Trompeter, unterſchiedlicher Reductionen, ein iedes Dorf hat vier Trompeter, drey gute Teorbiſten, vier Organiſten. Ich zeigte dieſen noch keine Partitur, weil dieſe ihnen noch zu ſchwer, ſondern nur gewiſſe Arien, Präambula und Fugen. O wie ſo ſchwer kommt mich dieſes an. Schallmeyer dreyſig, Corretiſten achtzehn, Fagotiſten zehn, habe ich dieſes Jahr ſo weit gebracht, daß ſie alle meine Compoſitionen blaſen und ſingen können. Diſcantiſten habe ich ſchon über funfzig unterwieſen, ſo nicht üble Stimmen, in meiner Reduction habe ich acht indianer Büblein, denen ich das ſo berühmte Laudate pueri, ab CC. R. P. Ignatii Glettle, ſo ich faſt auswendig gekonnt, auf das Pappier ſetzte; dieſes ſingen ſie mit ſolcher Manier, daß es von dieſen armen, nackenden, unſchuldigen indianer Büblein in Europa kaum wird geglaubet werden. Alle Patres Mißionarii ſind voll der Freuden, danken dem höchſten GOtt, daß er einmal nach ſo langen Jahren einigen Mann geſchicket, der die Muſic auch in einen guten Stand brächte. Zur Dankbarkeit ſchicket mir der eine da, der andere dort, ein Fäßlein Honig, Zucker und americaniſche Früchte zu. In was für Ehr mich die Indianer halten, wie ſie mich lieben, will die geiſtliche Geſchämigkeit der Federn zu ſchreiben nicht Erlaubniß geben. Bin alles höchſt unwürdig, der gröſſeſte Sünder, unnützeſte Knecht aller Diener in Chriſto.

Japeyu iſt die erſte Völkerſchaft aus denen ſechs und zwanzigen, ſo mit Gottes Hülfe ſchon bekehret ſind.

Sie liegt in dem neun und zwanzigſten Grad der Polushöhe, auf einem ſchönen erhabenen Bühel, nechſt an dem Flußе Uruguay, welcher ungemein geſund und ſehr fiſchreich iſt.

In dieſem Flußе werden allerhand der ſchönſten mit Bäumen und Gehölz beſchattete Inſeln gefunden. Gleich von dieſer meiner Völkerſchaft oder Dorfe hinüber, einen Steinwurf weit, mitten im Strome hat es ein überaus luſtiges fruchtbares Inſulein, beſonders Melonen zu ſäen tauglich: in welchem ich mit meinen iungen Indianern und Muſicanten offtmals gegen den Abend, kühle Luft zu ſchöpfen, die Tagzeiten zu beten, Gott den Herrn in ſeinen Geſchöpfen zu loben, hinüber zu fahren pflege.

Gegen Mittag, Mitternacht und Niedergang der Sonne, ſiehet man von dieſem meinen Dorfe nichts anders, als ein glattes, ebenes, unendlich weit hinaus ſich erſtreckendes Feld, mit allerhand unzählbarem Herd-Vieh beſetzet, ſo die grünen Grastafeln abgraſen. Wir haben keinen Stall, ſondern laſſen das liebe Vieh Winter und Sommer, Tag und Nacht auf der Wayde, pflegen nicht zu mähen, oder Heu zu machen, weilen das ganze Jahr das beſte knie hohe Gras allda zur Maſtung hat. Wir haben keine Hirten oder Wächter vonnöthen, weil hier kein Dieb iſt. Wenn der Koch Milch kochen will, wie wir denn täglich denen Kranken ein Schüſſelein gekochte Milch zu geben pflegen, ſo ſchicke ich nur den nächſten beſten Indianer in das Feld hinaus, dieſer fänget eine Milchgeberin, melket ſie, und bringt mir die Milch.

Es halten ſich aber in dieſen Feldern auch ganze Heerden der grauſamſten Tiger auf, welche beſonders denen Kälbern nachſetzen, als die ſich nicht gegen ihnen

nen ſtellen können, wie die Kühe und Ochſen, und auch deren Fleiſch zärter iſt, als des alten Viehes, ſo dieſe argliſtige Thiere gar wohl zu unterſcheiden wiſſen. Wenn der grauſame Tiger einen Ochſen fällen will, ſo ſpringet er ſolchem auf den Rücken, beiſſet mit ſeinen ſcharfen Zähnen bis auf das Genick, ſtecket die Klauen darein, und zerreiſſet alſo den lebendigen brüllenden Büffel: den Kälbern beiſſen ſie zuerſt den Kopf ab, und ſaugen alsdenn durch den Hals das Blut heraus, ſo ihnen über alles iſt. Dieſe grauſamen Beſtien ſind nicht nur dem Vieh ſondern noch weit mehr den Menſchen gefährlich, und haben die armen Indianer faſt keinen andern Feind, als eben dieſen. Wann ſie über Land reiſen und des Nachts ſtille liegen müſſen, ſo machen ſie einen groſſen Kreiß von Holz und zünden ihn an, weil er nichts mehr denn das Feuer fliehet. Geſchieht es aber daß ſie das Feuer in der Nacht ausgehen laſſen, worauf der Tiger ſchon paſſet, ſo macht er einen Sprung über die warme Aſche, und ergreift den nächſten beſten in währendem Schlaf, den er erbärmlich zerreiſſet, wie einem Indianer, aus denen, die mich von Buenos Ayres hieher geführet, auf dem Wege wiederfahren.

Es mangelt uns hier auch nicht allerhand Wildprät, als Hirſchen, wilden Schweinen, Rehböcken, Gemſen, deren eine unzählbare Menge ſind. Sie werden von denen Indianern nicht geachtet, ſondern ſie gebrauchen allein die Felle. An Federwildprät fehlet es eben ſo wenig. Der Rebhüner ſind dieſe Felder ſo voll, daß man ohne Pulver und Bley mit den nechſten beſten Stäblein ſelbige tödten kann, ſo mir auch Anfangs unglaublich vorkam, doch ietzund kann ich daran nicht mehr zweifeln, weil meine Indianerbüblein mir ſie oft tutzendweis in die Küche gebracht haben. Die Tauben fliegen Schaarweis auf dem Felde. Solche zu fangen, iſt nicht mehr vonnöthen,

nöthen, als daß man Schlingen aus Roßhaaren, oder Springbögen leget, dieſes habe ich meine Indianer gelehret, weil ſie wegen ihrer groſſen Einfalt nichts um dergleichen europäiſche Argliſt wuſten. Sie haben keine andere Manier, als den Bogen und Pfeil, mit welchen ſie auf ieden Vogel zielen. Der erſtgemeldeten Tauben bringen ſie mir aus meinen Schlingen und Bögen, ſo oft, und ſo viel ich will. Kommt nun ein Gaſt aus denen Patribus Mißionariis zu mir, ſo gebe ich ihm ein Täublein, gebraten oder eingemacht, ein wenig Salat aus meinem Garten mit Honig gemacht (denn Eßig und Oel haben wir nicht) ein Stücklein Brod, und einen Trunk Waſſer aus obgemeldetem Flußе.

Aus der erſtaunlichen Menge Viehes, ſo nur allein in unſern ſechs und zwanzig Reductionen verzehrt wird, mache der geneigte Leſer die Rechnung, was für eine entſetzliche Menge überhaupt in Paraguay vorhanden ſeyn müſſe, und urtheile von der unzählbaren Vermehrung deſſelben, wenn es bey genugſamer Nahrung, ungehindert zunehmen kann. Der Handel mit dem Leder iſt allein ein ſehr wichtiger Gewinn, und ſo viel werth als die Gold uud Silbergruben in andern americaniſchen Ländern.

Die drey Schiffe ſo uns hieher brachten führten allein drey mahl hunderttauſend Stierhäute weg, die ihnen blos für das Abziehen das Stuck funfzehn Kreutzer koſteten; und in Spanien um ſechs und mehr Thaler verkauft werden. Die faſt unzählbaren Kühhäute werden nicht gerechnet aber ſonderlich geachtet.

Die Fortſetzung hievon folgt in dem zweiten Bande.

330
de Nord
Gima I
R. Mearin
TAP
Real R
S. Georges
les Mines
Doce R
S. Paul
les Rois
Cananca

Geſchichte von Paraguay.

Das erſte Buch.

Innhalt.

Von dem Fluße Paraguay. Größe des Landes, welches dieſen Namen führet. Allgemeines Bild der Einwohner deſſelben. Reichthümer und Bergwerke dieſes Landes. Von den Perlen, welche man darinn gefunden hat. Von den köſtlichen Steinen und von dem Eiſen. Von den Ochſen und wilden Pferden. Thiere, welche ihnen nachſtellen. Die Art, wie man die Ochſen und die Pferde jaget. Von dem Kraut Paraguay. Die verſchiedenen Sorten deſſelben. Die Eigenſchaften, ſo man demſelben zueignet. Von den Bienen, von der Baumwolle und von dem Hanfe. Von dem Wein, von den Erdfrüchten, von dem Gifte und Gegengifte. Von den Ottern und Schlangen. Von den Caymans. Von den Cameleonen, Affen, Tatares, Füchſen u. ſ. w. Von den Löwen und Tigern. Von den Hirſchen, wilden Schweinen, Ziegen, Reheböcken und Gemſen. Von dem Anta. Von dem Geflügelwerke, Fiſchen, Seewölfen, Straußen. Erſte Entdeckung von Paraguay. Juan de Solis wird von den Indianern getödet und gefreſſen. Einige Portugieſen kommen nach Paraguay, und ihr Schickſal daſelbſt. Andere Portugieſen kommen dahin. Ihr Schickſal daſelbſt. Verrätherey der Indianer. Sebaſtian Gabot wird von Kaiſer Carl dem fünften dahin geſchickt. Er kommt in die Bay des Rio de la Plata. Breite und Unbequemlichkeit dieſer Bay. Beſchaffenheit des Waſſers des Flußes. Gabot bauet ein Fort, das aber nicht lange ſtehet. Thurn des Gabot. Urſprung des Namens Rio de la Plata. Gabot trift einige Portugieſen

in Paraguay an. Kehret nach Spanien zurücke. Traurige Begebenheit mit einem ſpaniſchen Frauenzimmer. Der Thurm des Gabot wird von den Indianern verbrannt. Die Garniſon wird niedergemacht. Schickſal der Spanier, die in Paraguay zurücke geblieben waren. Was zwiſchen ihnen und den Portugieſen vorfiel. Die Spanier wagen einen Einfall in Braſilien. Der portugieſiſche Hof ſcheinet Abſichten auf Paraguay zu haben. In Spanien werden große Anſtalten zu einem Etabliſſement daſelbſt gemacht. Zuſtand und Abreiſe der Flotte. Der General läßt ſeinen Lieutenant ermorden. Zur Stadt Buenos Ayres wird der Grund geleget. Ein beträchtlicher Theil der Spanier wird von den Indianern geſchlagen. Große Hungersnoth zu Buenos Ayres. Sonderbare Begebenheit eines ſpaniſchen Frauenzimmers. Neues Etabliſſement. Moſchera langt mit ſeinen Spaniern und vielen Braſilianern zu Buenos Ayres an. Entdeckungen des D. Juan de Ayolas. D. Pedro de Mendoza macht ſich auf die Rückreiſe nach Spanien, und ſtirbt elender Weiſe auf dem Meere. Zur Stadt Aſſumption wird der Grund geleget. Damaliger Zuſtand von Buenos Ayres. Eine Seuche reißt zu Aſſumption ein. Unwürdige Handlung des Befehlshabers von Buenos Ayres. Einige Indianer vergelten den Spaniern gleiches mit gleichen, indem ſie das Fort der guten Hofnung angreifen. Der Ort wird befreyet. Irala giebt ſich Mühe etwas von D. Juan de Ayolas zu erfahren. Trauriges Ende des letztern. Irala wird als Generalbefehlshaber erkannt. Auſſerordentliche Hungersnoth zu Buenos Ayres. Irala wird von dem Kaiſer zum Generalbefehlshaber erkläret. Damaliger Zuſtand von Aſſumption. Die Indianer verſchwören ſich wider die Spanier. Ihr Vorhaben wird entdecket. Die Spanier heurathen Indianerinnen. Der Kaiſer ſchickt einen Gouverneur nach Paraguay. Character dieſes Gouverneurs. Seine Verhaltungsbefehle. Seine Abreiſe von Cadix. Er wird auf eine ſonderbare Art von dem Schifbruche gerettet. Er hält ſich auf der Inſel St. Catharina auf; was ſich daſelbſt zuträgt. Neuigkeiten, die er daſelbſt von Paraguay erfährt. Gehet zu Lande nach Aſſumption. Die Ordnung, welche er auf ſeiner Reiſe beobachten läßt, und wie er von allen Indianern empfangen wird. Beſondere Umſtände des Landes, durch welches er reiſet. Seltſame Aufführung dererjenigen gegen ihn, welche zu Aſſumption zu befehlen hatten. Seine Ankunft in dieſer Stadt. Wie er aufgenommen wird.

Das

Das erſte Buch.

Der Fluß Paraguay. Den Namen Paraguay führet ein Fluß, welcher aus dem See Xarayes entſpringt, gegen ſechzehn Grad dreyßig Minuten ſüdlicher Breite, und fünf und zwanzig Grad der Länge, und der, nachdem er eine ziemliche Strecke gegen Südweſt gefloßen, ſich endlich wieder gegen Süden zu wendet. Dieſes Wort bedeutet in der Sprache einiger benachbarten Völker, einen gekrönten Fluß, gleich als ob der See, aus dem er entſpringt, die Krone deſſelben ausmachte. Dom Martin del Barco, Archidiaconus von Buenos Ayres, von dem wir ein hiſtoriſches Gedicht, in ſpaniſcher Sprache, unter dem Titel Argentina haben, hält den See Xarayes nicht für den Urſprung dieſes Flußes, und ſagt, daß man weit über dieſen See, durch den derſelbe fließet, hinaufgefahren ſey, ohne ſeine Quelle entdecken zu können. Zugleich bemerket er, daß einige verſichern wollen, er entſpringe in dem See Parima, in der Provinz del Dorado, welches ein neuerer Schriftſteller a) nicht für ſo fabelhaft hält, als man es insgemein dafür ausgegeben hat. Man könnte ſolches vielleicht auch noch beßer durch eine gewiße Begebenheit beweiſen, die ein anderer Scribent b) erzehlet, aber doch ohne uns die Gewähr davon zu leiſten.

Ein Spanier, ſagt er, Namens Johann Garcia, aus Aſſumption, der Hauptſtadt von Paraguay, gebürtig, war verſchiedene Jahre ein Sclave der Payaguas.

 Die-

a) Der P. Joſeph Gumilla, in ſeinem Buche: el Orinoco illuſtrado.

b) Der P. Peter Loſano; deſcripcion chorographica del gran Chaco.

Dieſer kam zu Anfang des achtzehnden Jahrhunderts, in ſein Vaterland zurücke, und erzehlte, daß er auf einer Reiſe, welche er im Gefolge dieſer Indianer gethan, nachdem ſie den Paraguay hinauf und über den See Xarayes gekommen, bey einem Fluße angelanget, der ſich in denſelben ergoßen. Als ſie weiter fortgezogen, wären ſie endlich bey einem Berge gegenüber angekommen, unter welchem er durchfließet. Alsdann hätten die Payaguas, ehe ſie ſich in dieſen finſtern Canal gewaget, Fackeln von einer gewißen Art Harz angezündet, um ſich vor den Fledermäuſen, die ſie Andiras nennen, in Sicherheit zu ſetzen, welche von einer aufſerordentlichen Größe ſind, und die Reiſenden, ſo dieſe Vorſicht nicht gebrauchen, anfallen. Nachdem ſie nun zween Tage damit zugebracht, wären ſie endlich herausgekommen, und da ſie noch einige Zeit auf dieſem Wege fortgezogen, wären ſie zu dem Eingange eines Sees gekommen, deſſen anderes Ufer man nicht hätte ſehen können. Weiter aber wären ſie nicht gegangen, ſondern auf dem nämlichen Wege, auf dem ſie hieher gekommen, wieder nach Hauſe zurücke gekehret.

Größe des Laufes Paraguay.

Es mag nun an dieſer Erzehlung etwas ſeyn oder nicht, ſo iſt doch ſo viel richtig, daß ſich der Fluß Paraguay, wenn er aus dem See Xarayes herauskommt, und ſich durch viele andere Flüße, deren einige ſehr gros ſind, verſtärket hat, unter dem ſieben und zwanzigſten Grade, mit einem andern Fluß vereiniget, der beynahe parallel mit ihm fortläuft, nachdem er ſich von Oſten gegen Weſten gewendet, und eine ziemliche Strecke gegen Nordoſt zu fließet, da er denn wegen ſeiner Breite den Namen Parana bekommen hat, welcher ſo viel heißt, als das Meer. Nach dieſer Vereinigung wendet ſich der Paraguay, der nun weit tiefer wird, aber nicht mehr ſo breit iſt, gerade gegen Süden, bis auf den vier und dreyßigſten Grad, woſelbſt ſich ein großer Strom mit ihm vereiniget, welcher

von Nordoſt kommt, und Uruguay genennet wird. Sodann fließet er gegen Oſt-Nord-Oſt bis in das Meer, worein er ſich, unter dem fünf und dreyſigſten Grad, und unter dem Namen des Rio de la Plata, ergießet. Dieſen Namen führet auch insgemein der Parana, nach ſeiner Vereinigung mit dem Paraguay, und da dieſer Fluß ſeinen Lauf in einer einigen Provinz endiget, ſo bekam dieſelbe den Namen von ihm. Ob nun aber gleich, durch eine Wirkung der Gewohnheit, von der man vielleicht oft mit aller Mühe keine Urſache würde ausfindig machen können, der Paraguay, nicht nur ſeinen eigenen Namen, wo ſich ſeine Waſſer mit dem Parana vereinigen, ſondern auch ſogar den Namen des Silberflußes verlohren hat, der ihm, aus einem gewißen Irrthum, vor dieſer Vereinigung beygelegt worden, wie wir ſolches bald zeigen werden: ſo iſt er doch, durch eine andere Gewohnheit, von der man ebenfalls keine Urſache anzugeben weiß, wieder entſchädiget worden, indem jenes unerhört große Land, unter dem Namen Paraguay begriffen wird, welches gegen Norden keine andere Gränzen hat, als den See Xarayes, die Provinz Santa Cruz de la Sierra, und die Provinz Charcas, wo die Jeſuiten der Provinz Paraguay, ebenfalls ein Collegium und eine große Mißion haben; gegen Mittag, die Magellaniſche Meerenge; gegen Morgen Braſilien, und gegen Abend Peru und Chili.

Dieſes große Land enthält außer Chaco, ſo der Mittelpunct deſſelben und noch nicht erobert iſt, den See Xarayes, die Provinzen Santa Cruz und Charcas nebſt Tucuman, gegen Abend; den ganzen Strom des Paraguay und des Rio de la Plata gegen Morgen, und gegen Mittag den ganzen übrigen Theil des feſten Landes, der ſich bis an die Magellaniſche Meerenge erſtrecket, woſelbſt die Jeſuiten, in den neuern Zeiten, einige Mißionen aufzurichten angefangen haben. Man kan ſich nun leicht vorſtellen, daß in einem ſo großen Lande, welches ſo erſtaunlich Flußreich, und überall mit unermeßlichen

Wäldern und langen Reihen von Gebürgen beſetzet iſt, die meiſtentheils ungemein hoch ſind, und von denen ſich einige bis an die Wolken erheben; in welchem das niedrigere Erdreich den Überſchwemmungen ausgeſetzet iſt, die in Anſehung ihrer Ausbreitung und Dauer, alles dasjenige übertreffen, was man ſonſt in dieſer Art wahrnimmt; in welchem man ferner überall Teiche und Moräſte antrift, deren ſtehendes faules Waſſer, die Luft nothwendig ſehr ungeſund machen muß; in welchem endlich die von Unkraut gereinigten und angebauten Ländereyen, mit denenienigen, die noch öde liegen, in keine Vergleichung kommen; von einem ſolchem Lande, ſage ich, kann man ſich leicht vorſtellen, daß das Clima daſelbſt ungemein verſchieden, auch der Character und die Sitten der Einwohner, ſehr weit von einander abgehen müſſen.

Allgemeines Bild der Einwohner deſſelben.

Wenn wir dieſe Völker überhaupt kennen lernen wollen, ſo iſt folgendes zu merken. Ihre Haut iſt durchgehends olivenfarb, aber nicht gleich. Ihre Größe iſt ordentlicher Weiſe mehr unter, als über dem mittelmäßigen. Man trift aber auch nicht ſelten Leute daſelbſt an, die ungemein gros ſind; die meiſten haben ziemlich ſtarke Beine und Gelenke, ein feines und ein wenig plattes Angeſicht; die Mannsperſonen, ia ſelbſt die Kinder, vornämlich in den warmen Ländern, gehen ganz nackend einher; die Weibsperſonen aber ſind nur in ſo weit bedecket, als es eine minder ſtrenge Schamhaftigkeit erfordert. Eine iede Nation hat ihre eigene Art ſich zu ſchmücken, oder vielmehr ſich zu verunſtalten; welches ſie oft auf eine ſolche Weiſe thun, die ihnen ein ſcheußliches Anſehen giebt. Unterdeſſen giebt es doch einige unter ihnen, die ſich, bey gewißen Gelegenheiten, Mützen und andern Putz von den allerſchönſten Vogelfedern machen. Von Natur ſind ſie faſt alle zuſammen dumm, wild, unbeſtändig, Menſchenfreßer, auſſerordentlich gefräßig,

fräßig, dem Trunk ergeben, und bekümmern ſich wenig um das Zukünftige, ia nicht einmal um die Nothwendigkeiten des Lebens. Über dieſes ſind ſie der Faulheit und Trägheit auf eine faſt unglaubliche Art ergeben. Wenn man einige derſelben ausnimmt, welche die Raubbegierde, oder die Leidenſchaft, ſich an ihren Feinden zu rächen, mehr wütend, als tapfer gemacht hat, ſind ſie faſt alle zaghaft; und dieienigen, die ihre Freyheit bis hieher erhalten haben, müſſen ſolche blos ihren unzugänglichen Wohnplätzen danken, wo ſie ſich einzuſchließen geſucht haben.

Reichthümer und Bergwerke dieſes Landes.

Die erſten Spanier, welche nach Paraguay kamen, zweifelten gar nicht daran, daß ſie in dieſem Lande große Reichthümer antreffen würden. Sie konnten nicht glauben, daß ein ſo nahe an Peru gränzendes Land, nicht viele Gold- und Silberminen haben ſollte. Und ob man gleich gar frühzeitig den Irrthum entdecket hat, welcher dieſe Meinung veranlaßete, und von dem ich in der Folge reden werde: ſo redete man doch noch länger als ein ganzes Jahrhundert von Paraguay, als von einem Lande, welches einen Überfluß an den reichſten Bergwerken habe. Man kann dieſes ſchon aus dem Titel Argentina abnehmen, den Dom Martin del Barco ſeinem Werke gegeben hat, gleich als wäre das ganze Land nichts anders, als eine große Silbergrube geweſen. Wir wollen hievon den Dom Pedro Eſtevan Davila, den Gouverneur von Rio de la Plata reden laſſen, welcher im Jahr 1637. folgendes an den catholiſchen König ſchrieb: „Die „Fruchtbarkeit und der Überflus, den man ſich in die„ſen Provinzen zu finden verſpricht, gründet ſich vor„nämlich darauf, daß man glaubet, daß ſie an Metal„len und andern Koſtbarkeiten reich ſeyn müſten. Ich „habe Ew. Maieſtät hievon hinlänglichen Bericht ab„geſtattet, und die glaubwürdigſten Beweiſe überſchicket, „von denen ich gewis weiß, daß ſie in der Regiſtratur

„ des königlichen Raths von Indien aufbewahret wor-
„ den ſind. Man hatte zu den Zeiten des Gouverneurs
„ Dom Ruiz Diaz Melgarejo, welcher die Stadt Vil-
„ larica erbauet hat, einige dunkle Begriffe von dieſen
„ Reichthümern. Nachdem man aber mit mehrern
„ Fleiß nach einer genauern Kenntniß getrachtet, hat
„ ſichs gefunden, daß alles dasjenige, was davon be-
„ kannt gemacht worden, ſehr ungewis geweſen ſey.
„ Endlich hat ſich Manuel de Frias, der Eydam des
„ Dom Ruiz, welcher der erſte Gouverneur von Pa-
„ raguay war, als man ſolches in zwey Gouverne-
„ ments abtheilte, gegen E. M. anheiſchig gemacht,
„ dieſe Metalle, die er ſchon gewis zu haben glaubte,
„ zu entdecken. Ich habe mir auch von den glaubwür-
„ digſten Perſonen ſagen laßen, daß er allen nur mögli-
„ chen Fleiß darauf gewendet; daß aber auch alle ſeine
„ Bemühungen umſonſt geweſen. Ich habe E. M. den
„ ganzen Verlauf der Sache von Wort zu Wort über-
„ ſchickt, und zweifle auch nicht, daß ſolcher in der Re-
„ giſtratur des königlichen Raths von Indien zu finden
„ ſeyn wird. Unterdeſſen habe ich zwo Urſachen, die
„ mich bewogen, den Schlus zu machen, daß man ſich
„ auf alle dieſe Acten nicht verlaßen könne. Die erſte
„ iſt, weil die obgenannten Gouverneurs nicht die ge-
„ ringſte Mühe geſparet haben, dieſe Minen zu entde-
„ decken; die zweyte, weil alle die Zeugen, die ihre Aus-
„ ſagen zu ihrem Vortheil eingerichtet, lauter ſolche
„ Leute geweſen, die wider die Geſellſchaft Jeſu einge-
„ nommen waren, im übrigen aber die erforderlichen
„ Eigenſchaften nicht hatten, einen ſolchen Bericht ab-
„ zuſtatten, der würdig geweſen wäre, E. M. überſchickt
„ zu werden.„

Man hat zwar, nahe bey einer Stadt, welche die Spanier auf dem Weg von Braſilien nach Paraguay, und nicht weit von dieſem Fluß, unter dem Namen Xerez erbauet haben, die aber von den Portugieſen aus Braſilien wieder niedergerißen worden, eine geraume Zeit hin-durch,

durch, einige Anzeigen von Goldminen zu entdecken geglaubet; allein ſie ſind gar bald wieder verſchwunden. Die Einwohner von Xerez ſind auch allezeit blutarme Leute geweſen. Eben ſo hat es ſich auch mit den Einwohnern von Villarica verhalten, welche Stadt man nur allzu voreilig mit einem ſo ſchönen Namen beleget hat. Da dieſelben immer von den Portugieſen aus Braſilien beunruhiget wurden, ſahen ſie ſich endlich genöthiget, ſich näher an Paraguay zu ziehen, wo ſie eine neue Stadt gebauet, die eben den Namen führet, den die alte gehabt, ſolchen aber eben ſo wenig verdienet, als iene. Sie hat aber dadurch gar viel gewonnen, daß man ſich nichts mehr von eingebildeten Goldminen träumen ließ, wodurch die Einwohner nur verhindert wurden, nützlichere und ſicherere Maasregeln zu ergreifen, um ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen.

Von den Perlen, welche man da-innen gefunden hat.

In einem Teich, der nicht weit von dem Ort entfernet iſt, wo die Stadt de Santa Fe anfänglich erbauet worden, hat man eine Zeitlang Perlen gefiſchet. Und obwohl der Verfaßer von dem Gedichte, Argentina genannt, davon mit ſeinem gewöhnlichen Feuer redet: ſo hat doch dieſe Fiſcherey völlig aufgehöret, ſo daß man in der Folge der Zeit, gar nichts mehr davon wuſte. Endlich kam ein Spanier, der in ſeiner Jugend von den Abipones gefangen worden war, zu ſeiner Familie zurücke, und da er ſahe, daß die Weiber ſehr begierig nach Perlen wären, ſagte er, daß die Indianer, unter welchen er gelebet, derſelben gar oft einige in ihren Netzen fänden, wenn ſie in dem Teich fiſcheten, wovon ich vorhin geredet. Er ſetzte zu ſeiner Erzehlung noch dieſes hinzu, daß ſie dieſelben wegzuwerfen pflegten, weil ſie ſolche für Dinge hielten, die zu nichts zu brauchen wären. Man ſchickte alſobald dahin, um nähere Kundſchaft davon einzuziehen, und fand, daß es wahr ſey. Unterdeſſen ſcheint es, daß dieſe Fiſcherey

entweder nicht gar ergiebig, oder daß die Perlen ſelbſt von keinem gar zu großen Werthe geweſen; denn ich habe weder geſehen, daß man zu Buenos Ayres damit gehandelt, noch daß Santa-Fe davon reich geworden.

Von den Edelgeſteinen und von dem Eiſen.

Ich habe in einem Manuſcript, ſo von guter Hand zu kommen ſchien, geleſen, daß ſich die Damen zu Aſſumption, der Hauptſtadt der Provinz Paraguay, mit Edelgeſteinen ſchmücken, die in dieſem Lande ſehr gemein ſind. Allein der Verfaſſer meldet nicht, von was für einer Gattung ſie ſind, und ich habe auch ſonſt nichts davon finden können. Der P. Antonius Sepp, ein teutſcher Jeſuit, welcher lange Zeit an den Mißionen zu Paraguay gearbeitet hat, und von dem einige Briefe in der Landsſprache gedruckt ſind, die auch in das Lateiniſche überſetzt worden, hatte ebenfalls eine Entdeckung gemacht, die dieſem Lande ſehr nützlich geweſen ſeyn würde, wenn das, was er gefunden, etwas gemeiner daſelbſt geweſen wäre. Er traf eines Tages einen ſehr harten Stein an, den die Indianer Jtacana nennen, weil er ganz mit kleinen ſchwarzen Flecken beſäet iſt. Er warf denſelben in ein ſehr ſtarkes Feuer, und da fand ſichs, daß die ſchwarzen Flecken, welche kleine Körnigen waren, ein ſehr gutes Eiſen geweſen; allein die Steine, ſo dieſes Metall bey ſich führen, ſind ſehr ſelten. Man hat auch an andern Orten einige Minen von dieſem Metall angetroffen, die aber ſo wenig ergiebig geweſen, daß man ſich genöthiget ſahe, alles Eiſen, ſo man brauchte, von andern Orten kommen zu laſſen.

Von den Ochſen und wilden Pferden.

In den großen ungeheuern Ebenen, die ſich von Buenos Ayres, bis an Chili, und ſehr weit gegen Mittag zu erſtrecken, haben ſich einige Ochſen und Pferde, welche die Spanier, nachdem ſie dieſe Stadt, bald nach ihrer Erbauung wieder geräumet, auf dem freyen Felde verlaſſen, dergeſtalt

ver-

vermehret, daß man um das Jahr 1628 ein ſehr gutes Pferd, um zwo Nadeln, und ſo, nach Proportion, auch einen Ochſen haben konnte. Heut zu Tage aber muß man ſchon weiter gehen, wenn man ſie antreffen will; unterdeſſen iſt ſeit dreyſig Jahren kein Schiff aus dem Hafen von Buenos Ayres ausgelaufen, das nicht mit vierzig bis funfzig tauſend Ochſenhäuten beladen geweſen. Man muß aber mehr als achtzig tauſend ſolche Thiere tödten, wenn man iene Zahl haben will; maſſen alle diejenigen, die nicht von Stieren ſind, und ein gewiſſes Maas haben, zur Handlung nicht taugen, und es auch einige Jäger giebt, welche von allen Ochſen, die ſie erlegt haben, nichts als die Zungen und das Fett nehmen, ſo in dieſem Lande ſtatt der Butter, des Specks, des Oels und Schmalzes gebraucht wird.

Thiere, welche ihnen nachſtellen.

Doch dieſes alles kann uns noch keinen richtigen Begriff von der Vermehrung dieſer Thiere in Paraguay geben; denn die Hunde, von denen ebenfalls eine große Anzahl wild geworden, die Tiger und die Löwen richten mehr derſelben zu ſchanden, als man glauben kann. Man ſagt ſogar, daß die Löwen nicht warten, bis ſie der Hunger nöthiget, wie es die Tiger thun, um die Ochſen zu tödten; ſondern daß ſie oft, gleichſam zur Luſt, eine Jagd mit ihnen anſtellen, und daß man ſie manchmal zehen bis zwölf habe erwürgen, nur einen aber davon anrühren ſehen. Die gröſten Feinde dieſer Thiere aber ſind die Hunde. Schon ſeit zwanzig Jahren iſt der Preis der Häute und des Inſchlitts um zwey Drittel zu Buenos Ayres geſtiegen; und wenn die Ochſen iemals in dieſem Lande ausgerottet werden ſollten, ſo würde ſolches vornämlich durch die Hunde geſchehen, die ſie bekriegen, und welche endlich die Menſchen angreifen würden, wenn ſie keine wilden Thiere mehr fänden. Das erſtaunlichſte dabey iſt, daß man dieſes den Einwohnern von Buenos Ayres, noch auf keinerley Weiſe hat begreiflich machen können. Denn

da einſtens ein Gouverneur der Provinz, einige Soldaten abgeſchickt, um ſie auszurotten, ſo wurden ſie bey ihrer Zurückkunft in der Stadt mit einem Hohngeſchrey aufgenommen und Hundsmörder geheißen. Daher hat man, von der Zeit an, keinen mehr nöthigen können, dieſe Jagd fortzuſetzen.

Die Art, wie man dieſe Ochſen und Pferde iaget.

Die Art, wie man die Ochſenjagd anſtellet, und die man nur das Schlachten nennet, iſt ziemlich ſeltſam. Eine Geſellſchaft von Jägern verſammlet ſich, und begiebt ſich zu Pferde auf eine große Ebene, die völlig mit dieſen Thieren bedeckt iſt. Alsdenn theilen ſie ſich von einander, worauf ein ieder, mit einer Art einer Axt, deren Schneide die Geſtalt eines halben Monds hat, zur Rechten und zur Linken um ſich hauet, und den hintern Füßen der Ochſen einen Hieb beybringet, und ihnen die Gelenke abſchneidet. Sodann fällt das Thier zur Erde nieder, und kann ſich nicht wieder aufhelfen. Unterdeſſen laßen es die Jäger daſelbſt liegen, und fahren immer fort, rechts und links um ſich zu hauen, ſo lange ſie Ochſen antreffen. Man ſagt, daß ein ieder derſelben auf ſolche Weiſe, mehr als acht hundert in einer Stunde zu Boden werfen könne, welches aber übertrieben zu ſeyn ſcheinet. Wenn nun dieſe Thiere dadurch in einen gewaltigen Schrecken gerathen, ſo laufen ſie einander immer in den Weg, indem ſie die Flucht nehmen wollen. Dadurch bekommen die Jäger Zeit, wiederum auszuruhen, und ſich immer ein wenig zu erholen. Nachdem ſie eine ſo gewaltſame Übung einige Tage fortgeſetzet, kehren ſie auf dem Wege zurück, auf dem ſie hergekommen waren, treffen die Ochſen, die ſie auf die Erden geworfen, da wieder an, wo ſie ſolche gelaſſen, bringen ſie gar um, und nehmen ſo viel davon mit ſich, als ſie können, das übrige laßen ſie liegen.

Es iſt leicht zu vermuthen, daß eine ſo große Menge Aeſer, die Luft anſtecken müße, welches ſich auch ſehr

weit

weit verbreiten würde, wenn ſie daſelbſt lange liegen bleiben ſollten. Aber ganze Wolken von Geyern, die ſo gros ſind, wie die Adler, und andere Raubvögel, werfen ſich alſobald auf ſie herab, und in kurzer Zeit ſiehet man nichts mehr daſelbſt als die Gebeine, von denen das Fleiſch völlig abgefreßen iſt. Die Pferde fängt man mit Schlingen; und gleichwie ſolche urſprünglich aus Spanien hergekommen, und hier wild gebohren werden: ſo ſind ſie ungemein ſchön, und auſſerordentlich flüchtig. Unterdeſſen ſuchen ſie die Indianer, welche ihres Orts ſehr liſtig ſind, an ſolche Orte zu treiben, wo ſie wiſſen, daß ſie ſo leicht nicht entwiſchen können. Sobald ſie ihnen nahe genug ſind, ſo werfen ſie ihnen Schlingen an die Füße, ſpringen hernach auf ſie hinauf, und in kurzer Zeit haben ſie ſolche gebändiget. Es giebt auch viel Maulthiere in Paraguay; und dieſe ſind in einem ſolchen Lande ſehr wohl zu gebrauchen, wo es wenig gebahnte Wege, viel auf und abzuſteigen, und ſehr oft die gefährlichſten Sprünge zu machen giebt.

Von dem Kraute Paraguay. Der gröſte Reichthum der Spanier und Indianer aber, und zwar vornämlich derer, welche von den Jeſuiten angewieſen worden, in gewißen Flecken beyſammen zu wohnen, iſt lange Zeit in dieſen Provinzen, und in den meiſten noch iezt, das ſogenannte Paraguaykraut geweſen. Man behauptet, daß der Verſchluß dieſes Krauts anfangs ſo gros geweſen, und ſo viele Perſonen reich gemacht habe, daß ſich auch bey denen der Pracht in gar kurzer Zeit eingeſchlichen, die vorher kaum den nöthigen Lebensunterhalt gehabt. Um dieſen Pracht zu unterſtützen, der wie das Feuer immer mehr überhand nahm, und nicht eher aufhörte, bis keine Materie dazu mehr vorhanden war, ſelbigen zu unterhalten, muſte man ſeine Zuflucht zu den Indianern nehmen, die ſich freywillig unterwürfig gemacht, oder unter die Herrſchaft der Spanier begeben hatten. Es ſtund nicht lange an, ſo machte man Bediente aus ihnen, und

bald darauf gar Sclaven. Da man ſie aber gar nicht ſchonete, ſo muſten die meiſten von ihnen unter der Laſt der Arbeit, die ſie nicht gewohnt waren, und unter der üblen Begegnung, womit man mehr die Erſchöpfung ihrer Kräfte, als ihre Faulheit ſtrafte, endlich unterliegen. Andere aber retteten ſich mit der Flucht, und wurden die unverſöhnlichſten Feinde der Spanier. Dadurch gerieth der gröſte Theil derſelben in ſeine erſte Armuth. Zur Arbeit aber bequemten ſie ſich deſſen ungeachtet nicht. Der Pracht hatte ihre Bedürfniße vermehret, und dieſen konnten ſie mit dem einzigen Paraguaykraut nicht abhelfen. Die meiſten hatten nicht einmal ſo viel, daß ſie dieſes Kraut kaufen konnten, maſſen der ſtarke Verſchluß den Preis deſſelben erhöhet hatte.

Die verſchiedenen Sorten deſſelben.

Dieſes, in dem mittägigen America und Spanien ſo berühmte Kraut, iſt in Frankreich wenig bekannt. Es iſt das Blat eines Baums von der Größe eines mittelmäſigen Apfelbaums. Dem Geſchmack nach kommt es dem Pappelkraut gleich, und wenn es ſeine völlige Größe hat, ſo bekommt es ungefähr die Geſtalt von einem Pomeranzenblat. Es ſiehet auch ein wenig dem Blat des Coca von Peru gleich; aber es wird ſelbſt in Peru mehr geachtet, wohin man ſehr viel davon bringet, vornemlich auf die Gebürge, und überall, wo man in den Bergwerken arbeitet. Die Spanier glauben es ſey daſelbſt um ſo viel nothwendiger, weil der Gebrauch des Weins allda ſchädlich iſt. Man bringt es ganz trocken, und beynahe in Staub verwandelt dahin; läßt es auch nicht lange im Waſſer, weil es daſſelbe ſo ſchwarz machen würde, wie eine Dinte. Ohngeachtet es immer das das nemliche Blat bleibet, hat man daßelbe doch in zwo Sorten unterſchieden. Die erſte heißt Caa, oder Caamini, und die zweyte Caacuys, oder Yerva de Palos. Der P. del Techo aber behauptet, daß der urſpringliche Name deſſelben Caa heiße, von dem er drey

Sorten angiebt, die er Caacuys, Caamini und Caaguazu benennet.

Dieſem Schriftſteller zufolge, der den gröſten Theil ſeines Lebens zu Paraguay zugebracht hat, iſt die Sorte die er Caacuys nennet, die erſte Knoſpe, die eben anfangen will ihre Blätter auszubreiten; die zweyte, Caamini genannt, iſt das Blat, welches ſeine völlige Größe hat, und aus dem man zuvor die Ribben herausnimmt, ehe man es trocknet. Wenn man ſie darinnen läßt, nennet man es Caaguazu, oder Palos. Die Blätter, welche man getrocknet hat, laßen ſich in einer Grube, ſo man in die Erde gräbet, und mit einer Kühhaut zudeckt, leicht erhalten. Die erſte Sorte, Caacuys genannt, läßt ſich nicht ſo lange aufheben, als die zwo andern, deren Blätter man nach Tucuman, nach Peru und Spanien geführet hat; maſſen iene nicht zum Verſchicken tauglich iſt. Auch iſt ſo viel richtig, daß dieſes Kraut, wenn es auf der Stelle gebraucht wird, eine Bitterkeit hat, die ſie anderswo nicht behält, und die ſeine Krafft und ſeinen Werth vermehret. Man bedienet ſich aber des Krautes Caacuys auf folgende Art. Man füllet ein Gefäße mit ſiedendem Waſſer an, und wirft alsdann das zu Pulver geriebene und in einen Teig verwandelte Blat hinein. Wenn ſich ſolcher nach und nach auflöſet, ſo ſchwimmet das wenige, welches etwa von der Erde noch dabey iſt, oben auf, und das ſchöpfet man ab. Man gießet das Waſſer hernach durch eine Leinwand ab, und wenn es ein wenig geſtanden iſt, nimmt man es durch eine Röhre. Ordentlicher Weiſe thut man keinen Zucker daran, ſondern etwas Citronenſaft, oder gewiße Zeltlein, die einen ſehr angenehmen Geruch haben. Will man es als ein Brechmittel gebrauchen, ſo ſchüttet man etwas mehr Waſſer darauf und läſt es lau werden.

Der Ort, wo dieſes Kraut hauptſächlich zubereitet wird, iſt La Villa, oder das neue Villarica, ſo nahe an den

den Gebürgen Maracayu, Paraguay gegen Morgen, unter dem fünf und zwanzigſten Grad und ungefähr fünf und zwanzig Minuten der mittägigen Breite liegt. Dieſer Canton iſt der beſte zum Bau des Baums; er wächſt aber nicht auf den Bergen, ſondern auf dem ſumpfichten Grund, welcher zwiſchen denſelben ſich befindet. Von daher führet man bisweilen für das einige Peru beynahe hundert tauſend Arroben, von fünf und zwanzig Pfund, ſechs Unzen aus. Der Preis von einer Arrobe aber iſt nach unſerm Gelde ſieben Thaler. Unterdeſſen hat das Caacuys keinen beſtimmten Preis, und das Caamini wird noch einmal ſo theuer verkauft als das Palos. Die Indianer, welche ſich unter Anführung der Jeſuiten, in den Provinzen Uruguay und Parana, niedergelaſſen, haben Saamen von dieſem Baum ausgeſäet, den ſie von Maracayu bekommen, welcher daſelbſt ſehr wohl angeſchlagen, oder doch nur wenig ausgeartet ſind. Dieſe Saamenkörner ſehen den Epheukörnern gleich. Übrigens machen dieſe neue Chriſten nichts aus der erſten Sorte. Die zweyte, Caamini, hingegen, behalten ſie zu ihrem Gebrauch, und die dritte, Palos, verkaufen ſie, um dem catholiſchen Könige den Tribut zu bezahlen, und ſich ihre Nothwendigkeiten anzuſchaffen.

Die Eigenſchaften, ſo man demſelben zueignet.

Die Spanier wollen an dieſem Kraut, eine Arzeney, oder ein Verwahrungsmittel, beynahe wider alle ihre Krankheiten haben. So viel iſt wenigſtens nicht zu läugnen, daß daſſelbe eine eröfnende und Harntreibende Kraft hat. Man will verſichern, daß ſich einige, die anfangs gar zu viel von dieſem Kraut zu ſich genommen, eine völlige Verwirrung der Sinne zugezogen, welche viele Tage gewähret hat. Das ſonderbareſte an demſelben aber iſt, daß es oft ganz entgegengeſetzte Wirkungen zuwege bringt; zum Beyſpiel, daß es denen, ſo nicht ſchlafen können, den Schlaf bringt, und hingegen diejenigen, welche in eine Schlafſucht verfallen ſind, wieder erwecket; daß es nahrhaft

iſt,

iſt, und doch durchführet. Hat man es einmal gewohnt, ſo kann man es nicht mehr entbehren; ja, man muß ſich ſo gar alle Mühe geben, es nicht übermäßig zu gebrauchen; ohngeachtet ſolches, wenn das letztere geſchiehet, berauſchet, und faſt alle die Unbequemlichkeiten verurſachet, die man ſonſt von dem Gebrauch der hitzigſten Getränke zu erwarten hat.

Von den Bienen, der Baumwolle und dem Hanf.

In den Wäldern dieſer Provinzen trift man faſt überall Bienen an, welche ſich in den hohlen Bäumen aufhalten. Man zehlt derſelben bey zehen verſchiedene Sorten. Diejenige, ſo wegen der Weiße des Wachſes am meiſten geachtet wird, aber auch ſehr ſelten iſt, heißt Opemus. Das Honig von dieſer Art der Bienen iſt auch beßer, als der andern. Die Baumwolle iſt in dieſem Lande gleichſam zu Hauſe, und der Baum wächſt wie ein kleiner Wald, wie ich es in Louiſiana geſehen habe. Er bringt ſchon das erſte Jahr ſeine Frucht; man muß ihn aber alle Jahre beſchneiden, wie den Weinſtock. Im December und Jenner blühet er, und ſeine Blume kommt der gelben Tulpe gleich. Drey Tage darnach, wenn ſie verblühet hat, verwelket ſie und wird trocken. Die Baumwolle, die ſie in ſich ſchließt, iſt im Hornung ſchon vollkommen zeitig; ſie iſt ungemein weis, und von der beſten Beſchaffenheit. Die Indianer, von denen ich vorhin geredet habe, haben auch Hanf zu ſäen angefangen. Allein ſie fanden allzu viele Schwierigkeiten, ihn ſo weit zu bringen, daß man ihn ſpinnen konnte; daher haben die meiſten nichts mehr damit zu ſchaffen haben wollen. Die Spanier aber ſind unverdroßener geweſen, und wiſſen ſehr guten Nutzen daraus zu ziehen.

Von dem Wein, von den Erdfrüchten, von dem Gifft und Gegengifft.

Auſſer dem Mays, Manioc und den Pataten, ſo man an verſchiedenen Orten mit gutem Erfolg bauet, und wovon diejenigen Indianer, welche das Feld bauen, meiſtens leben, trift man in dieſen Ländern ve…

ſchiedene Früchte und Kräuter an, die in Europa unbekannt ſind, von denen ich einige bey Gelegenheit namhaft machen will. Inſonderheit giebt es einige Früchte daſelbſt, aus denen die Spanier vortrefliche Confitüren zu machen wiſſen. Man hat auch angefangen Weinſtöcke daſelbſt zu pflanzen. Allein ſie ſind nicht überall gleich angeſchlagen. Zu Rioja und Cordua aber, welches zwo Städte in Tucuman ſind, bauet man den Wein in ziemlicher Menge. Derjenige, ſo zu Cordua wächſt, iſt dick, ſtark und ſteiget in den Kopf. Der zu Rioja hat dieſe Fehler nicht. Zu Mendoza aber, einer Stadt, die zu Chili gehöret, und die auf der Gränze, ungefähr fünf u. zwanzig Meilen von Cordua liegt, wird ein Wein gebauet, der nicht viel geringer iſt, als der ſpaniſche. Auch hat man an verſchiedenen Orten Waitzen ausgeſäet; man bedient ſich deſſelben aber, ordentlicher Weiſe, nur zu Kuchen und zu allerley Backwerk. Überall trift man giftige Kräuter an, womit einige Indianer ihre Pfeile vergiften. Es giebt aber auch überall einen Gegengift. Dergleichen iſt unter andern das Sperlingskraut (Herbe de Moineau) welches große Büſche macht. Wie man ſolches hat kennen lernen, und warum es dieſen Namen führet, will ich ſogleich erzehlen.

Unter den verſchiedenen Arten von Sperlingen, die man in dieſen Provinzen ſiehet, und die meiſtentheils die Größe unſrer Amſeln haben, giebt es eine, die ſehr artig iſt, und die man *Macagua* nennt. Dieſes kleine Thier iſt ſehr begierig nach dem Fleiſche der Ottern, und trachtet ihnen beſtändig nach. Sobald es eine zu Geſicht bekommt, ſo verſteckt es ſeinen Kopf unter einem von ſeinen Flügeln, und ſcheinet einer ganz runden Kugel ähnlich zu ſeyn und keine Bewegung zu haben. Die Otter nähert ſich ſodann dieſem Thiere; und da daßelbe ſeinen Kopf ſchon dergeſtalt verborgen hält, daß es durch die Federn des Flügels durchſehen kann: ſo bewegt es ſich nicht eher, bis es der Otter einen Stoß mit ſeinem Schnabel beybringen kann. Allein dafür wird es

auf

auf der Stelle, von ſeinem Feinde, mit einem Stich mit der Zunge bezahlt; ſobald es aber merket, daß es verwundet ſey, frißt es alſobald von ſeinem Kraut, wodurch es in einem Augenblicke geheilet wird. Gleich darauf tritt es wieder auf den Kampfplatz, und ſo oft es verwundet wird, nimmt es ſeine Zuflucht zu ſeinem Heilungsmittel. Dieſes Spiel dauert ſo lange bis die Otter, die ſich nicht ſo, wie der Sperling zu heilen weiß, alles Blut verlohren hat. Sobald ſie todt iſt, ſo ißt ſie der Sperling, und nachdem ſeine Mahlzeit vorbey iſt, ſo bedient er ſich noch einmal ſeines Gegengiftes.

Von den Schlangen und Ottern.

Man wird wenig Länder antreffen, in denen die Schlangen und andere kriechende Thiere, in ſo großer Anzahl und von ſo verſchiedenen Arten gefunden werden. Es giebt derſelben aber auch gar viele, die entweder gar nicht giftig, oder deren Gift wenigſtens nicht ſchädlich iſt. Die Indianer kennen ſolche, und fangen ſie lebendig mit bloßen Händen, und machen ſich Gürtel daraus, ohne daß ihnen der mindeſte Schaden geſchiehet. Einige derſelben ſind zwey und zwanzig Schuh lang, und nach Proportion auch ſehr dick. Dieſe verſchlingen ganze Hirſchen, wenn man anders den Spaniern glauben will, die es mit Augen wollen geſehen haben. Die Indianer ſagen, daß ſie ſich durch den Rachen paaren, und daß die Jungen, den Leib ihrer Mütter aufreißen, um heraus zu kommen; hernach freßen die ſtärkſten, die ſchwächern. Wo dieſes nicht wäre, ſagt der P. Antonius Ruiz de Montoya, würde man faſt nirgends hingehen können, ohne einige von dieſen ungeheuern Thieren anzutreffen. Unter denen, welche Eyer tragen, giebt es einige, deren Eyer ſehr gros ſind, über welche ſich die Mütter ſetzen, um die Jungen auszubrüten.

Die Klapperſchlange, (Serpent à Sonnettes) welche in den meiſten Provinzen des mittägigen America ſo

gemein iſt, wird wohl nirgends häufiger angetroffen, als in Paraguay. Man hat daſelbſt bemerket, daß dieſelbe, wenn ihr Zahnfleiſch allzuſehr mit Gift angefüllt iſt, vielen Schmerzen leiden muß; und daß ſie, um ſich deſſelben zu entledigen, alles angreift, was ſie antrifft, und vermittelſt zweyer hohlen Zähne, die unten an den Wurzeln ziemlich breit ſind, oben aber ſpitzig zugehen, die Feuchtigkeit ſo ihr beſchwerlich iſt, in denjenigen Theil hineinläßt, den ſie erwiſcht. Der Biß dieſer, und verſchiedener anderer großen und kleinen Schlangen, thut eine ſchnelle Wirkung. Bisweilen fließt das Blut in Menge durch die Augen, Naſenlöcher und Ohren, aus dem Zahnfleiſche und unter den Nägeln herfür. Man trift aber auch überall Gegengifte wider dieſes Gift an. Beſonders bedienet man ſich hiezu mit gutem Erfolg, eines Steines, den man den Namen St. Paul beygeleget hat, ferner des Bezoars und des Knoblauchs, den man kauet, und über die Wunde leget. Nicht weniger iſt auch der Kopf des Thiers, und deßen Leber, die man ißt, um das Blut zu reinigen, ein unfehlbares Mittel dawider; doch iſt es weit ſicherer, wenn man gleich auf der Stelle, an dem Orte, wo man geſtochen worden, eine Inciſion macht und Schwefel überleget. Bisweilen iſt dieſes einige Mittel ſchon hinlänglich.

Es giebt auch einige Schlangen, die man Jäger nennet, welche auf die Bäume kriechen und ſich nach ihrem Raube umſehen. Wenn ihnen nun derſelbe nahe kommt, ſo ſchießen ſie auf ihn herab, und faßen ihn ſo feſt, daß er ſich nicht bewegen kann; und ſodann freßen ſie ihn lebendig, mit aller Gemächlichkeit. Wenn ſie aber ganze Thiere aufgefreßen haben, ſo werden ſie ſo ſchwer, daß ſie ſich nicht mehr fortſchleppen können. Oft geſchieht es auch, wenn ſie nicht genug natürliche Wärme haben, ſo große Brocken zu verdauen, daß ſie ſterben müßten, wenn ihnen die Natur nicht ein Mittel an die Hand gegeben hätte, welches ſie ſchwerlich brauchen würden,

wenn ſie Vernunft hätten, und das unterdeſſen doch gut thut. Die Schlange kehret ſich mit ihrem Bauche gegen die Sonne, durch deren Hitze derſelbe zu faulen anfängt. Alsdann ſetzen ſich Würmer daran, und die Vögel kommen herab und ernähren ſich von dem Überfluße, welcher der Schlange den Tod bringen würde. Doch hat ſie wohl acht, daß die Vögel nicht zu weit gehen, und in kurzer Zeit ſiehet ſie ſich wieder in ihren vorigen geſunden Zuſtande. Es ſoll ſich aber, wie man ſagt, mehr als einmal zugetragen haben, daß die Haut, wenn ſie ſich wieder zuſammengezogen, Aeſte von Bäumen, auf welche ſich die Schlange zu bald geleget, mit in ſich hineingezogen; von welcher neuen Beſchwerde ſie ſich aber nicht ſo leicht los machen kann.

Sehr viele leben von Fiſchen, und der P. de Montoya, aus dem ich dieſe Nachricht faſt ganz genommen habe, erzehlet, daß er eines Tages eine Schlange geſehen, deren Kopf die Größe eines Kalbskopfs gehabt, und die an dem Ufer eines Flußes gefiſchet. Den Anfang machte ſie damit, daß ſie aus ihrem Rachen ſehr vielen Schaum in das Waſſer warf; hernach tauchte ſie ihren Kopf ſelbſt in das Waſſer. Bald darauf kam eine große Menge kleiner Fiſche, die der Schaum herzugelocket, zuſammen. Die Schlange blieb hiebey eine Zeitlang unbeweglich; endlich aber ſperrte ſie ihren Rachen auf, und verſchluckte auf einmal eine ziemliche Menge dieſer Fiſche. Eben dieſer Schriftſteller ſahe ein andermal einen von den gröſten Indianern, der bis an den Gürtel im Waſſer ſtund und fiſchete, von einer Schlange verſchlingen, die ihn den folgenden Tag wieder ganz von ſich an das Land geſpien hatte, doch ſo, daß alle ſeine Beine zerbrochen waren, als ob er zwiſchen zwey Mühlſteinen wäre zerſtoßen worden.

Dieſe ungeheure Art der Schlangen kommt nie aus dem Waſſer heraus. In den ſchnellen Strömen, die auf dem Parana gar gewöhnlich ſind, ſiehet man ſie, mit in

die Höhe gerichtetem Kopfe, der ſehr gros iſt, und mit einem ſehr langen Schwanz ſchwimmen. Die Indianer ſagen, daß ſie ſich nach Art der Thiere auf dem trockenen Lande fortpflanzen, und daß die Männlein, die Weiber eben auf die Art anpacken, wie man ſagt, daß es die Affen in gewiſſen Ländern zu thun pflegen. So viel iſt gewis, daß der P. de Montoya, einſtmals zu einer Indianerin geruffen worden, um ihre Beichte zu hören, die, da ſie eben an dem Ufer eines Flußes mit der Wäſche beſchäftiget geweſen, von einem von dieſen Thieren angepackt worden, das ihr auch, wie ſie ſagte, Gewalt angethan hatte. Der Mißionar traf ſie noch an eben dem Orte ausgeſtreckt auf der Erde liegend an. Sie ſagte ihm, daß ſie es empfände, daß ſie nur noch einige Augenblicke zu leben übrig habe; und in der That ſtarb ſie auch, nachdem ſie kaum ihre Beichte vollendet hatte.

Von den Caymanen

Die Flüße und die großen Teiche, die niemals austrocknen, ſind voller Caymanen, welche zehen bis zwölf Schuh lang ſind. Beſonders giebt es derſelben eine erſtaunliche Menge in dem Pilco Mayo, ſo der gröſte Fluß in Chaco iſt, wo man ſie Yacaras nennet. Wenn ſie ſich ſatt an Fiſchen gefreßen haben, machen ſie ſich auf das Land heraus, und legen ſich auf den Rücken, damit die Sonnenhitze ihre Verdauung befördere. Ohngeachtet die Schuppen, ſo ſie bedecken, ſehr hart ſind, und nahe beyſammen ſtehen, ſo tödten ſie doch die Spanier mit einem Flintenſchuß; die Indianer aber haben eine gar ſeltſame Art, ſie im Waſſer zu fangen. Sie beveſtigen an einen Baum das Ende eines Seils, und an das andere Ende einen Stab, der an ſeinen beyden Enden zugeſpitzt iſt. Wenn ſie nun einen Cayman herbeykommen ſehen, ſo werfen ſie ihm den Stab in den Rachen, den er allezeit offen hat. Und da dieſes Amphibion keine Zunge, oder wenigſtens nur eine ganz kleine Zunge hat, ſo verſchluckt es eine große Menge Waſſer, weil es wegen des Stabs den Schlund zu erweitern genöthiget iſt. Je mehr es ſich nun Mühe

giebt,

giebt, des Stabs los zu werden, deſto tiefer bringet es ihn in den Schlund hinein, ſo daß es alſobald erſticken muß. Sobald es todt iſt, ziehet man es, mit Hülfe des Seils, an das Land.

Der Cayman hat unter den vordern Pfoten kleine Blaſen oder Beutel, die mit einer Subſtanz angefüllet ſind, deren Geruch ſo ſtark iſt, daß er alſobald in den Kopf ſteiget; wird ſie aber an der Sonne getrocknet, ſo hat ſie völlig den angenehmen Geruch von dem Muſcus. Man behauptet, das Weiblein lege auf einmal, mehr als zwanzig Eyer. Da ſie aber ſolche in den Sand verſtecket, ſo geſchiehet es, daß viele derſelben verdorben werden, wenn die Flüße austreten; auch die Männlein richten nicht wenige mit ihren Klauen zu Grunde. Man ſagt, wenn die Zähne dieſes Thiers von dem Fleiſche der Fiſche, die daßelbe gefreßen, zu voll von Fett worden ſind, ſo komme ein kleiner Sperling, der ihm dieſelben reinige; es geſchähe aber auch oft, daß ein anderer, ſo bald er ſähe, daß das Thier ſeinen Rachen zu dieſer Operation öfnete, in ſeinen Magen hinabſchlupfete, um ihn auszuſaugen. Wenn dieſes Vorgeben richtig wäre, ſo wäre nur die Frage, wie der Vogel wieder herauskäme. Herrera behauptet, daß die Caymanen in dem Rio de la Plata keine Menſchen anfallen; ich habe mir aber von einigen Reiſenden gerade das Gegentheil ſagen laßen, welche ſehr traurige Geſchichte zu erzählen wuſten, die ſie mit ihren eigenen Augen wollten geſehen haben. Vielleicht aber haben ſie die Requine für Caymanen gehalten. So viel iſt wenigſtens richtig, daß die Requine, die man in dieſem großen Fluß antrift weit größer ſind, als die, ſo ſich in andern Flüßen aufhalten; daß ſie auf die Ochſen paßen, welche dahin kommen, um zu trinken, die ſie ſodann bey der Schnauze anpacken und erſticken.

Von den Chameleonen, Af-

Man ſiehet an etlichen Orten Chameleone, ſo fünf bis ſechs Schuh lang

 ſind,

fen, Tataren, Füchſen u. ſ. w. ſind, ihre Junge mit ſich führen, und beſtändig den Rachen gegen die Seite zu offen haben, wo der Wind herkommt. Dieſes Thier iſt ſehr freundlich, aber ungemein tumm. Die Affen in dieſem Lande haben beynahe Menſchengröße, einen ſtarken Bart, und einen langen Schwanz. Trift man ſie mit einem Pfeil, ſo erheben ſie ein fürchterliches Geſchrey, ziehen ſolchen aus der Wunde, und werfen damit nach demienigen, der ſie verwundet hat. Die Füchſe ſind in einigen Provinzen ſehr gemein. An der Seite von Buenos Ayres giebt es einige, ſo den Haaſen ſehr nahe kommen, und einen ſchönen und mannigfärbigen Balg haben. Nichts kann ſchöner ſeyn, als dieſes Thier; es iſt auch von einer ſo zuthätigen Art, daß es die Vorbeygehenden liebkoſet. Allein man muß ſich vor demſelben wohl in Obacht nehmen. Denn wenn man am wenigſten daran denket, läßet es ſeinen Harn, der einen ſo durchdringenden Geſtank hat, daß man ihn mit nichts vergleichen, aber auch unmöglich ausſtehen kann. Daher man ſich genöthiget ſiehet, alles dasienige, was damit beſchmutzet worden iſt, in das Feuer zu werfen. Von den Tataren giebt es zweyerley Gattungen; die einen, welche in der Größe eines halbiährigen Schweins ſind, haben in dem Bauche eine Art von Perlmutter, oder Muſchel, und eine andere um die Gegend der Nieren. Die Schnautze iſt bey allen länglicht; die zwo vordern Pfoten dienen ihnen ſtatt der Hände, und eine iede Pfote hat fünf Finger. Es giebt auch eine Art Kaninchen, welche die Spanier Apercos nennen. Sie haben keinen, oder wenigſtens einen ſehr kurzen Schwanz; ihr Balg iſt ſilberfarbig, und ihr Fleiſch ſehr wohlgeſchmack. Eine andere Art der Kaninichen hat einen ſo kleinen Schlund, daß kaum eine Ameiſe hinein kommen kann.

Von den Löwen und Tigern. Die Löwen und die Tiger ſind überall ſehr gemein, nachdem ſich die ſpaniſchen Ochſen, Pferde und Schweine bis ins unendliche ver-

vermehret haben. Die erſtern ſind daſelbſt viel kleiner, und nicht ſo wild, als die in Africa; die andern aber nirgends gröſſer und grauſamer, als hier zu Lande. Unterdeſſen haben die Indianer doch ein ſicheres Mittel erfunden, wodurch ſie machen, daß ſie vor ihnen fliehen. Da ſie ſehr geſchwind ſind, ſo klettern ſie alſobald auf die Höhe eines Baums hinauf, wenn ſie einen Tiger auf ſich zukommen ſehen, und nichts bey ſich haben, womit ſie ſich gegen ihn vertheidigen können. Die Beſtie, die ihnen nicht nachſteigen kann, hält ſich unten am Fuß des Baums auf, und würde auch ſolange daſelbſt verweilen, bis ſich der Raub ihr ſelbſt überliefern, oder für Schwachheit herabfallen müſte. Allein da man bemerket hat, daß die Tiger den Geruch von dem Urin der Menſchen nicht vertragen können, ſo macht ſich der Indianer dieſe Erfahrung zu Nutzen; worauf der Tiger ſich weit genug entfernet, daß er Zeit hat, ſich in Sicherheit zu ſetzen. Diejenigen, welche mit dem Schießgewehr umgehen können, fürchten ſich noch weniger für ihnen; denn ſie wiſſen ſo gewiß zu treffen, daß man ſie oft in der Flucht einen Tiger hat erlegen ſehen, der ſie mit der gröſten Wuth angefallen hat.

Von den Hirſchen, wilden Schweinen, Ziegen, Reheböcken u. Damhirſchen.

Man zehlt in dieſen Provinzen drey Arten von Hirſchen. Die einen haben beynahe die Gröſſe der Ochſen, und ein vieläſtiges Geweih. Sie halten ſich insgemein in ſumpfigen Gegenden auf. Andere ſind etwas gröſſer, als die Ziegen, und ſuchen ihre Weide in den Ebenen. Die dritten ſind faſt nicht ſtärker, als ein halbjähriges Ziegenböcklein. Die Rehe in Paraguay haben wenig oder nichts, das ſie von den unſrigen unterſcheidet. Die wilden Schweine haben den Nabel, oder vielleicht eine Art eines Luftlochs, auf dem Rücken. Ihr Fleiſch iſt ſehr delicat, und ſo geſund, daß man es auch den Kranken zu eſſen giebt. Die Ebenen von Chaco ſind mit ſchwarzen, rothen, oder

weißen Ziegen, gleichſam bedeckt; die letztern aber triſt man nur auf den Grenzen des Pilco Mayo an. Die Damhirſche, ingleichen die Rehböcke ziehen zu Haufen mit einander, wie die Hamel, die man in Europa hält.

Von dem Anta. Ein anderes in dieſem Theile von America ſehr gemeines Thier, iſt eine Art der Büffelochſen; man nennet es Anta. Es hat die Größe, und auch vieles von der Geſtalt eines Eſels; nur in Anſehung der Ohren iſt es von demſelben unterſchieden. Denn dieſe ſind ſehr kurz. Das ſonderbareſte an dieſem Thier iſt der Rüſſel, den es verlängern, oder einziehen kann, wie es will, und durch welchen es auch, wie man dafür hält, Odem holet. An iedem Fuß befinden ſich drey Klauen, denen man eine unfehlbare Kraft, wider alle Arten des Gifts zuſchreibet; beſonders aber denienigen, die an dem linken Vorderfuß ſind, auf den es ſich niederleget, wenn es ſich nicht wohl befindet. Es bedient ſich der beyden Vorderfüße, wie die Affen und Biber, und mit der nämlichen Leichtigkeit. In ſeinem Bauch triſt man Bezoarſteine an, die ſehr hoch geſchätzet werden. Den Tag über graſet es, des Nachts aber frißt es eine Art von Thone, ſo es in den Moräſten findet, wohin es ſich bey Sonnenuntergang begiebt. Das Fleiſch von dieſem Thier iſt ſehr geſund, und kommt völlig dem Rindfleiſch gleich, nur daß es leichter und beſſer iſt. Die Haut deſſelben iſt ſo ſtark, daß man vorgiebt, ſie könne, wenn ſie trocken iſt, eine Flintenkugel aushalten. Die Spanier machen ſich auch Helme und Küraſſe daraus, wenn ſie ſolche haben können. Die Jagd dieſer Thiere, die ſehr leicht iſt, wird zu Nachts angeſtellet. Man erwartet dieſelben an dem Orte, wohin ſie ſich allezeit truppenweiſe zu begeben pflegen. Siehet man ſie kommen, ſo gehet man ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, welche ſie dergeſtalt blenden und tumm machen, daß ſie über einander purzeln. Alsdenn iſt es

leicht,

leicht, ſie mit dem Schießgewehr zu treffen; wenn nun der Tag herbeykommt, findet man eine große Menge derſelben auf der Erde liegen, die entweder ſchon todt, oder gefährlich verwundet ſind.

Von dem Geflügelwerk, Fiſchen, Seewölfen, Strauſſen.

Das Geflügelwerk von allen Arten wimmelt faſt an allen Orten in dieſem Lande. Man rechnet ungefähr ſechs Gattungen Gänſe. Die Raben ſind hie zu Lande weiß; die Sperlinge ſind goldfarb, und die Rebhüner ſo groß wie die Hüner, und in ſo großer Anzahl, beſonders in den ungeheuern Ebenen, über die man von Buenos Ayres nach Tucuman reiſen muß, daß man ſie Hauffenweis fangen kann, ohne von dem Pferde oder Wagen abzuſteigen. Die Strauße und die Seewölfe ſind an verſchiedenen Orten ſehr gemein. Unter den Fiſchen, die man in den Flüßen und Teichen fängt, findet ſich einer, der ein vollkommenes Schwein iſt, ausgenommen daß er keine Zähne hat; und ein Waſſerhund, der wie die unſrigen bellet. Ein Mißionar traf einſtens einen an, der, nachdem ihn ein Pfeil getroffen, anfangen wollte zu bellen; in eben dem Augenblicke aber kamen andere, die ihn von dem einen Ufer des Flußes, wo er ſich befand, wegtrugen, und auf das andere Ufer hinüber brachten.

Erſte Entdeckung von Paraguay.

Dies iſt überhaupt das Bild dieſes groſſen Landes, welches ſo viele Leute für eines der reicheſten in der neuen Welt halten. Die erſte Entdeckung deſſelben geſchah im Jahr 1516. Durch Juan de Solis, Groſſteuermann von Caſtillen, und zwar blos durch einen ungefähren Zufall. Solis war von Spanien abgereiſet, um die Reiſen nach Braſilien fortzuſetzen, die 1500. durch Vincent Yannes Pinſon, der den Chriſtoph Columbus auf ſeiner erſten Reiſe begleitet hatte, waren angefangen worden, zwey Monate vorher, ehe die Portugieſen noch die geringſte Kenntniß

davon

davon hatten. Den erſten Jenner im Jahr 1516. kam er in einen Hafen, den der Ausfluß eines Stroms machte, den er Rio Genero nennte, und wovon er im Namen der ſpaniſchen Krone Beſitz nahm: ſo wie es Pinſon, ſechzehn Jahre vorher, mit dem Cap de S. Auguſtin machte, dem er den Namen Cap de Conſolation beylegte. Solis fuhr hernach weiter an dem Ufer fort, und indem er ſich auf die rechte Hand wendete, befand er ſich bey dem Eingange einer Bucht, in welche er einen großen Fluß ſich ergießen ſah, dem er ſeinen Namen gab. Allein er getrauete ſich nicht mit ſeinem Schiff weiter zu ſegeln, weil er daſelbſt viele Sandbänke, Felſen und andere Klippen antraf, an denen er leicht hätte ſcheitern können. Unterdeſſen wollte er doch nicht nach Spanien zurücke kehren, ehe er eine genauere Kundſchaft von dieſem Fluß eingezogen hätte. Er ſetzte ſich demnach in ſeine Chaloupe, und ſegelte an dem abendländiſchen Ufer hin. Bald hernach wurde er einige Indianer gewahr, die ihn einzuladen ſchienen, indem ſie alles, was ſie hatten, für ihre Füße legten, gleich als wollten ſie es ihm anbieten.

Juan de Solis wird von den Indianern getödtet und gefreßen.

Solis ließ ſich durch dieſe zweydeutigen Zeichen betrügen. Er landete ohne die geringſte Vorſicht zu gebrauchen, mit einem geringen Gefolge an, in der Abſicht, wie man erzehlet, einige von dieſen Leuten zu entführen, um ſie mit ſich nach Spanien zu bringen. Er hatte nicht einmal Acht darauf, daß ſich dieſe Wilden immer weiter entfernten, ie weiter er in das Land hineinkam. Solchergeſtalt lockten ſie ihn bis in einen Wald, wohin ſie ſich gezogen hatten, und wohin er ihnen faſt ganz alleine nachfolgte. Kaum war er daſelbſt, als ihn ein Hagel von Pfeilen, die von Leuten abgeſchoßen wurden, die er nicht einmal ſahe, nebſt allen denen, die in ſeinem Gefolge waren, todt zur Erde niederſtreckte. Hierauf zogen ihn die Indianer völlig

aus,

aus, zündeten auſſerhalb dem Walde ein großes Feuer an, und brieten und fraßen ſie im Angeſichte derer auf, ſo in der Chaloupe geblieben waren, oder ſich dahin geflüchtet hatten: Und dieſe ſahen alsdenn freylich keinen ſicherern Weg für ſich, als auf das eilfertigſte auf ihr Schiff zurücke zu kehren, und ihre Rückreiſe nach Spanien anzutreten. Dieſes war das traurige Schickſal eines Mannes, der zu ſeiner Zeit für einen der erfahrenſten Seefahrer gehalten wurde, der aber, nach des Herrera Meinung, nicht die nöthige Klugheit hatte, eine Unternehmung, die er über ſich genommen, glücklich hinaus zu führen.

Einige Portugieſen kommen nach Paraguay; ihr Schickſal daſelbſt.

Das Schickſal einiger Portugieſen, welche einige Jahre hernach aus Braſilien nach Paraguay kamen, war nicht viel beſſer. Kaum hatte ſich überall das Gerüchte ausgebreitet, daß die Spanier große Reichthümer in Peru angetroffen hätten: ſo faßte Dom Martin de Soſa, Gouverneur und Generalcapitain von Braſilien, den Entſchluß, ſie mit ihnen zu theilen. Er ſchickte einen vertrauten und herzhaften Mann dahin, Namens Alexis Garcia, der in Geſellſchaft ſeines Sohns und dreyer andern Portugieſen abreiſete und ſeinen Weg gegen Abend zu nahm. Als er an dem Ufer des Paraguay ankam, traf er eine Menge Indianer an, von denen er, wie man ſagt, ihrer tauſend überredet, ihn nachzufolgen. Er fuhr hierauf über den Fluß, gelangte an die Grenzen von Peru, und ſammelte etwas Gold, und Silber in Menge daſelbſt zuſammen. Als er wieder an den Ort des Fluſſes angelanget, wovon er abgereiſt war, entſchloß er ſich hier zum Beſten ſeiner Landsleute, die ſich etwa ſeine Entdeckungen zu Nutzen machen möchten, ein Etabliſſement aufzurichten. In dieſer Abſicht ſchickte er ein paar von ſeinen Leuten ab, um ſeinem General von dem glücklichen Erfolge ſeiner Reiſe Bericht abzuſtatten, und ihm ſein Vorhaben zu entdecken.

Er

gab ihnen einige Stangen gegoßenes Gold und Silber mit, und blieb ganz alleine, mit ſeinem Sohne, der noch ſehr iung war, und mit einem andern Portugieſen, an dem Orte, wo er war. Kaum aber waren iene abgereiſet, ſo ermordeten die Indianer den Garcia nebſt dem Portugieſen, machten den iungen Garcia zum Sclaven, und bemächtigten ſich des ganzen Schatzes.

Andere Portugieſen kommen dahin.

Unterdeſſen verurſachte die Ankunft der beyden Portugieſen in Braſilien, nebſt den Neuigkeiten und den Beweiſen, die ſie bey ſich hatten, daß ſie einen bequemen Weg nach Peru gefunden, eine große Freude. Auf der Stelle machten ſich ſechzig Portugieſen, nebſt einem Haufen Braſilianer, unter Anführung des Georg Sedeno, auf den Weg, um den Garcia aufzuſuchen. Sie waren aber noch nicht an dem Orte angelanget, wo ſie ihn zu finden hoften, als ſie ſchon auf betrübte Spuren von der Untreue der Indianer kamen. Sie ſetzten ihren Weg mit mehrerer Vorſichtigkeit fort. Allein die Barbaren waren ebenfalls auf ihrer Hut, und ſobald ſie nur merkten, daß die Portugieſen angekommen waren, bemüheten ſie ſich, ihnen die Lebensmittel zu entziehen, um ſie zu nöthigen, nach Braſilien zurücke zu kehren.

Ihr Schickſal daſelbſt. Verrätherey der Indianer.

Sedeno merkte ohne viele Mühe, daß er ſich würde ſchlagen müſſen, wenn er hier etwas zu leben haben wollte; und dazu machte er auch gleich die nöthige Vorbereitung. Allein die Indianer kamen ihm zuvor, und fielen ihn von allen Seiten, unter dem Schutze der Wälder, mit ſolcher Wuth an, daß er gar nicht einmal Zeit hatte, ſich zu vertheidigen. Er wurde nebſt einem guten Theil ſeiner Leute in Stücken zerhauen, und die andern flüchteten ſich an die Küſte des Parana. Über dieſen Fluß muſten ſie hinüber, wenn ſie vor denen, ſo ſie verfolgten, ſicher ſeyn wollten. Die Indianer boten ſich an,

ihnen

ihnen dieſen Dienſt zu leiſten. Ihr Anerbieten wurde auch angenommen, und die Portugieſen ſetzten ſich in die Piroguen, die man ihnen anbot. Sie waren aber durchlöchert, und die Löcher waren ſo wohl verſtopfet, daß ſie die Falle, die man ihnen legte, gar nicht einmal merkten. Kaum waren ſie aber in der Mitte des Stroms, ſo ſprangen ihre Führer in das Waſſer, und erreichten durch das ſchwimmen das Ufer wieder, von dem ſie abgefahren waren. Zu gleicher Zeit merkten ſie, daß das Waſſer in ihre Fahrzeuge eindringen wollte, und bis ſie die Urſache davon ausfindig machten, ſanken die Piroguen auf den Boden, und die Portugieſen fanden ihr Grab in dem Waſſer.

1525. Sebaſtian Gabot wird von Carl dem fünften dahin geſchickt.

Man ſollte glauben, es hätte weder die Spanier, noch die Portugieſen etwas mehr reitzen können, ſich in einem Lande feſtzuſetzen, das ihnen nicht anders, als nur durch ſo traurige Zufälle bekannt war. Es iſt auch ganz richtig, daß man in Spanien an nichts weniger gedachte, als ſich die Entdeckung des Solis zu Nutzen zu machen, als man ſolche Neuigkeiten daſelbſt erhielte, welche dieſer Nation, wiewohl aus ſehr ſeichten Gründen, die allergröſte Hofnung machte, aus Paraguay allein ſo viel Reichthümer zu ziehen, als aus allen andern Theilen von America. Sebaſtian Gabot, oder Gabato, ein Venetianer, der im Jahr 1496. mit ſeinem Vater und mit ſeinen Brüdern die Inſel Terre neuve und einen Theil des benachbarten feſten Landes für den König in Engeland, Heinrich den ſiebenten entdecket hatte, ſahe, daß die Engländer, die damals zu Hauſe zu viel zu thun hatten, als daß ſie auf Eroberungen in der neuen Welt denken konnten, wenig mehr aus ihm machten. Er begab ſich deswegen nach Spanien, wo ihn der gute Ruf, in dem er als ein ungemein geſchickter Seefahrer ſtund, die Bedienung eines Grosſteuermanns von Caſtilien zuwege brachte. Das berühmte Schiff la Victoire, das eini-

einige, ſo von der Magellaniſchen Flotte nach Spanien zurücke gekommen war, und das erſte, welches die Reiſe um die Welt gemacht, hatte ſeit kurzen Gewürz und andere koſtbare Waaren aus den Moluccißchen Inſuln nach Hauſe gebracht. Einige Kaufleute von Sevilla trugen daher dem Gabot auf, eine Flotte, die ſie auf ihre Koſten ausrüſten wollten, dahin zu führen. Er willigte auch in ihr Verlangen. Weil er aber nicht in dem Dienſte einer Handlungsgeſellſchaft ſtehen wollte, ſo verlangte er hiezu Befehl von dem Kaiſer zu haben. Und nachdem er ſich nach Madrit begeben, ſchloß er mit Carl dem fünften einen Tractat, welcher den 4. Merz 1525. unterzeichnet wurde.

Die Hauptpuncte dieſes Tractats waren, daß Gabot als Oberbefehlshaber über ein Geſchwader von vier Schiffen befehlen, und daß Martin Mendez, welcher Schatzmeiſter von der Magellaniſchen Flotte geweſen, und auf dem Schiff la Victoire zurücke gekommen war, als Lieutenant unter ihm dienen ſollte; daß er durch die Meerenge gehen, ſich ſodann nach den Moluccißchen Inſeln begeben, und von da aus die Entdeckung von Tharſis, von Ophir und von Cipango machen ſollte, ſo man damals Japon zu ſeyn glaubte; daß er endlich ſeine Schiffe mit Gold, Silber, und mit allem, was dieſe Länder koſtbares hätten, beladen ſollte. Dieſen Vorſchlag hatte er dem Kaiſer ſelbſt gethan. Allein ſo gros das Zutrauen war, das er zu ſich ſelbſt hatte, ſo große Dinge er auch in das Werk zu richten verſprach, ſo fiengen doch die Kaufleute von Sevilla bald an, ſichs reuen zu laßen, daß ſie ihn zum Befehlshaber über ihre Schiffe erwählet hatten, zumal da ſie in kurzen wahrnahmen, daß ſich zwiſchen ihm und Mendez, auf den ſie doch hauptſächlich ihr Vertrauen geſetzet hatten, ein Mißverſtändniß anzuſpinnen anfieng. Sie ließen ſogar dem Kaiſer durch ihren Agenten, den ſie am Hofe hatten, die Erklärung thun, daß, wenn man nicht ſo eilfertig

wäre

wäre, das Geſchwader abreiſen zu laßen, ſie den Kaiſer bitten würden, einen andern Befehlshaber darüber zu beſtellen, als den Grosſteuermann.

1526.
Seine Abreiſe. Er kommt in der Bay des Rio de la Plata an.

Dieſe Erklärung war vergeblich. Gabot gieng den 1. April 1526. unter Segel, nachdem er ſein Geſchwader mit dem fünften Schiffe vermehret hatte, welches eine Privatperſon auf eigene Koſten ausgerüſtet. Herrera beſchuldiget ihn, er habe ſich auf dieſer Reiſe, weder als ein Befehlshaber, noch als ein geſchickter Seemann aufgeführet. Es ſey nicht lange angeſtanden, ſo habe er, wegen übler Wirthſchaft, Mangel an Lebensmitteln gelitten; er habe gegen diejenigen, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen, gar keine Mäßigung gebraucht. Als er, ohne alle Lebensmittel, bey dem Gänſeeylande, das nicht weit von dem Cap St. Auguſtin in Braſilien entfernet iſt, angekommen, hätten ihn die Einwohner ſehr wohl aufgenommen und ſeine Schiffe wieder mit Lebensmitteln verſehen. Dieſen großen Dienſt aber habe er mit dem abſcheulichſten Undank belohnet, indem er einige Kinder, die den vornemſten Perſonen auf der Inſel zugehöret, wider Willen ihrer Eltern, mit ſich eingeſchiffet. Als er endlich vor dem Eingang der Bucht angekommen, worein ſich der Strom ergießet, den man damals Rio de Solis nennte, habe er ſich entſchloßen, nicht weiter zu gehen, theils weil er nicht genug Lebensmittel hatte, die Magellaniſche Meerenge zu paßiren, theils, weil ſeine Leute anfiengen ſchwürig zu werden; und daß er, nachdem er auf einer wüſten Inſel den Martin Mendez, Franz de Roias und Michael de Rodas, die ſeine Aufführung mit ziemlicher Freyheit getadelt, abgeſetzet, erſt den Schluß gefaßt habe, die Bay, wo er ſich befand, zu unterſuchen.

Breite und Unbequemlichkeit dieſer Bay.

Ich ſage die Bay, weil es verſchiedenen Leuten nicht ſcheinet, daß man die Mündung des Stroms, an dem Cap de Sainte Marie, wo ſich das Land von Südoſt gegen Oſt zu wenden anfängt, noch an dem Cap de S. Antoine, bezeichnen dürfe, welcher fünf und vierzig gemeine ſpaniſche Seemeilen, das iſt die ganze Breite der Einfarth der Bay, davon entfernet iſt, ſondern daß man die Meinung derjenigen annehmen müſſe, welche ſie zu Puerta de la Piedra, Montevideo gerade gegen über, mehr den funfzig Meilen von dem Cap S. Antoine ſetzen. Doch will ich mich mit den ſpaniſchen Erdbeſchreibern in keinen Streit einlaßen, welche vorgeben, daß der Rio de la Plata, bey ſeiner Mündung beynahe funfzig Meilen breit ſey. So viel iſt richtig, daß dieſer Fluß einer der größeſten iſt, den man in der Welt kennet; es giebt aber auch ſehr wenige, deren Eingang ſchwerer iſt, wo die Schiffe einer größeren Gefahr unterworfen ſind, und wo ſich mehrere Schifbrüche ereignet haben. Daher nennen ihn auch die Seefahrer die Hölle der Schiffer.

Beſchaffenheit des Waſſers dieſes Fluſſes.

Dieſen Schaden erſetzet er dadurch, daß er ſehr fiſchreich iſt. Inſonderheit findet man daſelbſt eine große Menge Goldforellen auf den Sandbänken, womit er gleichſam beſäet iſt, und die guten Theils an der Gefahr dieſer Schiffarth ſchuld ſind. Sobald man ſüſſes Waſſer zu genießen anfängt, ſcheinet es ganz vortreflich zu ſeyn; allein es koſtet etwas, bis man es gewohnet. Anfangs, wenn man zumal etwas zuviel davon trinket, verurſacht es die Colick, den Durchfall und bisweilen die Ruhr. Sobald man es aber nur ein Monatlang getrunken hat, ſo iſt alles vorüber und nichts mehr zu beſorgen. Auſſerdem daß es ſehr geſund iſt, hat es noch eine andere ganz beſondere Eigenſchaft. Es macht eine ſo helle Stimme, daß man diejenigen, die gewöhnlichermaſſen davon trinken, ſo

gleich erkennet; ſetzet man aber das Trinken deſſelben nicht beſtändig fort, ſo verliehret man dieſen Vortheil nach und nach. Einige Nachrichten melden eben dieſes von den Waſſern des Uruguay, und der meiſten andern Flüße, die ſich in denſelben ergießen. Wenn dieſes wahr iſt, ſo ſcheinet es, daß der Rio de la Plata dieſe Eigenſchaft von dem Uruguay überkomme. Nur wäre auszumachen, ob er dieſelbe oberhalb des Ortes auch habe, wo der Uruguay hineinfließet; wovon ich aber in meinen Nachrichten keine Spur habe finden können.

Gabot bauet ein Fort, ſo aber nicht lang ſtehet.

Doch dem mag ſeyn, wie ihm wolle. Gabot ſiegte über alle Gefährlichkeiten, und langte, ohne den mindeſten widrigen Zufall auf den Inſuln St. Gabriel an, die von ihm dieſen Namen bekommen haben, und die ein wenig oberhalb Buenos Ayres anfangen. Die erſte ſo er antraf, hat eine Meile im Umfang. Er fand einen guten Ankergrund, daher ließ er ſeine Schiffe daſelbſt, ſetzte ſich auf ſeine Schaluppen, wagte ſich in den Canal, den dieſe Inſeln mit dem feſten Lande machen, ſo er zur rechten Hand hatte, und von da aus in den Uruguay, den er für den rechten Strom hielte. Dieſer Irrthum rührte aus zwo Urſachen her; erſtlich verbargen die Inſuln von S. Gabriel, die er zur linken Hand liegen ließ, den Fluß vor ſeinen Augen; zweytens iſt auch der Uruguay ſehr breit, wenn er ſich in den Rio de la Plata ergießt. Er ſchifte alſo weiter fort, und nachdem er zur Rechten, einen kleinen Fluß angetroffen, den er Rio de San Salvator nennte, ſo bauete er daſelbſt eine Schanze oder Fort, wo er den Juan Alvarez Ramon und einige Soldaten, mit dem Befehl zurückließ, daß ſie fortfahren ſollten, den Fluß hinauf zu ſchiffen, den er noch immer für den rechten Rio de Solis hielte; allein nach drey Tagen wurde dieſer Officier, nachdem er auf einer Sandbank geſtrandet, nebſt einem Theil ſeiner Leute von den Indianern getödet. Die übrigen retteten ihr

Leben durch das Schwimmen, und kamen wieder zu dem Gabot, der ſich wegen dieſes betrübten Zufalls entſchloß, auf die Inſuln S. Gabriel zurücke zu kehren.

Thurm des Gabot.

Daſelbſt erkannte er ſeinen Irrthum, ſchifte den rechten Fluß, ungefähr dreyſig Meilen hinauf und bauete eine Schanze an der Einfarth eines Flußes, der aus den Tucumaniſchen Gebürgen kommt, und aus deſſen Indianiſchen Namen, die Spanier Rio Tercero gemacht haben. Sein Fort nennte er Saint-Eſprit; es iſt aber daſſelbe in den Reiſebeſchreibungen mehr unter dem Namen Gabotthurm bekannt. Er ließ eine Beſatzung daſelbſt und ſchifte immer weiter fort, bis er an den Zuſammenfluß des Paraguay und Parana kam. Da er ſich nun zwiſchen zween groſſen Flüßen befand, ſchifte er in denienigen hinein, der ihm der breiteſte zu ſeyn ſchien. Als er aber ſah, daß ſich ſolcher gegen Oſten wendete, befürchtete er, zu weit gegen Braſilien hinzukommen. Derowegen kehrte er wieder in den Zuſammenfluß zurücke, und ſchifte den Paraguay hinauf. Hier wurde er ſogleich von den Indianern angegriffen, die fünf und zwanzig Mann von ſeinen Leuten tödteten, und drey derſelben gefangen nahmen.

Urſprung des Namens Rio de la Plata.

Bald darauf fand er Gelegenheit ſich an ihnen zu rächen, indem er ein großes Blutbad unter dieſen Barbaren anrichtete, welche eben diejenigen zu ſeyn ſchienen, die den Alexis Garcia getödtet, maſſen man verſichert, daß die Frucht ſeines Sieges, ein gut Theil der Beute geweſen, die ſie von dieſem Portugieſen gemacht hatten. Da er nun nichts von dieſer traurigen Begebenheit wuſte, zweifelte er im mindeſten nicht daran, daß ſo vieles Gold und Silber aus den Minen des Landes herkommen müſſe, in dem er ſich befand. In dieſem Gedanken wurde er noch mehr geſtärkt, als er mit einigen andern Indianern, die ſich entweder

aus

aus Furcht vor ſeinen Waffen, oder durch ſeine gute Art dazu bewegen ließen, Freundſchaft aufgerichtet hatte. Denn dieſe verſorgten ihn nicht nur im Überfluß mit Lebensmitteln, an denen er bereits Mangel zu leiden anfieng, ſondern ſie gaben ihm auch Silberſtangen, für einige ſpaniſche Waaren, von ſehr geringen Werth. Indem er nun gar nicht mehr zweifelte, daß es in dieſem Lande Silberminen geben müße, legte er dem Paraguay, den Namen des Rio de la Plata, oder des Silberflußes bey, welcher alle dieienigen betrogen hat, ſo den Urſprung dieſes Namens nicht gewuſt haben.

Gabot trift einige Portugieſen in Paraguay an.

Als er ſich fertig machte, mit ſeinem Schatze auf ſeine Schiffe zurück zu kehren, ſah er einen Portugieſiſchen Capitain Namens Diego Garcias ankommen, den der Generalbefehlshaber von Braſilien abgeſchickt hatte, das Land zu beſehen, und im Namen der Krone Portugal Beſitz davon zu nehmen, der aber nicht ſo viele Leute bey ſich hatte, den erhaltenen Befehl, wider Willen der Spanier zu vollziehen, die er nicht in ſo großer Anzahl an den Ufern des Paraguay anzutreffen vermuthet hatte. Gabot ſeines Orts überlegte, daß er die Portugieſen nie würde verhindern können, ſich Meiſter von dieſem Lande zu machen, wenn er auch mit einer überwiegenden Macht zurücke käme, weil ſie wegen des nahe liegenden Braſiliens im Stande wären, in kurzer Zeit in daſſelbe zu kommen. Aus dieſem Grunde entſchloß er ſich, dem Garcias einige Geſchenke zu machen, um ihn zu bewegen, daß er ihm zu dem Fort St. Eſprit folgen möchte. Es glückte ihm auch; und Garcias trat ſeine Reiſe nach Braſilien wieder an, nachdem er ſich einige Tage bey ihm, in ſeiner Veſtung aufgehalten hatte.

Schickt dem Kaiſer ſehr viel Silber.

Nun glaubte Gabot, er müſſe ſeinen Vorſatz, die Ruckreiſe nach Spanien anzutreten, fahren laſſen. Er hielt davor ſeine Gegenwart ſey in Paraguay höchſt nothwendig.

Deswegen behändigte er dem Fernand Chalderon, den er zum Schazmeiſter ſeiner Eſcadre, an die Stelle des Mendez gemacht, alles Silber, ſo er hatte; er gab ihm auch ein Schreiben mit, worinnen er dem Kaiſer die Urſachen anzeigte, die ihn gehindert hätten, ſeinen aufgehabten Befehl auszurichten; zugleich machte er ihm eine Beſchreibung von dem Lande, ſo er entdecket, und ſchlug diejenigen Maasregeln für, die man würde nehmen müſſen, den Beſitz deſſelben der Krone Spanien zu verſichern. Zulezt bat er Se. Maieſtät ihm eine hinlängliche Verſtärkung zu überſchicken, damit er im Stande ſeyn möchte, ſich den Anfällen ſowohl der Indianer, als der Portugieſen entgegen zu ſetzen.

Kehret nach Spanien zurücke.

Chalderon langte nebſt einem Capitain, Namens Georg Barloque, den ihm Gabot mitgegeben hatte, zu Anfang des Jahrs 1527. in Spanien an. Der Kaiſer nahm ſie ſehr gnädig auf, und bewilligte ihnen alles, was ſie zu verlangen Befehl hatten. Der Anblick des Silbers, ſo ſie ihn überreichten, welches das erſte geweſen ſeyn ſoll, das aus America nach Spanien gekommen, noch mehr aber die Hofnung, die ſie dieſem Prinzen machten, bewegten ihn alles, was Gabot gethan, zu billigen. Carl der fünfte befahl ſogar, daß man etwas von ſeinen eigenen Einkünften, zur Ausrüſtung eines Theils einer großen Flotte nehmen ſollte, welche er nach Paraguay beſtimmte. Unterdeßen verfloßen zwey Jahre, ohne daß ſein Befehl vollzogen wurde. Endlich wurde auch Gabot des Wartens müde. Er glaubte ſeine Gegenwart ſey in Spanien nöthig, um zu verhindern, damit nicht durch noch längern Verzug, die Portugieſen Luſt und Zeit gewinnen möchten, nach Paraguay zurücke zu kehren. Während ſeiner Abweſenheit trug er dem Nunno de Lara das Commando auf, bey dem er hundert und zwanzig Mann, und was er von Lebensmitteln zuſammen bringen konnte, zurückließ. Er ſelbſt aber begab ſich wieder zu ſeiner

Eſca-

Eſcadre, die ſich auf der Stelle fertig machen muſte, die Reiſe nach Spanien anzutretten.

Traurige Begebenheit mit einem ſpaniſchen Frauenzimmer.

Lara, ſeines Orts, ſah ſich überall mit ſolchen Völkern umgeben, von denen er wohl vermuthen konnte, daß ſie ſich wenig für ihm fürchten würden, wo er ſich nicht im Stande befände, ſich gegen ſie zu vertheidigen, im Fall ihnen die Luſt ankommen ſollte, ihn anzugreifen. Er hielt daher für das beſte, ſich ſeine nächſten Nachbarn, welches die Timbues waren, zu Freunden zu machen. Es glückte ihm ſolches auch anfänglich ganz gut. Allein dieſe Verbindung zog gar bald traurige Folgen von einer Seite nach ſich, die er nicht im Stande war, voraus zu ſehen. Mangora, der Cacik von Timbuez beſuchte ihn ſehr oft. Eines Tags ſah er eine ſpaniſche Dame, Namens Lucia Miranda, die Gemahlin des Sebaſtian Hurtado, eines von den vornemſten Officiers von der Beſatzung des Forts, in die er ſich ſterblich verliebte. Dieß blieb ihr nicht lange verborgen; ſie begriff auch gar bald, was ſie von dieſer Leidenſchaft bey einem Barbarn zu befürchten habe, an deſſen Freundſchaft dem Befehlshaber ſo viel gelegen war. Alles, was ſie thun konnte, war, daß ſie ſich auf das ſorgfältigſte ſeinen Augen entzog und wohl auf ihrer Hut war. Mangora ſeines Orts hoffte alles von ihr zu erlangen, was er ſich wünſchte, wenn er ſie nur bewegen könnte, zu ihm zu kommen. Er lud daher den Hurtado ein, und bat ihn, ſeine Gemahlin mit zu bringen. Allein dieſer entſchuldigte ſich damit, daß er ſich ohne Erlaubniß des Befehlshabers nicht entfernen dürfte, und dieſe, ſetzte er hinzu, würde er ſchwerlich erhalten.

Aus dieſer Antwort konnte der Cacik leicht abnehmen, daß er vor allen Dingen den Hurtado aus dem Wege würde räumen müſſen, wenn er ſeine Abſicht erreichen wollte. Indem er nun auf ein bequemes Mittel

hiezu dachte, erfuhr er, daß dieſer Officier, nebſt einem andern, Namens Ruiz Moſchera und funfzig Soldaten abgeſchickt worden, um Lebensmittel zu ſuchen. Nach dieſer erhaltenen Nachricht nahm er ſeine Maasregeln. Er glaubte die Schwäche der ſpaniſchen Beſatzung werde ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens behülflich ſeyn. Er brachte vier tauſend auserleſene Leute zuſammen, und poſtirte ſie in einen Moraſt, der ſehr nahe bey dem Thurm des Gabot war. Hierauf kam er mit dreyſig Mann, welche Erfriſchungen trugen, vor den Eingang des Platzes, und ließ den Befehlshaber ſagen, er habe erfahren, daß er Noth an Lebensmitteln litte, und ſey deswegen gekommen, ihm ſo viel zu überbringen, daß er bis auf die Zurückkunſt ſeiner Cameraden damit würde auslangen können. Lara empfieng ihn mit den deutlichſten Merkmalen ſeiner Dankbarkeit, und wollte ihn, nebſt ſeinen bey ſich habenden Leuten bewirthen. Der Cacik hatte dieſes ſchon vermuthet, und ſeine Leute vorher unterrichtet, was ſie thun ſollten; auch denenienigen, die er in dem Moraſt zurück gelaßen, ein Zeichen gegeben.

Der Thurm des Gabot wird verbrannt; die Beſatzung von den Indianern niedergemacht.

Das Feſtin wurde von dem einen, wie von dem andern Theile mit groſser Frölichkeit angefangen, und dauerte eine ziemliche Zeit in die Nacht hinein. Da ſich endlich die Spanier wegbegeben wollten, gab Mangora einigen von ſeinen Leuten das Zeichen, daß ſie dasienige thun ſollten, was er ihnen anbefohlen, nemlich das Magazin anzuzünden, ſo bald die Spanier wieder zu Hauſe würden angelanget ſeyn. Dieſes geſchah, ohne daß es iemand merkte. Kaum waren die Officiers eingeſchlafen, ſo wurden ſie wieder von den Soldaten aufgeweckt, welche Feuer ſchrien. Sie liefen alle zur Rettung zuſammen. Die Indianer aber bedienten ſich dieſes Augenblicks, um alles nieder zu machen. Viele wurden getödtet, ohne zu wiſſen,

ſen, wie ihnen geſchah. Und da zu gleicher Zeit, die in dem Moraſt geweſene vier tauſend Mann, in die Veſtung eindrungen, ſo wurde daſelbſt der Schrecken und das Niedermezeln bald allgemein. Der Befehlshaber, der bereits verwundet war, bekam endlich den meineidigen Caciken zu Geſichte, welcher ſich über den glücklichen Fortgang ſeiner Verrätherey freuete. Er lief daher auf ihn zu, und rennte ihm den Degen durch den Leib. Da er aber mehr auf ſeine Rache, als auf ſeine eigene Sicherheit bedacht war, ſo ließ er, ob er gleich überall mit den Barbarn umgeben war, doch nicht eher von ihm ab, bis er ihn unter ſeinen Stichen den Geiſt aufgeben ſah, die er ohne Nutzen verdoppelte. Und faſt in eben dem Augenblicke fiel er ſelbſt, auf allen Seiten durchbohret, todt zur Erde nieder.

Nun war in dem Fort, niemand mehr als die unglückliche Miranda, die unſchuldige Urſache eines ſo traurigen Auftritts, nebſt vier andern Weibern und eben ſo viel kleinen Kindern übrig. Dieſe wurden gebunden und zu dem Sirpa, dem Bruder und Nachfolger des Mangora gebracht. So bald dieſer neue Cacik die Miranda ſah, regte ſich in ihm eben die Leidenſchaft, die für ſeinen Bruder ſo unglückliche Folgen gehabt hatte. Er behielt alſo von dieſem kleinen Haufen der Gefangenen niemand für ſich, als nur ſie allein, und ließ ſie alſobald losbinden. Hierauf gab er ihr die Verſicherung, daß ſie keinesweges als eine Sclavin in ſeinem Hauſe ſollte gehalten werden, ſondern daß es blos von ihr abhienge, vollkommen Meiſterin in demſelben zu ſeyn, und daß er ſie nicht für ſo unbedachtſam halte, daß ſie einen armen und hülfloſen Ehemann, dem Haupte einer Nation vorziehen würde, der ſich ein Vergnügen daraus machte, ihr nicht nur ſeine Perſon, ſondern auch alle ſeine Vaſallen unterwürfig zu machen. Miranda ſah zwar leicht ein, daß das geringſte Übel, dem ſie ſich, durch eine abſchlägliche Antwort

wort ausſetzen würde, die allerhärteſte Sclaverey ſeyn würde, in der ſie ihre übrigen Tage hinbringen müſte. Allein ſie durfte ſich nicht lange bedenken, ob ſie ihre Pflicht beobachten, oder ſich aller zu befürchtenden Gefahr ausſetzen wollte. Sie gab dem Siripa ſo gar eine ſolche Antwort, von der ſie glauben konnte, daß ſie ihn auf das höchſte aufbringen würde, in der Hofnung, daß ſich ſeine Liebe gegen ſie in eine Wuth verwandeln, und ein geſchwinder Tod, ihre Unſchuld und ihre Ehre in Sicherheit ſetzen würde.

Doch, ſie betrog ſich. Ihre Weigerung vermehrte vielmehr die Achtung, welche Siripa gegen ſie gefaßet hatte. Seine Leidenſchaft bekam dadurch ein neues Feuer, und er hoffte doch endlich die Beſtändigkeit ſeiner Gefangenen zu beſiegen. Er fuhr fort, ihr mit aller Freundlichkeit zu begegnen; ia er bewies ſogar eine ſolche Achtung, und eine Art der Ehrfurcht gegen ſie, die man von einem Barbarn nicht hätte erwarten ſollen. Dieſes machte ſie aber nur beſorgter wegen der Gefahr, der ſie ausgeſetzt war. Bald darauf kam Hurtado mit ſeinem Gefolge zurücke, und erſtaunte, als er nichts als einen Aſchenhaufen daſelbſt antraf, wo er den Thurm Gabot verlaſſen hatte. Er erkundigte ſich vor allen Dingen um das Schickſal ſeiner Gemahlin; und kaum hatte er ihren Aufenthalt bey dem Cacik von Timbuez erfahren, ſo eilte er dahin, ohne an die Gefahr zu gedenken, welcher er ſich ohne allen Nutzen ausſetzte. Kaum hatte auch Siripa dieſen ſo zärtlich geliebten Ehemann erblicket, ſo kam er auſſer ſich; er ließ den Hurtado an einen Baum binden, und befahl, ihn mit Pfeilen zu erſchießen.

Da man eben im Begrif war, ſeinen Befehl zu vollſtrecken, warf ſich ihm Miranda zu Füſſen, und bath ihn mit tauſend Thränen um das Leben ihres Gemahls. Eine ſo erſtaunliche Wirkung kann eine zärtliche Liebe hervorbringen! Sie dämpfte wirklich die gewaltige Hitze,

die ſie in dem Herzen eines Menſchenfreßers angezündet hatte, und entwafnete einen eiferſüchtigen und raſenden Liebhaber. Hurtado wurde los gebunden. Er bekam ſogar die Erlaubniß ſeine Gemahlin manchmal zu ſprechen. Allein der Cacik ließ ihnen beyderſeits wiſſen, daß ihnen die mindeſte Gemeinſchaft, die ſie weiter mit einander pflegen würden, das Leben koſten ſollte. Wahrſcheinlicher Weiſe wollte er blos dem Hurtado eine Falle legen, um einen Vorwand zu haben, unter welchem er die Gnade, die er ihm eben erwieſen hatte, widerrufen könnte. Hurtado wurde auch gar bald gefangen. Die Gemahlin des Siripa brachte ihm nach wenigen Tagen Nachricht, daß die Miranda ſich zu ihrem Ehemanne geleget habe. Er lief auf der Stelle fort, um hievon ſelbſt Kundſchaft einzuziehen. Seine eigene Augen überzeugten ihn auch gar bald davon, und in der erſten Bewegung ſeines grimmigen Zorns, verdammte er die Miranda zum Feuer. Den Hurtado aber befahl er mit Pfeilen zu erſchießen. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen, und beyde Eheleute gaben eines vor des andern Augen, mit ſolchen Empfindungen ihren Geiſt auf, welche ihrer Tugend würdig waren.

Schickſal der Spanier, die zu Paraguay zurück geblieben waren.

Unter der Zeit, da ſich dieſes bey den Timbues zutrug, verſuchten die Spanier, welche bey dem Moſchera geblieben waren, einige Verbeßerungen an dem Thurm des Gabot zu machen; allein ſie muſten gar bald alle Hofnung aufgeben, vor den Indianern daſelbſt ſicher zu ſeyn, als welche ſie durch ihre Untreue zu unverſöhnlichen Feinden ihrer Nation gemacht hatten. Moſchera wuſte alſo keinen beßern Rath zu erſinnen, als ſich nebſt ſeinen Leuten auf ein kleines Fahrzeug zu begeben, das vor Anker geblieben war. Er ſchifte den Fluß, bis in das Meer hinab, fuhr ſodann an der Küſte hin, und da er gegen den zwey und dreyſigſten Grad der Breite, einen Hafen wahrnahm, fuhr er hinein und

bauete ein kleines Fort daſelbſt. Er fand die Eingebohrnen des Landes ſehr geneigt, Freundſchaft mit ihm aufzurichten. Er beſäete ein Stück Land, das ihm fruchtbar zu ſeyn ſchien. Wenige Tage hernach kam ein Portugieſiſcher Edelmann, Namens Eduard Perez, der aus der Nachbarſchaft vertrieben worden war, nebſt ſeiner Familie zu ihm, den er auch ſehr wohl aufnahm.

Was zwiſchen ihnen und den Portugieſen vorfiel.

Perez blieb daſelbſt nicht lange in Ruhe. Er erhielt von dem Generalbefehlshaber von Braſilien Befehl, an den Ort ſeiner Verweiſung zurücke zu kehren; und bey eben dieſer Gelegenheit wurde dem Moſchera zu wiſſen gemacht, daß er, woferne er an dem Orte ſeines gegenwärtigen Aufenthalts bleiben wollte, vor allen Dingen dem Könige von Portugal, dem dieſes ganze Land gehöre, den Eid der Treue ſchwören müſte. Perez gehorchte; Moſchera aber antwortete mündlich, daß die Abtheilung von Indien zwiſchen den Königen, ihren Herren, noch nicht zu Stande gebracht ſey, und daß er bis zur Zeit, da ſolches geſchehen ſeyn würde, entſchloßen ſey, den Ort, an dem er ſich gegenwärtig befände, zu behaupten. Unterdeſſen fehlte es ihm an Gewehr und Munition. Da aber unter der Zeit ein franzöſiſches Schiff anlangte, welches an der Inſel de la Cananee, ſeinem Fort gerade gegen über, Anker warf, glaubte er ſich dieſer Gelegenheit bedienen zu können, ſich in einen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, im Fall er ſollte angegriffen werden. Er ſchifte ſich alſo mit allen ſeinen Spaniern, und zweyhundert Indianern in zwey Schiffe ein, ſuchte während der Nacht das franzöſiſche Schiff zu erreichen, machte ſich Meiſter davon, entwafnete die Mannſchaft, und führte es an ſein Fort.

Wenige Tage darauf bekam er Nachricht, daß ein beträchtliches Corps Portugieſen zu Meer ankomme, um ihn aufzuheben. Er ließ alſobald eine Batterie von

vier Canonen aufwerfen, die er vor kurzem erbeutet hatte; beveſtigte ſein Fort noch mehr, und ſtellte einen Theil ſeiner Leute zum Hinterhalte in einen Wald, der ihn von der Meerſeite bedeckte. Die Portugieſen waren achtzig Mann ſtark, und hatten eine Menge Braſilianer bey ſich. Da ſie glaubten, daß ſie es nur mit einer Handvoll Spaniern zu thun hätten, die hier erſt vor kurzem ans Land getreten wären, und an allen Nothwendigkeiten Mangel litten: ſo traten ſie dieſen Zug mit eben der Unerſchrockenheit an, wie ein Grand-Prevot, der eine Bande Räuber aufheben ſoll. Ihr Muth wuchs noch mehr, als ſie in dem Hafen ankamen, und niemand ſahen, der ihnen die Landung ſtreitig zu machen ſuchte; ſie kamen ſogar ohne Hinderniß durch den Wald; kaum aber hatten ſie das Fort entdecket, als ſie ſich zu gleicher Zeit den Canonen des Ortes ausgeſetzt, und im Rücken von denen angegriffen ſahen, die ſie durch den Wald hatten ziehen laſſen, ohne ſich zu entdecken. Die Indianer geriethen alſobald darüber in den äußerſten Schrecken; und die Portugieſen folgten ihnen hierinnen bald nach. Auf einmal lief alles auseinander; und wenn diejenigen ausgenommen werden, die ſich gleich Anfangs mit der Flucht retteten, ſo muſten alle übrige, die dem Canonenfeuer entgiengen, über die Klinge ſpringen.

Die Spanier wagen einen Einfall in Braſilien.

Mit dieſem Siege war Moſchera noch nicht zufrieden. Er ſetzte ſich mit einem Theil ſeiner tapferſten Leute, und mit einem großen Haufen Indianer, auf die Fahrzeuge, auf denen ſeine Feinde angekommen waren, und wagte bey S. Vincenz eine Landung. Er plünderte die Stadt und die königlichen Magazine mit weniger Mühe, indem ſich die Portugieſen ſelbſt, die mit der Regierung nicht zufrieden waren, mit ihm vereinigten. Unterdeſſen ſahe er doch bald ein, daß er ſeines bisherigen Glückes ohngeachtet, nicht im Stande ſeyn würde, ſich ferner zu ſchützen; ja, daß eben dieſes eine Urſache

abge-

abgeben möchte, ihn mit einer ſolchen Macht anzugreifen, welcher er unmöglich würde widerſtehen können. Er führte alſo ſeine kleine Colonie auf die Inſul S. Catharina, wo er vor allem Überfalle ſicher zu ſeyn glaubte, wo er aber auch nicht lange blieb.

Der Portugieſiſche Hof ſcheinet Abſichten auf Paraguay zu haben.

Unterdeßen hatte man an dem ſpaniſchen Hofe nicht aufgehöret an Paraguay zu gedenken. Da man aber erfuhr, daß ſich kein einziger Spanier mehr daſelbſt befinde, ſo war der Gedanke, daß man alles das aufs neue würde vornehmen müſſen, was man daſelbſt bereits gethan hatte, und die Abweſenheit des Kaiſers Urſache, daß man viele Zeit vergehen ließ, ohne hierüber einen Entſchluß zu faßen. Ja es ſchien, als denke man gar nicht mehr daran, als man Nachricht erhielte, daß der Hof zu Liſſabon Mine mache, eine Colonie dahin zu ſchicken. Man ſuchte zwar die Kriegsrüſtung, die man zu dem Ende machte, unter dem Vorwande zu verbergen, daß man im Sinne habe, die Franzoſen zu verjagen, die ſich öfters auf der Küſte von Braſilien ſehen ließen, und die, da ſie ſehr wohl von den Braſilianern aufgenommen würden, nicht viel Schwierigkeiten antreffen möchten, ſich daſelbſt auf eine ſolche Art feſt zu ſetzen, daß man ſie nicht ſo leicht würde vertreiben können. Allein, da die Kaiſerin ihrem Bruder, dem Könige in Portugal, ihre Muthmaßungen entdeckte, bekam ſie eine ſolche Antwort, aus der leicht abzunehmen war, daß ſie ganz wohl gegründet ſeyn müſten. Unterdeſſen fieng man doch bald anders zu denken an, da man hörte daß die Portugieſiſche Flotte einen Weg genommen hätte, auf den ſie nicht nach Paraguay kommen konnte. Man ließ alſo noch zwey Jahre vergehen, ehe man in Spanien daran dachte, iemand dahin abzuſchicken.

In Spanien werden Anſtalten zu

Endlich kam der Kaiſer nach Madrid zurücke. Und nun war er ernſtlich

einem Etabliſſement daſelbſt gemacht.

darauf bedacht, ein dauerhaftes Etabliſſement an dem Rio de la Plata aufzurichten. Wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, ſo muß man geſtehen, daß man nie auf eine Unternehmung in der neuen Welt ſolche Zurüſtungen gemacht habe, wie die gegenwärtigen waren. D. Pedro de Mendoza, des Kaiſers Oberſchenk, ſollte das Haupt derſelben ſeyn. Der Kaiſer ernennte ihn zum Gouverneur und Generalcapitain aller Länder, die man bis an das mittägige Meer entdecken würde, unter der Bedingniß, daß er auf zwo Reiſen tauſend Mann und hundert Pferde, Waffen, Munition und Lebensmittel auf ein Jahr dahin führen; und daß er an allen Orten, die er für die bequemſten halten würde, Etabliſſements auf ſeine eigene Koſten aufrichten ſollte. Dagegen würde ihm eine Penſion von zwey tauſend Ducaten auf Lebenslang angewieſen werden; eine gleiche Summe aber könne er alle Jahr von den Einkünften des Landes nehmen. Von den drey Veſtungen, die er auf ſeine Koſten aufrichten würde, ſollte er Grand Alcalde, von derjenigen aber, wo er ſeine ordentliche Wohnung hätte, ſollte er Alguaſil Maior ſeyn; dieſe beyden Bedienungen ſollten erblich bey ſeiner Familie bleiben. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in dieſem Lande könne er nach Spanien zurücke kehren, und an ſeine Stelle einen Gouverneur ernennen; dieſer Gouverneur ſollte, ſobald er ſeine Beſtallung erhalten, die nämlichen Vorzüge genießen, die er ſelbſt gehabt; und obwohl, vermöge der Reichsgeſetze, die Indianiſchen Könige oder Caciken, die zu Kriegsgefangenen gemacht worden, ihr Löſegeld an die herrſchaftliche Caſſe zu bezahlen ſchuldig wären: ſo wolle doch Se. Maieſt. daß ſolches nach Abzug des zehenden Theils für den königlichen Schatz, unter den Gouverneur und unter die Soldaten ausgetheilet werden ſollte. Im Fall die Schätze, der im Krieg gebliebenen Caciken, von den Spaniern erbeutet würden, ſollte die eine Hälfte dem Könige, die andere aber dem Gouverneur gehören.

End-

Endlich ſollte er acht Ordensgeiſtliche mit ſich führen, um den Eingebohrnen des Landes das Evangelium zu predigen; auch ſollten alle Poſten hinlänglich mit Aerzten, Wundärzten und Arzneymitteln verſehen ſeyn. Endlich erklärte ſich der Kaiſer noch gegen den Mendoza, daß er ihm alle Ungerechtigkeiten und Beläſtigungen, die den Indianern könnten angethan werden, auf ſein Gewiſſen gebe, und daß im Übertretungsfall, niemand auf ſeine Gnade ſich Rechnung machen dürfte, da ihre Bekehrung zur chriſtlichen Religion, das einige wäre, ſo ihm am Herzen läge.

1535.
Zuſtand und Abreiſe der Flotte.

Die Befehle waren bereits gegeben, zu Cadix eine Flotte von vierzehn Schiffen auszurüſten, und D. Juan Oſorio, ein Italiäner, der ſich in den italiäniſchen Kriegen beſonders hervorgethan hatte, übernahm, als Lieutenant des Mendoza, das Commando über dieſelbe. Die großen Anſtalten, welche man machte, und die Erzehlungen die ſich von den Reichthümern des Landes, die der Silberfluß durchſtrömet, überall verbreiteten, zogen ſo viele Perſonen, und ſelbſt Leute von ſehr hoher Geburt herbey, daß die erſte Ausrüſtung, die nur aus fünfhundert Mann beſtehen ſollte, auf zwölfhundert anwuchs, worunter ſich mehr als dreyſig vornehme Herren, ſo die älteſten ihrer Häuſer waren, ohne die vielen niederländiſchen Officiers, befanden. Mit einem Worte, nie hat eine Colonie, die aus Spanien in die neue Welt abgeſchickt worden, ſo viele vornehme Leute unter ſeinen Stiftern gehabt. Noch iezt leben die Nachkommen derer, ſo damals die Reiſe mitmachten, zu Paraguay, und beſonders in der Hauptſtadt der Provinz, die eben dieſen Namen führet. Die Flotte gieng 1535. im Monat Auguſt unter Segel, und alſo zu eben der Jahrszeit, welche die bequemſte zu dieſer Reiſe iſt. Denn wenn man nicht vor Ende des Merzmonats in der Bay des Rio de la Plata anlanget, ſo kann es leicht geſchehen, daß die Winde

aus

aus Nord und Nordoſt ausbleiben, und daß man durch die Süd und Südweſtwinde aufgehalten, und folglich in Braſilien zu überwintern genöthiget wird.

Dom Petro de Mendoza läßt ſeinen Lieutenant in Braſilien ermorden.

Ohngeachtet Dom Pedro de Mendoza dieſe Vorſicht gebrauchte, ſo gieng es ihm doch nicht nach Wunſch; und Herrera irret ſich, wenn er vorgiebt, er ſey auf den Inſuln S. Gabriel angelanget, ohne daß er an irgend einem Orte wäre aufgehalten worden. Vielleicht aber hat dieſer Mann einen Vorhang über die Begebenheiten ziehen wollen, die ſich während der Reiſe in Braſilien zugetragen haben. So viel aber iſt ganz richtig, daß die Flotte, nachdem ſie die Linie paßirt hatte, von einem gewaltigen Sturm ergriffen worden, der ſie zerſtreuete, und daß verſchiedene Schiffe nicht eher wieder zu den übrigen gekommen ſind, als an dem Orte ihrer Beſtimmung; daß dasjenige, auf dem ſich Dom Diego de Mendoza, der Bruder des Dom Pedro befand, und etliche wenige andere, glücklich auf den Inſuln S. Gabriel angekommen; daß der Adelantado, mit allen den übrigen ſich genöthiget geſehen, ſich in den Hafen des Rio Janeyro zu flüchten, und daß dieſe Erholung der Anfang ſeines Unglücks geweſen, das nicht eher, als mit ſeinem Tode zu Ende gieng. Die Verdienſte des Dom Juan Oſorio, und vielleicht auch dieſes, daß er ein Fremder war, hatten ihm viele Neider erwecket. Dieſe machten ihn bey dem Adelantado verdächtig, und gaben ihm die Furcht ein, daß ſein Lieutenant nach ſeinem Poſten trachte. Oſorio hatte nicht im mindeſten Gelegenheit zu dieſem Verdacht gegeben. Aber wie oft iſt ein bloßes Mißtrauen hinlänglich, jemand, den man nicht günſtig iſt, für ſchuldig zu erklären! Mendoza gab Befehl, daß man ihm dieſen Nebenbuhler vom Leibe ſchaffen ſollte, und Oſorio wurde ermordet. Sehr viele mißbilligten dieſen Vorgang; einige entſchloßen ſich in Braſilien zu bleiben; andere wollten nach Spanien zurücke kehren,

 und

und nahmen bereits ihren Abſichten gemäſe Maasregeln, als Dom Pedro Wind davon bekam, und Anſtalt zur Abreiſe machte.

Buenos Ayres wird angelegt.

Als er auf dem Cap von S. Maria angelanget war, erfuhr er, daß ſein Bruder nebſt allen, die der Sturm von ihm getrennet hatte, auf den Inſuln S. Gabriel ſich befinde. Er verweilte daher nicht lange, ſich daſelbſt wieder mit ihnen zu vereinigen. Dom Diego bekam zu ſeinem gröſten Erſtaunen ſogleich die Nachricht von dem Tode des Dom Juan Oſorio. Er betrübte ſich im innerſten darüber, und ſagte frey heraus, er fürchte gar ſehr, eine ſo unwürdige Handlung, würde von Gott über ſeinen Bruder und über ſeine ganze Unternehmung gewiß den Fluch bringen. Unterdeſſen, da die ganze Flotte zwiſchen den Inſuln S. Gabriel und der Abendſeite des Flußes wieder beyſammen war, faßte Dom Pedro den Entſchluß, ſeine erſte Anbauung auf dieſer Seite zu machen. Er ſchickte deswegen den Dom Sanche del Campo ab, um daſelbſt einen ſichern und bequemen Ort dazu aufzuſuchen. Dieſer Officier fand auch einen ſolchen in der Gegend, wo ſich die Küſte noch nicht nach Weſten wendet, und auf einer Spitze, die gegen Norden zu, in den Fluß hineingehet. Mendoza ließ daſelbſt den Plaz zu einer Stadt abſtechen, ſo Nueſſa Sennora de Buenos Ayres genennet wurde, weil die Luft daſelbſt ſehr geſund iſt. Jedermann legte auf der Stelle die Hand an das Werk, und es ſtund nicht lange an, ſo hatte ein ieder ſeine Wohnung.

Ein beträchtlicher Theil Spanier wird von den Indianern geſchlagen.

Allein in kurzer Zeit merkte man, daß die Eingebohrnen des Landes ſauer darein ſahen, daß ſich die Fremden ſo nahe bey ihnen anbaueten, und daß man zu den Waffen würde greifen müßen, wenn man Lebensmittel haben wollte, an denen ſich bereits ein Mangel zu äußern

äußern anfieng. Dom Diego de Mendoza bekam Befehl, das nöthige von ihnen einzukaufen, und mit bewafneter Hand dahin zu gehen. Er nahm dreyhundert Mann zu ſeiner Bedeckung mit. Verſchiedene vornehme Herren und viele Edelleute begleiteten ihn. Dem zweyten Tage ſeiner Reiſe wurde er einen Haufen von ungefähr dreytauſend Indianern gewahr, die hinter einem Fluße ſtunden, der ſich in den Moraſt ergießet, durch welchen er muſte. Die meiſten hielten vor rathſam, ſo lange zu warten, bis die Indianer ſelbſt herüber kämen. Dom Diego aber ließ verſuchen, ob man würde durchwaden können, und da ſichs befand, daß es gar wohl angienge, gab er Befehl zum durchſetzen. Man befolgte denſelben. Kaum aber waren die erſtern durch, ſo wurden ſie ſogleich von den Indianern umringet, und mit einer ſolchen Wuth angefallen, daß ſie nicht einmal ſo viel Zeit hatten, ſich in Ordnung zu ſtellen.

Hierzu kam noch dieſes, daß ſehr viele ihr Gewehr hatten naß werden laßen, da ſie durch den Fluß wadeten, und ſich folglich deſſen nicht bedienen konnten. Unterdeſſen da eine große Menge Spanier nachkamen, ſo wurde ſogleich eine ziemliche Anzahl der Feinde niedergemacht. Dadurch aber wurden dieſelben nur deſto wütender. Dom Bartholomäo de Bracamonte und Dom Parapherne; de Ribera, die etliche wenige Freywillige bey ſich hatten, wollten unter einen Haufen dieſer Barbaren eindringen: Allein ihre Pferde bäumten ſich auf und warfen ſie ab. Dom Juan Manrique eilte ihnen zu Hülfe; allein er konnte ſie nicht mehr retten, ſondern wurde nebſt ihnen niedergemacht. Dom Diego de Mendoza, der ihnen zunächſt nachfolgte, wollte ihren Tod rächen: Aber er bekam mit einem Steine einen Wurf vor den Kopf, und wurde von einer großen Menge Indianer umgeben, die ihn tödeten, ohngeachtet Dom Pedro Ramirez Guzman, der dabey ſelbſt ſein Leben einbüßete, alles that, um ihn aus ihren Händen zu erretten.

retten. Herrera zehlet auch den D. Pedro Benavidez, einen Neveu des Mendoza unter die Todten. Nun war es Zeit auf die Rückkehr zu gedenken. Dieſe aber war ſehr ſchwer; ia man behauptet, daß kein einiger von den Spaniern würde davon gekommen ſeyn, wenn ſich die Indianer ihre Unordnung hätten zu Nutze machen, und ſie auf das neue angreifen wollen. Ein Capitain, Namens Luzan, wurde auf dem Ruckwege durch den Fluß getödtet, der noch heut zu Tage ſeinen Namen führet. Dom Sancho del Campo und Dom Franceſco Ruiz Galan, welche den Rückzug veranſtalteten, konnten nicht mehr, als hundert und vierzig Mann zu Fuß und fünf Reuter zuſammen bringen; und ſelbſt unter dieſen waren die meiſten verwundet, und ſturben auch Unterwegs an ihren Wunden, ſo daß in allen nicht mehr als achtzig Mann in die Stadt zurücke kamen. Man will verſichern, daß alle dieienigen, ſo an dem Tode des Oſorio ſchuldig geweſen, in dieſem unglücklichen Treffen umgekommen ſind. Die verdiente Strafe des Adelantado wurde zwar noch aufgeſchoben, ſie wurde aber hernach, wie wir bald ſehen werden, auf eine ſolche Art vollzogen, bey der ſich die Gerechtigkeit eines Gottes, der die unterdrückte Unſchuld zu rächen weiß, deſto deutlicher veroffenbarte.

Große Hungersnoth zu Buenos Ayres.

Dom Pedro hätte ſchon aus dem groſſen Verluſte, den er bey dieſer Gelegenheit erlitte, abnehmen können, daß ihn die Rache des Himmels verfolge; und vielleicht wäre es noch Zeit geweſen, die Hand die ihn ſchlug, zu entwafnen, wenn er ſie erkannt hätte. Nichts war trauriger, als ſeine gegenwärtigen Umſtände. Zu Buenos Ayres hatte die iämmerlichſte Hungersnoth überhand genommen; und dieſer konnte er nicht abhelfen, ohne ſich in die Gefahr zu ſtürzen, ſeine übrigen Spanier gar zu verlieren. Es war gefährlich die Unglaubigen zu gewöhnen, das Blut der Chriſten zu vergießen. Daher befahl

fahl Dom Pedro, daß ſich niemand, bey Lebensſtrafe, aus dem Bezirk der Stadt entfernen ſollte. Allein da der Hunger eines von den verzweifelſten Übeln iſt, wo man alle Gefahr vergißt und von keinem Geſetze etwas wiſſen will: ſo ſahe Dom Pedro wohl ein, daß man ihm nicht Folge leiſten würde, wenn er es bey dem bloſſen Verbote bewenden ließ. Er ſtellte alſo überall Wache aus, mit dem Befehl, auf jeden, der hinaus wollte, Feuer zu geben.

Sonderbare Begebenheit eines ſpaniſchen Frauenzimmers.

Dieſe Vorſicht that gute Wirkung. Eine einige Weibsperſon aber, Namens Maldonata, war ſo glücklich, die noch ſo ſorgfältige Wache zu betrügen, und Gott erhielt ihr das Leben zweymal, durch einen von denen Beweiſen ſeiner Vorſehung, die allein die allgemeine Erfahrung wider den Unglauben derjenigen in Sicherheit ſetzen kann, die ſich wider alles, was nur das geringſte Wunderbare an ſich hat, empören. Nachdem dieſe Weibsperſon einige Zeit auf dem freyen Felde herum geirret war, entdeckte ſie eine Höhle, wo ſie einen ſichern Zufluchtsort, wider alle zu befürchtende Gefahr zu finden glaubte. Allein ſie traf eine Löwin daſelbſt an, deren Anblick ſie mit dem äußerſten Schrecken erfüllte. Die Liebkoſungen, welche ihr dieſes Thier machte, brachten ſie ein wenig wieder zu ſich; und zu gleicher Zeit merkte ſie, daß ihr dieſe Liebkoſungen nicht umſonſt erwieſen würden. Die Löwin war faſt dem Tode nahe; denn ſie war trächtig und an der Zeit, und konnte doch ihre Jungen nicht gebähren. Maldonata bedachte ſich nicht lange, ihr die Hülfe zu leiſten, die ſie von ihr zu verlangen ſchien; und dieſes geſchah mit gutem Erfolge. Die Löwin, die ſich glücklich von ihrer Bürde befreyet ſah, ließ es dabey nicht bewenden, daß ſie alſobald ihrer Erretterin die deutlichſten Merkmale der Dankbarkeit gab; ſie gieng alle Tage nach Lebensmitteln aus, und ermangelte nie der Maldonata einen hinlänglichen Vor-

rath auf einen ganzen Tag für die Füße zu legen. Damit fuhr ſie ſo lange fort, als ſie ihre Jungen in der Höhle zu bleiben nöthigten; ſobald ſie aber ſelbige heraus geführet hatte, ſahe ſie Maldonata nicht mehr, und war alſo genöthiget, ihren Unterhalt wo anders zu ſuchen.

Es ſtund gar nicht lange an, ſo fiel ſie den Indianern in die Hände, die ſie zur Sclavin machten. Ihre Gefangenſchaft dauerte auch eine ziemliche Zeit. Endlich wurde ſie von den Spaniern wieder befreyet, die ſie nach Buenos Ayres zurückbrachten. Dom Pedro befand ſich eben nicht daſelbſt, und Dom Franceſco Ruiz Galan hatte in ſeiner Abweſenheit das Commando. Dieſer, bis zur Grauſamkeit harte Mann, wuſte, daß dieſe Weibsperſon wider das Verbot aus der Stadt entwichen war; und da er glaubte, daß ſie durch eine lange und harte Gefangenſchaft, noch nicht genug ſey geſtrafet worden, verdammte er ſie zum Tode; und dieſen ſollte ſie auf eine ſolche Art ausſtehen, die nur ein Tyrann zu erdenken im Stande war. Er ließ ſie nämlich durch die Soldaten mitten auf das freye Feld führen, mit dem Befehl, daß man ſie an einen Baum binden und daſelbſt laßen ſollte, in der Meinung, daß ſie gar bald von den wilden Beſtien würde zerriſſen werden.

Zween Tage hernach ſchickte er die nämlichen Soldaten wieder hin, und ließ nachſehen, wie es ihr ergangen ſey. Aber wie erſtaunten ſie nicht, als ſie ſolche noch völlig am Leben, aber mit Tigern und Löwen umgeben antrafen, die ſich ihr nicht nähern durften, weil ſie eine Löwin, die nebſt zween jungen Löwen zu ihren Füßen ſtunden, daran verhinderte. So bald die Löwin die Soldaten erblickte, entfernete ſie ſich ein wenig, gleich als wollte ſie ihnen die Freyheit laſſen, ihre Wohlthäterin loszubinden, welches ſie auch thaten. Maldonata erzehlte ihnen die Geſchichte, die ſich mit dieſer Löwin zugetragen, und die ſie alſobald erkannt hatte. Sie bemerkten

auch,

auch, daß da ſie ſolche mit ſich nehmen wollten, dieſes Thier ihr viele Liebkoſungen machte, und ſich über ihre Entfernung gleichſam zu betrüben ſchien. Als ſie nun dem Befehlshaber dasienige, was ſie eben geſehen hatten, erzehlten, ſo ſahe dieſer gar wohl ein, daß er keinen Anſtand nehmen dürfe, einem Weibe, das der Himmel auf eine ſo merkliche Art beſchützet hatte, Gnade wiederfahren zu laßen, wo er anders nicht weit grauſamer ſeyn wollte, als die Löwen ſelbſt. Der Verfaßer der Argentina, welcher dieſe Begebenheit am erſten aufgezeichnet hat, verſichert, daß er ſolche nicht nur durch den allgemeinen Ruf, ſondern aus dem Munde der Maldonata ſelbſt erfahren habe; und der P. del Techo meldet, daß bey ſeiner Ankunft in Paraguay viele Perſonen, davon, als von einer ſolchen Begebenheit geredet hätten, die ſich zu ihren Zeiten zugetragen, und an deren Richtigkeit niemand zweifelte.

1537. Neues Etabliſſement. Ich habe vorhin gemeldet, daß ſich Dom Pedro de Mendoza nicht zu Buenos Ayres befunden habe, als dieſe Weibsperſon aus ihrer Gefangenſchaft, nach dieſer Stadt zurückgebracht wurde. Er war aber eben dem Rio de la Plata hinaufgeſchifft, um ein Mittel wider den Hunger zu ſuchen, der ihn bereits zweyhundert Perſonen gekoſtet hatte. Da er ſich nun etwas bey den Ruinen des Thurms Gabot aufhielte, fand er die Lage deſſelben ſo vortheilhaft, daß er ein neues Fort daſelbſt bauete, dem er den Namen Bonne Eſperance beylegte, welches ich auch unter der Benennung Corpus Chriſti finde. Was ihn am meiſten zur Aufrichtung dieſes neuen Etabliſſements bewegte, war, daß ihm Dom Juan de Ayolas, ſein Lieutenant von dem Könige, der vorher dieſe Reiſe ſchon gemacht hatte, ſagte, daß er beſtändig Lebensmittel genug von den Timbues, die er mit den Spaniern auszuſöhnen das Glück gehabt hätte, oder bey den Caracoas, ihren Nachbarn, bekommen würde. Er hatte noch mehr

als dieſes gethan. Denn er hatte den Dom Franceſco de Alvarado mit einer Bedeckung an dem Orte gelaßen, wo das Fort geweſen war. Dieſes Verfahren muſte Mendoza nothwendig billigen. Er befahl auch ſeinem Lieutenant, den Fluß mit drey Fahrzeugen und funfzig Mann, die er ihm gab, ferner hinauf zu ſchiffen, ſo weit es ihm möglich ſeyn würde. Zugleich erlaubte er dem Dom Dominicus Martinez de Irala, dem Dom Juan Ponce de Leon, dem Dom Ludwig Perez, welcher vermög einiger Nachrichten ein Bruder der heiligen Thereſia war, und dem Dom Carl Dubrin, ihn zu begleiten. Endlich bat er ihn, er möchte ihm, nach Verlauf einer Zeit von vier Monaten, Nachricht von dem Fortgange ſeiner Reiſe ertheilen laßen, woferne er ſolche nicht ſelbſt überbringen könnte.

Moſchera langt mit ſeinen Spaniern u. vielen Braſilianern zu Buenos Ayres an.

Er hatte bisher noch nicht genug Lebensmittel zuſammen bringen können, um der zu Buenos Ayres eingerißenen Hungersnoth gänzlich zu wehren, woſelbſt ſie bereits die traurigſten Folgen, die man ie gehöret hat, nach ſich gezogen hatte. Bald darauf aber langte Dom Gonzalez de Mendoza, welcher nach Braſilien abgegangen war, um allda Lebensmittel zuſammen zu bringen, auf einem damit beladenen Schiffe an. Dieſem folgten bald darauf, zwey andere Schiffe nach, auf denen ſich Moſchera mit ſeiner ganzen Colonie von der Inſel S. Catharina, und mit verſchiedenen Braſilianiſchen Familien befand, die ſich mit ihm vereiniget hatten. Dadurch wurde die Ruhe zu Buenos Ayres ein wenig wieder hergeſtellet. Allein die Anzahl der Einwohner hatte ſich vermehret, und man durfte gar nicht hoffen, in der Folge der Zeit, nicht auf das Neue Noth zu leiden, vielmehr muſte man befürchten, man möchte nicht im Stande ſeyn, den Indianern die Spitze zu bieten, und ſie abzuhalten, daß ſie ſich den Feldarbeiten nicht entgegen ſetzten, maßen dieſe Barbaren ie länger

le mehr darauf erſeſſen waren, den Untergang der Spanier zu befördern.

Entdeckung des Dom Juan de Ayolas.

Unterdeßen war Dom Juan de Ayolas ſeines Orts, indem er auf dem Fluße weiter fortſchiſte, faſt bis an den Ort gekommen, wo nachgehends die Stadt Aſſumption erbauet wurde. Er wurde ſehr wohl von den Guaranis aufgenommen, welche einen ziemlich großen Strich Landes, längſt der gegen Morgen liegenden Küſte des Paraguay hin, noch mehr aber in dem Innern des Landes, bis an die Gränzen von Braſilien innen hatten. Sie fülleten ſogar ſeine Fahrzeuge mit Lebensmitteln an, die er mit Kaufmannswaaren bezahlte. Er ſetzte ſeine Reiſe ſodann weiter fort, bis er endlich die Höhe von zwanzig Grad und vierzig Minuten erreichte, woſelbſt er, rechter Hand, einen kleinen Hafen antraf, den er la Chandeleur oder Lichtmeßhafen nennete. Und da ihm die Guaranis verſichert hatten, daß er auf dieſer Höhe, wenn er ſich gegen Abend zu wendete, Indianer antreffen würde, die ſehr viel Gold und Silber hätten: ſo wagte er es, dieſe Entdeckung zu machen. Er ließ ſich dem Hafen la Chandeleur gegen über ausſchiffen, ſchickte ſeine Schiffe dahin zurück, und befahl dem D. Dominique Martinez de Irala, welchem er eben die Macht anvertrauete, die ihm D. Pedro de Mendoza gegeben hatte, ſechs Monate daſelbſt auf ihn zu warten, wenn er nach Verlauf derſelben aber, nichts von ihm hören würde, diejenigen Maasregeln zu ergreifen, welche ihm die beſten zu ſeyn dünken würden. Er ſetzte auch auf die Payaguas, die er bey dem Hafen la Chandeleur angetroffen, und die ihn ſehr wohl aufgenommen hatten, ein großes Vertrauen. Endlich ließ er an eben dieſem Orte, den Capitain Vergara, mit einer kleinen Bedeckung von Spaniern zurück. Unterdeſſen blieb Irala nicht länger, als vier Monate in dem Hafen la Chandeleur, weil, wie Herrera ſagt, ſeine Schiffe leck wurden.

den. Allein es ſcheinet, man habe dieſes nur zu einem Vorwande gebraucht, und wir werden in der Folge ſehen, was für einen Verdacht dieſes Verfahren wider ihn erwecket habe.

Dom Pedro de Mendoza macht ſich auf die Rückreiſe nach Spanien; ſtirbt elender Weiſe auf dem Meere.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß D. Juan de Ayolas, dem Adelantade ſchriftliche Nachricht von ſeinem Vorhaben gegeben habe. Allein D. Pedro de Mendoza hatte nicht die mindeſte Nachricht von ihm bekommen, welches ihn um ſo viel mehr beunruhigte, da Ayolas der einige Officier unter der ganzen Colonie war, auf den er das gröſte Vertrauen ſetzte, und der es auch am beſten verdiente. Er ſchickte den D. Gonzalez de Mendoza und den D. Juan de Salazar de Eſpinoſa ab, um ſich nach ihm zu erkundigen. Wenige Tage darnach aber wurde er krank. Er hatte bereits den Entſchluß gefaßt, nach Spanien zurück zu kehren, und ſobald er im Stande zu ſeyn glaubte, dieſe Reiſe antreten zu können, ſchifte er ſich nebſt ſeinem Schatzmeiſter Juan de Caceres ein. Den Dom Franceſco Galan beſtellte er zum Commendanten von Buenos Ayres, den D. Juan de Ayolas aber ernennte er, vermöge der ihm vom Kaiſer anvertrauten Gewalt, zum Gouverneur und Generalcapitain der Provinz, zugleich aber auch zu ſeinem Erben, im Fall er ſterben würde. Er gieng voller Verzweiflung unter Segel, und verfluchte den Tag, an dem er ſich von ſeinem Vaterlande entfernet hatte, um einer Chimere nachzujagen, und ſeine Ehre in einem wilden Lande auf das Spiel zu ſetzen. Kaum befand er ſich auf dem Meere, ſo ſchien es, als ob ſich alle Elemente wider ihn verſchworen hätten. Und da ſeine Lebensmittel entweder verdorben, oder bereits aufgezehret waren: ſo ſah er ſich eines Tages genöthiget von dem Fleiſche einer trächtigen Hündin zu eſſen. Dieſes abſcheuliche Fleiſch, und der Verdruß, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, richtete die

äußer-

äußerſte Verwirrung in allen ſeinen Sinnen an. Hierauf folgte bald eine Wahnſinnigkeit, und kurz darauf ſtarb er in einem Anfalle der Raſerey.

Der Kaiſer ſchickt einen Secours nach Paraguay.

Da man in Spanien die Nachricht von ſeinem Tode bekam, lagen eben in dem Hafen von Sevilla zwey Schiffe, die nur auf einen günſtigen Wind warteten, um unter Segel zu gehen, und ihm zu Hülfe zu kommen. Diejenigen aber welche ſolche auf ihre Koſten ausgerüſtet hatten, befürchteten, ſie möchten dasjenige nicht mehr herausbringen, was ſie darauf gewendet, und ließen ſie alſo Halte machen. Der Kaiſer bekam Nachricht davon, ließ ihnen befehlen, die Schiffe abreiſen zu laßen. Er trug dem Alfonſus Cabrera das Commando darüber auf, that noch ein mit Waffen und Munition beladenes Kriegsſchif hinzu, und ernannte den Capitain Lopez de Aguian zum Commendanten darüber, endlich gab er dem Caceres dir Beſtallung zum Gouverneur und Generalcapitain der Provinz des Rio de la Plata für den D. Juan de Ayolas mit, und einen Pardon für diejenigen, welche während der Hungersnoth Menſchenfleiſch gegeſſen hatten. Dieſes traurige Schickſal hatte ſehr viele betroffen, die ſich, um der verdienten Strafe zu entgehen, zu den Indianern geflüchtet hatten. Auf dem Kriegsſchiffe befanden ſich auch ſechs Religioſen von dem Franciſcaner Orden, denen der Kaiſer alles dasjenige verſchafte, was zur Ausrichtung ihres Amtes erforderlich war. Allein dieſe Convoy, welche zu Ende des Jahrs 1537. von Cadix abſegelte, kam nicht eher als im Jahr 1539. nach Buenos Ayres.

Character der Payaguas.

Unter dieſer Zeit hatte ſich D. Gonzale de Mendoza und D. Juan de Salazar nach dem Hafen la Chandeleur verfüget, ohne etwas von dem D. Juan de Ayolas erfahren zu können. Man ſagte ihnen, daß ſich Irala bey den Payaguas befände,

die

die nicht weit davon entfernet wären. Sie giengen hin und trafen ihn auch daſelbſt an; ſie begaben ſich nebſt ihm, bald da, bald dort hin, fragten auch überall nach, dem Dom Juan auf die Spur zu kommen. Allein alle ihre Bemühungen waren vergebens. Sie entſchloßen ſich daher an einen Baum, bey dem Hafen la Chandeleur, eine Schrift anzumachen, in der ſie dem Ayolas, wenn er etwa wieder zurücke käme, von allem dem, was ihm zu wiſſen nöthig war, Nachricht gaben, und ihn insbeſondere warneten, daß er den Payaguas nicht zuviel trauen ſollte. Und dieſes war um ſo viel nothwendiger, da dieſes, das treuloſeſte Volk auf der Welt war, vor dem man ſich nicht genug in Acht nehmen konnte. Den dieſes Volk weiß mit dem grauſamſten Naturel, die allerſchmeichelhafteſten Manieren zu vereinigen, und macht nie größere Liebkoſungen und Freundſchaftsverſicherungen, als wenn es eine Verrätherey im Sinne hat. Es kann ſolches auch die heimlichſten Nachſtellungen ſo künſtlich verbergen, daß man ſich gar nicht wundern darf, daß ſehr viele von ihnen betrogen worden ſind, ehe man aus einer langwierigen Erfahrung die ſchlimme Art dieſer Barbaren hat kennen lernen, die eigentlich keine beſtändige Wohnung haben, ſondern ſich überall auf beyden Seiten des Paraguay antreffen laßen, auf dem ſie eine ununterbrochene Seeräuberey treiben.

Zur Stadt Aſſumption wird der Grund geleget.

Bey dem Ausgange des Hafen la Chandeleur fuhren Mendoza und Salazar den Paraguay hinab, bis ein wenig oberhalb des Ortes, wo ſich der mitternächtliche Arm des Pilco Mayo, in dieſen Fluß ergießet. Sie trafen daſelbſt unter dem fünf und zwanzigſten Grade und einigen Minute der Breite, eine Art eines Hafens an, den eine Spitze des Paraguay macht, die von Mittag gegen Abend zu gehet. Dieſe Lage gefiel ihnen ungemein wohl; ſie baueten daher auch ein Fort daſelbſt, aus dem in kurzer Zeit eine Stadt wurde, die heut

heut zu Tage die Hauptſtadt der Provinz Paraguay iſt. Sie liegt gleich weit von Peru und Braſilien und dreyhundert Meilen von dem Cap S. Maria entfernt. Die Stifter dieſer Stadt legten ihr den Namen Aſſumption bey, den ſie auch noch gegenwärtig führet.

Damaliger Zuſtand von Buenos Ayres.

Mendoza blieb allein daſelbſt; Salazar aber reiſete ab, um dem Adelantade, den er noch zu Buenos Ayres vermuthete, Nachricht von der fleißigen Nachfrage zu geben, die ſie bisher gehalten hatten, um etwas von dem Dom de Ayolas zu erfahren. Er traf aber dieſen Hafen in dem äußerſten Elende an: die Hungersnoth hatte völlig überhand genommen; Galan wurde von iedermann aufs äußerſte verabſcheuet, und die Stadt würde gewiß bereits öde gelaſſen worden ſeyn, wenn man dieſelbe ohne Gefahr, entweder den Barbaren, oder den wilden Beſtien zum Raube zu werden, hätte verlaßen können. Seine Ankunft daſelbſt verurſachte die gröſte Freude, und dieſe vermehrte ſich noch weit mehr bey Erblickung dreyer Schiffe, die ſich nach wenigen Tagen daſelbſt vor Anker legten. Da Salazar geſagt hatte, daß zu Aſſumption kein Mangel an Lebensmitteln ſey, ſo entſchloßen ſich Galan und Cabrera ſich dahin zu begeben; und da der erſte ſich erklärte, daß er einen Theil der Beſatzung zur Begleitung mit ſich dahin nehmen wollte: ſo waren ſowohl dieienigen Soldaten, die er zu ſeiner Begleitung erwählete, als die übrigen, die er in der Stadt zurücke ließ, darüber gleich vergnügt, die einen deswegen, weil ſie in ein Land kommen ſollten, wo man nicht Hungers ſterben dürfte, und die andern, weil ſie ihres Commendanten los wurden.

Zu Aſſumption reißt eine Seuche ein.

Allein die erſtern betrogen ſich gar ſehr. Denn nachdem ſie ſehr viel Ungemach auf der Reiſe erlitten hatten, und endlich das Ende derſelben ſahen, traſen ſie daſelbſt die nämli-

nämliche Noth an, die zu Buenos Ayres herrſchte. Unterdeſſen hatte ſie Salazar doch nicht getäuſchet, indem er ihnen geſagt, daß die Guaranis den Spaniern ſehr gewogen wären. Allein es trug ſich dieſes Jahr zu, daß die Heuſchrecken die ganze Saat abfraßen, daß alſo der Commendant von Buenos Ayres, der ſeine Begleitung auf dem Wege, mit der Hälfte der Beſatzung des Forts der guten Hofnung vermehrt hatte, alſobald wieder umkehren muſte, um die Hungersnoth, die zu Aſſumption ſchon gewaltig überhand genommen hatte, nicht noch mehr zu vergrößern.

Unwürdige Handlung des Befehlshabers von Buenos Ayres.

Indem er auf ſeiner Rückreiſe bey dem Fort der guten Hofnung vorbeykam, ließ er ſeinen Unwillen an den Caracoas aus. Er hatte ſich weis machen laßen, daß dieſe Indianer auf der Parthey der Feinde der Spanier wären, und ohne dieſes Vorgeben weiter zu unterſuchen, entſchloß er ſich, ſie deswegen zu ſtrafen. Er entdeckte ſein Vorhaben dem D. Franciſco de Alvarado, der an dieſem Orte Befehlshaber war, und einigen andern Officieren, die ſich alle Mühe gaben, ihn davon abzuhalten. Allein ſie konnten nichts ausrichten. Und da er ſich nicht in einen förmlichen Krieg einlaßen wollte, der ihn vielleicht ſehr lange würde aufgehalten, und viele Leute gekoſtet haben, trug er kein Bedenken, ſeine Ehre durch eine Verrätherey zu beſudeln. Den Anfang dazu machte er damit, daß er eine vertraute Freundſchaft mit den Caracoas aufrichtete; und da ſichs dieſe am wenigſten verſahen, überfiel er ſie bey Anbruch des Tages, zündete ihre Cabannen an, und raubte viele Weiber und Kinder, die er unter ſeine Soldaten austheilete; ſodann ſchifte er ſich wieder ein, und nahm den Alvarado mit ſich, welcher wahrſcheinlicher Weiſe nicht mehr in einem Fort bleiben wollte, von dem er voraus ſehen konnte, daß es gar bald von allen benachbarten Indianern würde angegriffen werden. Doch

ließ

ließ er den Dom Antonio de Mendoza an ſeiner Stelle, nebſt einer aus hundert Mann beſtehenden Beſatzung zurücke.

Einige Indianer vergelten den Spaniern gleiches mit gleichen; und greifen das Fort de Bonne Eſperance an.

Durch dieſe treuloſe That wurde in den Herzen der Timbues, die alte Feindſchaft gegen die Spanier wieder rege. Sie faßten daher den Entſchluß, ſich bey guter Gelegenheit eine Nation vom Halſe zu ſchaffen, auf die ſie ſich, ihrer Meinung nach, niemals ſicher verlaßen durften. Ihr Vorhaben aber deſto beßer auszuführen, gaben ſie vor, daß ſie die Indianer zu bekriegen im Sinne hätten, die, wie ſie ſagten, eben ſowohl für Feinde der Spanier, als für ihre eigenen anzuſehen wären. Sie verlangten zu dem Ende von dem D. Antonio de Mendoza eine Hülfe; und dieſer war ſo unvorſichtig, daß er ihnen die Hälfte der Beſatzung, unter dem Commando des Alfonſo Suarez de Figueroa abfolgen ließ. Die Timbues nahmen dieſe Hülfsvölker ſehr dankbar an, und die Armee machte ſich am nämlichen Tage auf den Weg. Kaum aber waren ſie eine Meile auf dem Marſche, ſo wurden die Spanier von hinten zu, von einer Parthey ihrer vermeintlichen Alliirten, die ſich auf dem Wege, in einem Hinterhalte verſteckt gehalten hatten, angegriffen. Zugleich aber fielen die, mit denen ſie zogen, ſie von vornen an. Sie hielten ſich ſehr wohl, und tödeten viele von dieſen Treuloſen; allein da ſie ihnen an der Zahl überlegen waren, muſten ſie endlich bis auf den letzten Mann in das Gras beißen.

Der Ort bekommt eine Hülfe.

Nun glaubten die Timbues, daß ſie mit dem übrigen Theile der Beſatzung bald würden fertig werden. Sie griffen alſo das Fort mit einem erſchrecklichen Geſchrey an. Mendoza ſah ſeinen Untergang vor Augen, woferne er nicht aus Verzweiflung etwas wagen würde. Er verließ alſo das

Fort, um ſich mit dem Degen in der Fauſt, einen Weg zu machen. Allein er verlohr ſeine beſten Leute, und wurde ſelbſt am Schenkel mit einer Lanze verwundet, und dadurch auſſer Stand geſetzet, ferner zu fechten. Doch war er ſo glücklich, daß er wieder in das Fort hineinkommen konnte. Allein auch da würde es mißlich um ihn ausgeſehen haben, wenn ſich nicht eben zwey leichte ſpaniſche Schiffe, dem Fort gerade gegen über, vor Anker geleget hatten. Die Befehlshaber dieſer Schiffe, ſahen alſobald ein, daß er belagert wäre, und da ſie von Galan, dem, wie Herrera ſagt, ſein Gewißen die Verrätherey vorwarf, die er an den Caracoas begangen, und der ein wenig zu ſpät an die Folgen gedacht hatte, welche dieſelbe nach ſich ziehen würde, abgeſchickt worden waren, ſo ſetzten ſie ſich, ohne Verzug an das Land, um der Beſatzung zu Hülfe zu kommen.

Und wird befreyet.

Da die Timbues die zwey leichten Schiffe erblickten, ſo wagten ſie das Aeuſſerſte, um ſich des Forts zu bemächtigen. Allein einige Canonenſchüße, welche gerade noch zu rechter Zeit von den Schiffen geſchahen, und der Angrif der zu gleicher Zeit auf die Belagerer von dem zu Hülfe gekommenen Schifsvolke erfolgte, nöthigten ſie auf den Rückmarſch zu denken, nachdem ſie vorher viele von ihren Leuten verlohren hatten. Man ſagt, daß ſie ſelbſt vorgegeben hätten, daß ſie während des Streites über dem Fort, einen weis gekleideten Menſchen, mit einem Degen in der Hand geſehen, der einen ſtarken Glanz von ſich gegeben, und ſie dergeſtalt geblendet hätte, daß ſie vor Schrecken zu Boden gefallen wären. Nach der Erzehlung, die noch in Paraguay herumgehet, war dieſer glänzende Mann, der heilige Blaſius, deſſen Feſt man eben an ſelbigem Tage begieng. Und da dieſes nicht die einzige Gnade war, welche die Spanier von dieſer Co- [illegible]ie, dem Schutze des heiligen Martyrers zu danken hatten.

hatten: brachten ſie ihm nicht nur für dieſe, auf das feyerlichſte ihren Dank; ſondern es erkannte ihn auch die ganze Provinz Paraguay überhaupt, und beſonders die Hauptſtadt derſelben, nach der heiligen Jungfrau Maria, für ihren vornemſten Schutzpatron.

Irala giebt ſich alle Mühe etwas von dem Ayolas zu erfahren.

Etliche wenige Tage nach dieſem Siege ſtarb D. Antonio de Mendoza an ſeiner Wunde; und da der Befehlshaber der Brigantinen keine Hofnung vor ſich ſah, das Fort der guten Hofnung zu erhalten, ſo entſchloß er ſich ſelbiges ſchleifen zu laſſen, und den übrigen Theil der Beſatzung einzuſchiffen. Das Fort Aſſumption war in gutem Zuſtande, und Irala gab ſich alle Mühe, einige Nachricht von dem Befehlshaber einzuziehen. Nach verſchiedenen vergeblichen Märſchen, kehrte er in den Hafen de la Chandeleur zurücke, fand aber die geſchriebene Inſtruction nicht mehr, die er da gelaſſen hatte. Er ſchifte den Fluß wieder hinauf, kam zu den Payaguas zurücke, gerieth in große Gefahr, und wurde ſo gar bey einem kleinen Streit, den er mit ihnen hatte, verwundet, wiewohl ſolches nicht viel zu bedeuten hatte. Endlich geſchah es einſtens zu Nachts, daß er eine Stimme hörte, die ihm auf der andern Seite des Flußes rief.

Trauriges Ende des letztern.

Er ſchickte ſogleich einen Kahn dahin ab; man traf auch einen Indianer daſelbſt an, welcher zu dem Capitain geführet zu werden verlangte. Da er allein und ohne Waffen war, ſtund man nicht an, ihn auf das Schif zu bringen, wo ſich Irala aufhielt, der ihn ſogleich fragte, von welcher Nation er wäre. Er antwortete, daß er unter die Chanes gehöre, ſo auf den Ebenen wohnten, und daß er die Spanier aufſuche, um ihnen von dem Schickſal eines ihrer vornemſten Befehlshaber, der Ayolas hieße, Nachricht zu geben. Indem er dieſen Namen nennete, floß eine ſo

große Thränenfluth aus ſeinen Augen, daß er nicht mehr reden konnte. Als er ſich aber ein wenig wieder erholet hatte, ſagte er mit untermengten Seufzern: die Nachrichten, die ich euch zu geben habe, ſind die allertraurigſten. Er hielt hierauf wieder ein wenig innen, und endlich fuhr er fort, folgende Nachricht zu geben.

Nachdem der Capitain Ayolas bey uns angekommen war, entdeckte er unſerm Cacik ſein Vorhaben, weiter zu gehen, und den Ort auszukundſchaften, wo einige Indianer das Gold und Silber, ſo man bey ihnen angetroffen, gefunden hätten. Da er nicht ſo viel Leute bey ſich hatte, daß er ſich wagen durfte, eine ſo beſchwerliche und lange, zugleich aber auch ſo gefährliche Reiſe zu unternehmen, gab ihm unſer Cacik eine Begleitung mit. Er reiſete ab, und fand das endlich, was er ſuchte; allein das geſchah nicht eher, als bis er etlichemal zu ſchlagen genöthiget worden. Da er an den Gränzen von Peru angelanget war, wurde er von den Indianern, die er daſelbſt antraf, ſehr wohl aufgenommen; und das verdiente er auch, nicht nur wegen ſeiner liebenswürdigen Sitten, ſondern auch wegen der guten Zucht, die er unter ſeinen Leuten hielt. Er kam endlich, mit Gold und Silber beladen, wieder zu uns zurücke, und unſer Cacik gab ihm noch mehr dazu. Er ſagte uns, daß er wieder zu ſeiner Nation zurückkehren wollte, die er mit ſeinen Schiffen an dem Ufer des Paraguay zurück gelaſſen hätte, und daß er mit mehrern Leuten wieder zu uns kommen wolle. In dieſer Hofnung bekamen verſchiedene von uns Befehl, ihm ſeinen Schatz fortbringen zu helfen, und unter denſelben befand auch ich mich. Wir zogen durch die gröſten Wüſteneyen, um einigen Nationen auszuweichen, denen er nicht trauete. Als wir an dem Orte angekommen waren, wo er ſeine Schiffe gelaſſen hatte, traf er ſie nicht mehr an. Wir blieben einige Tage daſelbſt, um uns zu erkundigen, was etwa mit ihnen möchte vorgegangen

ſeyn.

ſeyn. Einige Indianer die mit den Payaguas alliirt waren, beſchenkten uns daſelbſt mit Wildpret und Fiſchen; endlich luden ſie uns ein, zu ihren Freunden zu kommen, und bey ihnen auszuruhen. Das war aber eine Falle, welche dieſe Treuloſen den Spaniern legten, die ſich deſſen im mindeſten nicht verſahen. Als ſie uns nun in die Moräſte gebracht hatten, wo man nicht anders, als mit vieler Mühe durchkommen kann, überfielen uns die Payaguas, denen ſie Nachricht davon gegeben hatten, und machten die Spanier nieder. Bey dieſer Gelegenheit verloren auch viele von unſern Leuten das Leben, und ich wurde, nebſt den noch übrigen, zum Sclaven gemacht. Der Capitain Ayolas hatte ſich glücklich gerettet und in die Binſen verſteckt. Allein er wurde gar bald entdeckt und auf eine Inſel gebracht, wo man ihn auf eine weit grauſamere Art tödtete, als die andern. Etliche Tage darauf hatte ich das Glück zu entrinnen, und von dieſer Zeit an, gab ich mir alle Mühe, die Spanier aufzuſuchen, um ihnen von dieſer traurigen Begebenheit Nachricht zu geben.

Irala wird als Generalbefehlshaber erkannt.

Irala hätte die Payaguas gar gerne wegen ihrer Treuloſigkeit geſtraft, und ihnen den Schatz wieder abgenommen, welcher die Lockſpeiſe und der Lohn derſelben war. Allein da der Fluß ausgetreten war, ſo war es ihm unmöglich, ſie in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen. Über dieſes hatte er unter ſeinen Leuten keinen einigen Mann, der nicht krank, und durch die ausgeſtandenen Ermüdungen entkräftet war. Er ſelbſt war von ſeiner Wunde noch nicht völlig geheilet; Zudem hatte er auch etwas anderes und weit nöthigers zu thun. Er eilte nach Aſſumption zurücke, ſo einer Stadt ſchon faſt ähnlich war, und wo ſich der meiſte Theil der Officiers verſammlet hatte. Man ſah ſie für die Eroberer von Paraguay an; und die Nachrichten die vom Hofe einliefen, gaben ihnen dieſen Titel. Sie machten eine Zeitlang die Rathsver-

ſammlung der Provinz aus, und der Kaiſer befahl faſt in allen Briefen, die an die Gouverneurs und Befehlshabere abgeſchickt wurden, nichts ohne ihren Rath vorzunehmen. Wir haben oben gemeldet, daß Juan de Ayolas, dem Dominicus Martinez de Irala, während ſeiner Abweſenheit, alle ſeine Macht übertragen habe, und Irala konnte ſich leicht die Rechnung machen, daß ihn iedermann für den Generalbefehlshaber der Provinz Rio de la Plata erkennen würde, bis der Kaiſer einen neuen Gouverneur über ſelbige ernennet hätte. Es hatte auch anfänglich das Anſehen, als ob ihn niemand zu Aſſumption dieſe Würde ſtreitig machen würde. Allein es gab doch bald Leute, die ſich ebenfalls darum bewarben.

Auſſerordentliche Hungersnoth zu Buenos Ayres.

Unterdeſſen nahmen die Einwohner von Buenos Ayres täglich mehr ab. Die letzthin aus Spanien angelangten Lebensmittel waren bald verzehret, und die Hungersnoth war daſelbſt bis auf das höchſte geſtiegen. Alle dieienigen, die bisher zu Buenos Ayres ſich aufgehalten und nun ihre Zuflucht zu den Indianern genommen hatten, wurden von den Charvas, welche das ganze Land feindlich behandelten, niedergemacht. Endlich entſchloßen ſich Galan und Cabrera nach Aſſumption zurück zu kehren; und alle dieienigen, welche in dem Schiffe, das ſie zurück brachte, Raum hatten, wollten ſie dahin begleiten. Sie merkten, daß Irala noch nicht von iedermann für den Generalbefehlshaber erkannt ſey. Deswegen warf ſich Galan ſogleich zu einem Mitwerber um dieſe Würde auf. Herrera meldet, daß dieſer Streit nur zwiſchen ihnen beyden geführet worden ſey. Cabrera legte aber ſolchen gar bald bey, indem er einen ſchriftlichen Befehl des Kaiſers vorzeigte, den ihm dieſer Fürſt ſelbſt eingehändiget hatte, und der den 12. Sept. 1537. unterzeichnet war.

Dieſer

Irala wird von dem Kaiſer zum General-befehlshaber beſtellt.

Dieſer Befehl gieng dahin, daß im Fall derienige, welcher von dem Dom Pedro de Mendoza zum Gouverneur von Rio de la Plata beſtellet worden, mit Tod abgienge, ohne einen andern Befehlshaber an ſeiner ſtatt ernennt zu haben, und die Stifter und Eroberer der Provinz, dieſe Stelle noch nicht erſetzt hätten, ſo ſollte er ſie zuſammen berufen, und ſie eidlich verpflichten, denienigen an ſeine ſtatt zu erwählen, den ſie in ihrem Gewiſſen für den tüchtigſten dazu hielten; daß er ſo lange die Aufſicht haben ſollte, bis derienige, welcher durch die Mehrheit der Stimmen erwählt worden, auch von allen dafür wäre erkannt worden. Alles dieſes wurde vollzogen, und Dom Dominicus Martinez de Irala, welcher bereits die meiſten Stimmen hatte, wurde einmüthig zum Gouverneur und Generalbefehlshaber ausgerufen, bis es ſeiner Maieſtät gefällig ſeyn würde, einen andern zu ernennen.

Buenos Ayres wird verlaſſen.

Ehe er dieſe Verſammlung aus einander gehen ließ, that er den Vorſchlag, Buenos Ayres zu verlaſſen, weil man, wie er ſagte, nun aus der Erfahrung ſo vieler Jahre gelernet hätte, daß es unmöglich ſey, ſich daſelbſt zu erhalten, ſo lange man in keinem beſſern Stande wäre, als damals, um ſich bey den benachbarten Nationen in Reſpect zu erhalten, und von ihnen die benöthigten Lebensmittel zu bekommen. Die Meinungen waren getheilet. Die meiſten ſtellten vor, es ſey nöthig, einen Hafen zu haben, wo die aus Spanien kommende Schiffe anländen könnten, und daß es auch um Aſſumption ſelbſt, welches dreyhundert Meilen von dem Meere entlegen wäre, übel ſtehen würde, wenn keine mehr kämen. Hierauf antwortete der Gouverneur, daß es nicht ſchwer ſey, eine Communication mit Peru zu errichten; er fand auch Mittel ſie zu überzeugen, daß man von daher alle benöthigte Hülfe würde erhalten können. Man merkte dasienige nicht

ſo gleich, was man doch bald darauf einſahe, daß ſeine Abſicht dahin gienge, ſich von dem Hofe unabhänglich zu machen, deſſen Befehle ihm nicht anders, als mit vieler Mühe, und noch dazu ſehr ſchwer konnten hinterbracht werden, und die er, wenn ſie ihm nicht gefielen, gar leicht unerfüllt laſſen konnte.

Man befolgte alſo ſeinen Rath, ohne ſich ferner zu widerſetzen, und Dom Diego d'Abreu bekam den Auftrag, ſelbigen zu vollziehen. Er reiſete mit drey Brigantinen und etlichen Laſtſchiffen ab. Seine Ankunft zu Buenos Ayres verurſachte eine allgemeine Freude, an welcher auch das Schifsvolk eines Genueſiſchen Schifs Antheil nahm. Dieſes war mit Kaufmannsgütern beladen, die funfzig tauſend Ducaten werth waren, um nach Peru zu ſegeln, wurde aber durch widrige Winde bis an den Eingang der Magellaniſchen Meerenge getrieben. Als ſie nachgehends in dem Rio de Plata eingelaufen waren, hatten ſie das Unglück, ganz nahe bey Buenos Ayres auf einer Sandbank zu ſtranden, ohne daß man etwas mehrers, als die Mannſchaft retten konnte, und auch dieſe, ob ſie gleich dem Schifbruche glücklich entgangen war, ſtund nachgehends in dem Hafen in Gefahr, Hungers zu ſterben. Es befanden ſich auch einige Italiäniſche Edelleute unter denſelben, von denen vielleicht noch immer einige Nachkommen zu Paraguay vorhanden ſind. Wenigſtens werden wir in der Folge von einigen derſelben zu reden Gelegenheit haben. Die vornehmſten unter ihnen waren Dom Antonio de Aquino, Dom Thomas Rizo, und Dom Johann Baptiſt Trochi.

Damaliger Zuſtand von Aſſumption.

Der Gouverneur hatte die Vorſicht gebraucht, dieſen Leuten eine große Begleitung entgegen zu ſchicken; und ſobald ihnen allen zu Aſſumption eine Wohnung war angewieſen worden, ließ er die Stadt mit Paliſſaden umgeben, machte eine

Poli-

Policeyordnung kund, und ließ alle Einwohner zehlen, die ſich auf ſechshundert Mann beliefen, ohne die Weiber und Kinder mit zu rechnen. Einige Zeit darnach, wollte er den Indianern, von denen die Patres des heil. Franciſcus bereits verſchiedene getauft hatten, einen hohen Begriff von der chriſtlichen Religion beybringen. Zu dem Ende entſchloß er ſich einen allgemeinen Umgang anzuſtellen. Hiezu hatte er den grünen Donnerſtag 1539. beſtimmet, ſo daß alſo dieſer Umgang zum Angedenken des Leidens unſers Heilandes ſollte gehalten werden. Er lud alle benachbarte Indianer dazu ein, allein da ſie die Art, wie man bisher mit ihnen umgegangen war, eben nicht gar freundſchaftlich gegen die ſpaniſche Nation geſinnt machte, und da der gröſte Theil derſelben, das Chriſtenthum nur aus Furcht, oder Eigennutz angenommen hatte: ſo ſtellten ſich die meiſten blos darum ein, weil ſie eine Gelegenheit dabey zu überkommen hoffeten, ein Joch von ſich abzuwerfen, das ihnen ie länger, ie unerträglicher wurde.

Die Indianer verſchwören ſich wider die Spanier.

Man behauptet, daß ſich acht tauſend Indianer bey dieſem Umgange eingefunden. Und ob ſie gleich keine andern Waffen mit ſich führeten, als Bogen und Pfeile, die ſie bekanntermaſſen niemals von ſich laſſen: ſo war ihnen dieſes doch genug, ihren Vorſatz ins Werk zu richten. Denn ſie hatten Nachricht bekommen, daß die Spanier mit entblößtem Rücken, und mit einer Geiſel in der Hand, dabey erſcheinen würden, um ſich zu geiſeln. In dem Augenblicke, da der Umgang ſeinen Anfang nehmen ſollte, trat eine Indianerin, die bey dem Salazar dienete, und die mit ihrem Herrn wohl zufrieden war, zu ihm in das Gemach, und da ſie ſahe, daß er eben im Begriff war, mit ſeiner Geiſel fortzugehen, ſagte ſie mit thränenden Augen zu ihm, daß ſie ihn nicht anders, als mit großer Betrübniß in ſein Verderben könne eilen ſehen. Er bat ſie, ſich näher zu erklären, und ſie

entdeckte ihm die ganze Verſchwörung. Er gieng auf der Stelle zu dem Gouverneur, um ihm davon Nachricht zu geben, welcher alſobald den einigen Weg einſchlug, der ihm bey einer ſo gefährlichen Stellung der Sache möglich war.

Ihr Vorhaben wird entdeckt. Die Spanier verheurathen ſich mit den Indianerinnen.

Er ließ ausſprengen, daß er dieſen Augenblick in Erfahrung gebracht hätte, daß die Japiges, die ſich vor kurzem feindlich gegen die Spanier erkläret hätten, faſt ſchon an den Thoren der Stadt befindlich ſeyen; und nachdem er allen Einwohnern heimlich anbefehlen laſſen, ſich in den Waffen zu halten, ließ er die vornemſten von den Indianern zu ſich bitten, um mit ihnen zu überlegen, was bey dieſem dringenden Nothfalle zu thun ſeyn möchte. Sie kamen auch zu ihm, ohne an etwas arges zu gedenken, und ſo wie ſie ankamen, wurden ſie gebunden und beſonders eingeſperrt. Als ſie alle beyſammen waren, ſagte er ihnen, daß er von ihrem Vorhaben unterrichtet ſey, und kündigte ihnen an, daß er ſie wolle aufhängen laſſen. Dieſes Urtheil wurde auch an ihnen, im Angeſichte dieſer Menge Indianer, welche um die Stadt herumlagen, vollzogen. Und da dieſe alle Spanier in den Waffen ſahen, getraueten ſie ſich nicht, ſich zu regen, ia ſie bekannten frey, daß ſie dieſen Tod ebenfalls verdient hätten, mit dem Zuſatze, daß, woferne man gelinder mit ihnen verfahren würde, man nicht Urſache haben ſollte, ſolches zu bereuen. Sie erboten ſich hierauf den Spaniern Weiber zu geben, als woran ſie Mangel hätten; und dieſes Anerbieten wurde auch angenommen. Man fand daß die Indianerinnen ſehr fruchtbar und von einem guten Character waren; und dieſes reitzte nachgehends viele Spanier, dergleichen Verbindungen einzugehen. Einige verheüratheten ſich ſo gar mit den Schwarzen, und davon kommen die vielen Perſonen her, die man heut zu Tage in dieſen Provinzen antrift, die von den zweyerley

ley Nationen der Europäer und Indianer gezeuget worden ſind, und die Meſtizen und Mulatten heißen.

Der Kaiſer ſchickt einen Gouverneur nach Paraguay.

Unterdeſſen da der Kaiſer keine Nachrichten von Paraguay bekam, und beynahe nicht mehr an dem Tode des Ayolas zweifeln konnte, dachte er mit Ernſt daran, dieſer Colonie ein neues Oberhaupt zu geben, und neue Leute dahin zu ſchicken. Nur hielt es ſehr ſchwer, iemand zu finden, der ietzt, nachdem das Schickſal des Dom Pedro de Mendoza bekannt worden war, einen Theil der Koſten zu einer beträchtlichen Ausrüſtung zu tragen Luſt hatte. Doch durfte ſich Carl der fünfte nicht lange nach einem ſolchen Manne umſehen. Dom Alvare Nunnez de Vera Cabeſa de Vaca, erbot ſich, hiezu ſein ganzes Vermögen, ſo in acht tauſend Ducaten beſtund, anzuwenden. Er war ein Sohn des Dom Franceſco de Vera, und der Thereſia de Cabeſa, und ein Enkel des Dom Pedro de Vera, eines von den Eroberern der Canariſchen Inſeln und nachmaligen Gouverneurs daſelbſt. Nachdem derſelbe allda ſein ganzes Vermögen zum Dienſte ſeines Herrn aufgeopſert hatte, ſah er ſich genöthiget, eine anſehnliche Summe Geld von einer reichen Mohrin zu entlehnen, und ihr zur Sicherheit, daß er ſie wieder bezahlen wolle, ſeine zween Söhne zum Pfand zu laſſen. Dom Alvare war ein Sohn von einem derſelben, dem man den Namen ſeiner Mutter beygelegt hatte, die von einer vornehmen Familie geweſen war.

Character dieſes Gouverneurs.

Es iſt allerdings etwas erſtaunliches, daß ein Mann, in welchem Frömmigkeit, Klugheit, Religion, und der reinſte Eifer für den Dienſt ſeines Fürſten in dem höchſten Grade vereiniget waren, nicht im Stande geweſen, das Glück von Paraguay zu befördern, und daß ſeine Tugenden ihm nur zum Verderben dienen, und ihm ein

höchſt unverdientes Schickſal zuziehen müſſen. Sie waren auf einer Reiſe, die er im Jahre 1528. nach America als Schatzmeiſter der Flotte des Pamphile de Narvaez nach Florida gemacht, ſchon ſtark auf die Probe geſetzt worden. Die Unternehmung dieſes Capitains war nichts als ein aneinanderhängendes Gewebe von lauter Unglück. Seine Schiffe wurden durch einen Sturm zerſtreuet; und da dasienige, auf welchem ſich Dom Alvare befand, auf einer Küſte von Neuſpanien ſtrandete, wurde die ganze Mannſchaft von den Einwohnern zu Sclaven gemacht. Dom Alvare brachte ſich unter dieſem wilden Volke gar bald ein großes Anſehen zuwege, beſonders durch die Menge der Curen, die er daſelbſt verrichtete. Die Unglaubigen hielten dafür, daß etwas übernatürliches dabey vorgehen müſte, und wollten ihm deswegen göttliche Ehre erweiſen. Auſſerdem war auch ſein ganzes Verhalten ſo erbaulich, daß ſeine Mitgefangenen nicht anders glaubten, als daß ſeine meiſten Curen durch ein Wunderwerk müſten geſchehen ſeyn. Als er wieder nach Spanien gekommen war, erhielt er ſich beſtändig bey ſeinem erlangten Anſehen, der Kaiſer nahm auch ſein Anerbieten mit dem gröſten Vergnügen an. Er ernennte ihn zum Adelantade c) von Rio de la Plata, und zum Gouverneur und Generalcapitain dieſer Provinz, doch unter der Bedingniß, daß er dieſe beyden letzten Würden nicht eher führen ſollte, als bis er von dem Tode des Dom Juan de Ayolas ſichere Nachricht eingezogen haben würde, deſſen Lieutenant er nur ſeyn ſollte, im Fall der Gouverneur noch am Leben wäre.

In

c) Die Würde eines Adelantade iſt blos eine bürgerliche Ehrenſtelle. Derienige, der ſie bekleidet, hat weiter nichts, als den erſten Rang in den Rathsverſammlungen und Gerichtshöfen; ſie giebt ihm alſo keinen Rang unter den Kriegsbedienten; ſie hindert auch niemand, neben derſelben, die Stelle eines Subalternen zu bekleiden.

Seine Verhaltungsbefehle. In der Inſtruction, welche ihm der Kaiſer ertheilte, empfahl er ihm vor andern dieſes, daß er in der Provinz weder Advocaten noch Procuratores dulten ſollte, weil er, wie er ſagte, aus der Erfahrung gelernet hätte, daß durch das, bey den Gerichtshöfen ſonſt gewöhnliche Verfahren, der Fortgang der Colonien gar ſehr verhindert würde; ferner befahl er ihm, darauf zu ſehen, daß die Spanier, welche fünf und zwanzig Jahre nach einander, die Ländereyen, die man ihnen angewieſen, würden angebauet haben, die Eigenthümer davon bleiben ſollten; daß man den Privatperſonen die Freyheit laſſen ſollte, mit den Eingebohrnen des Landes zu handeln; und daß man endlich niemand die Freyheit verſagen ſollte, wieder nach Spanien zurück zu kehren. Er erklärte daneben, daß ſeine Abſicht dahin gienge, daß man in allen Städten und Flecken, Alcalden beſtellen ſollte, welche die Rechtshändel ſchlichteten; daß niemand die erſten vier Jahre ſeines Aufenthaltes in dieſem Lande, Schulden wegen ſollte verklagt werden, und niemand, wer der auch ſey, während der erſten zwey Jahre, weder einen Zoll, noch ſonſt eine von den Auflagen, die unter dem Namen der Almajarisfazgo begriffen ſind, entrichten ſollte; daß das Recht der Appellation an das Conſeil des Königs heilig gehalten, und niemand gehindert werden ſollte, bey ihm ſein Recht zu ſuchen, oder an ihn zu ſchreiben; daß man ſich bey Criminalfällen nach dem gemeinen Recht richten ſollte; daß man ſich in Anſehung ſolcher Perſonen, welche ohne Erben, und ohne ein Teſtament gemacht zu haben, ſtürben, nach derjenigen Verordnung richten ſollte, welche dieſer Inſtruction beygefüget worden; daß er nichts übereilt und ohne Rath entſcheiden, und wohl darauf ſehen ſollte, daß auch die beſondern Befehlshaber und Unterrichter ſich eben ſo verhalten möchten; daß er nicht zugeben ſollte, daß man mehr Intereſſe als einen Caſtillan nehme, noch daß der fünfte Theil für den König, von etwas anders, als von Gold und Silber

Silber eingefordert würde; daß er überall Gemeinhuten für die Thiere beſtimmen; endlich daß er den gemeinen Alcalden eben das Recht über alle diejenigen Sachen zu richten, übertragen ſollte, die insgemein vor das Gericht der heiligen Hermandad pflegten gebracht zu werden.

Seine Abreiſe von Cadix.

Nachdem nun Dom Alvare die nöthigen Befehle erhalten hatten, begab er ſich nach Sevilla, wo er zwey Schiffe kaufte, eines von dreyhundert, und eines von hundert und funfzig Tonnen. Er ſchafte auch zwey Portugieſiſche Schiffe (caravelles) an, und ſchifte auf dieſe vier Schiffe vierhundert Mann Soldaten ein, die ſich ihm freywillig zu dienen anboten, und mit doppelten Waffen verſehen waren. Den 18. Sept. kam er nach Cadix, wo ihm der widrige Wind bis auf den 2. November aufhielt, an welchem Tage er endlich unter Segel gieng. Er gewann in neun Tagen die Palminſel, woſelbſt er abermal fünf und zwanzig Tage auf günſtigen Wind warten muſte. Den ſechs und zwanzigſten ſegelte er vor den Inſeln des grünen Vorgebürgs vorbey, und bey dieſer Überfarth, ſchöpfte ſeine Hauptgalere, die ſonſt ein vortrefliches Schiff war, und das erſtemal gebraucht wurde, ſehr viel Waſſer. Dadurch wurde nicht nur ein guter Theil ſeiner Ladung verderbt, ſondern auch ſeine Mannſchaft ſehr ermüdet. Endlich erreichte er mit vieler Mühe die Inſel Santiago in neunzehn Tagen.

1541.
Unbequemlichkeit des Hafens von Santiago.

Dieſe Inſel hat einen ſehr ſchlechten Hafen, und dem Ackergrunde daſelbſt iſt nicht wohl zu trauen, maſſen ſehr viele Felſen unter dem Waſſer verborgen ſind, welche die Anker zurück halten, ſo daß man ſie oft zurücklaſſen und die Ankerſeile abhauen muß. Man iſt auch bey ungeſtümmen Wetter daſelbſt nicht ſicher. Übrigens iſt die Luft zur Sommerszeit, die eben damals war, ſehr ungeſund, und richtet insgemein unter der Schiffsmannſchaft

ſchaft eine große Niederlage an. Unterdeſſen verlohr doch Dom Alvare, die fünf und zwanzig Tage über, die er ſich daſelbſt aufhielt, nicht einen einzigen Mann, welches man für ein Wunderwerk anſahe, und ſich dabey an alles dasjenige erinnerte, was er während ſeiner Gefangenſchaft gethan hatte. Das, was ſich in kurzem hierauf zutrug, bekräftigte alle ſeine Matroſen und Soldaten in ihrer Meinung, die ſie von ihm hegten, daß er von Gott eines ganz beſondern Schutzes gewürdiget würde.

Der Gouverneur wird auf eine ſonderbare Art von einem Schifbruche gerettet.

Nachdem man die Linie paßiret hatte, fand ſich, daß von den hundert Tonnen Waſſer, die man auf der Hauptgalere eingeſchift hatte, nicht mehr, als nur noch drey übrig waren. Sobald er dieſe Nachricht erhalten hatte, befahl er Land zu ſuchen. Den vierten Tag, ehe es noch helle worden war, hörte man mit Erſtaunen eine Grille ſchreyen. Ein Matroſe hatte ſie, ohne daß er es wuſte, mit eingeſchift; man hatte ſie aber bisher, ſo lange man auf dem Meere war, noch nicht gehöret. Einer ſagte alsdann, man müſſe nahe am Lande ſeyn, weil die Grillen nicht unterlaſſen zu ſchreyen, ſobald ſie dieſes merken. Dom Alvare ließ alſobald einen Matroſen auf den Maſtkorb ſteigen, der denn, ſo bald nur der Tag anbrach, große Felſen erblickte, welche ein ſehr hohes Land umgaben. Man fuhr hierauf an der vor Augen liegenden Küſte hin, und die Grille kündigte fleißig den Anbruch des Tages an; welches ſie vorher weder auf der Palminſel, noch auf der Inſel Santiago gethan hatte.

Er hält ſich auf der Inſel S. Catharina auf.

Nachdem man über das Cap Frio hinaus war, welches vier und zwanzig Grad gegen Süden liegt, kam man in den Hafen de la Cananee, den eine Inſel für den Winden in Sicherheit ſetzet, und daſelbſt warf man eilf Klaftern tief

tief Anker. Von da an bis zu dem Fluße St. Franciſcus rechnet man fünf und zwanzig Meilen; und von dieſem Fluße an wieder eben ſo viel, bis an die Inſel St. Catharina, woſelbſt man ſich den 24. Merz 1541. vor Anker legte. Dom Alvare nahm im Namen der Krone Caſtillien ſogleich Beſitz von dieſer Inſel, und erwies den Inſulanern, ingleichen auch den Einwohnern des feſten Landes viele Freundſchaft. Zugleich erfuhr er, daß ſich zween Religioſen daſelbſt aufhielten, welche vor den Indianern nicht allzuwohl ſicher waren. Dieſe Patres hatten ſeine Ankunft kaum erfahren, ſo kamen ſie zu ihm, und ſagten ihn, daß die Barbaren den Spaniern ſehr feind ſeyen, und daß ſie unter ihnen große Gefahr zu beſorgen haben würden. Er verſprach ihnen, daß er die Sache ſchon in Ordnung bringen wolle, welches ihm auch gar nicht ſchwer ward. Und in der That merkte man gar bald, daß er eine ganz beſondere Art habe, mit dieſen Völkern umzugehen, die ihm ſolche alſobald geneigt machte.

Bekommt daſelbſt eine Nachricht von Paraguay.

Im Monat May ſchickte er ein Portugieſiſches Schiff, unter Anführung des Schatzmeiſters Philipp de Carceres nach Buenos Ayres ab. Allein dieſer Officier konnte nicht über das Vorgebürge St. Maria hinauskommen, und kam wieder auf die Inſel St. Catharina zurücke, woſelbſt bald darauf zwölf Spanier auf einem Fahrzeuge anlangten. Sie hatten ſich von Buenos Ayres geflüchtet, maſſen ſie, wie ſie vorgaben, die üble Begegnung der Befehlshaber daſelbſt nicht mehr ausſehen konnten. Sie ſetzten noch hinzu, daß vor kurzem Leute und Vorrath daſelbſt angekommen wären, daß aber doch die Hungersnoth daſelbſt noch immer ſehr gros ſey, und daß man ſich auch vor den benachbarten Indianern nicht in Sicherheit befände. Sie berichteten dem Dom Alvare auch, daß man hundert und zwanzig Meilen von dem Orte, wo er ſich befände, eine Stadt unter dem Na-

men Aſſumption der heiligen Jungfrau gebauet hätte, von da aus man dreyhundert und funfzig Meilen bis zum Cap St. Maria rechnete, wenn man auf dem Fluße hinabführe, auf dem nicht wohl zu ſchiffen wäre; daß man aufs neue betrübte Nachrichten von dem Tode des Dom Ayolas und aller die ihn begleiteten, bekommen hätte; daß ſie von den Payaguas niedergemacht worden wären, und daß man die Schuld davon auf den Irala lege, der ihrer in dem Hafen de la Chandeleur nicht erwartet hätte, wie ihm dieſer Gouverneur doch befohlen hatte; daß die königlichen Bedienten die Indianer ſehr plagten, und daß auch die Spanier von ihnen eben ſo übel behandelt würden; daß ihre Abſicht bey ihrer Abreiſe von Buenos Ayres dahin gegangen ſey, wieder nach Spanien zurück zu kehren, um dem königlichen Rathe von Indien von allen Nachricht zu geben; endlich daß Irala zu Aſſumption Befehlshaber ſey, und daß ihm die ganze Provinz gehorchen müſſe.

Dieſe Nachrichten, die man mit dem, was wir von der Verlaſſung von Buenos Ayres gemeldet haben, nicht anders wird zuſammen reimen können, als wenn man vorausſetzet, daß dieſe Leute ſchon lange von dieſer Stadt müſſen abgereiſet geweſen ſeyn, überzeugte dem Dom Alvare, daß ſeine Gegenwart zu Aſſumption nöthig ſey. Er faßte daher den Entſchluß, ſich ſobald als möglich dahin zu begeben, ohnerachtet ihm Carceres und der Steuermann Anton Lopez riethen, mit ſeiner ganzen Mannſchaft nach Buenos Ayres zu gehen. Er trug daher dem Factor Pedro de Orantes auf, daß er ſich um den Weg erkundigen ſollte, den er zu Lande nehmen könnte. Nachdem nun dieſer Officier ſelbſt Kundſchaft von dem Lande eingezogen hatte, ſagte er ihm bey ſeiner Zurückkunft, daß ihm die erſten Indianer, die er angetroffen, und die Einwohner von der Inſel St. Catharina, die ihn begleitet, verſichert hätten, daß der nächſte Weg dahin ſey, wenn man immer bey dem Fluße Itabuſu bliebe,

bliebe, deſſen Ausfluß gerade der Spitze des gegen Norden liegenden Theils der Inſel St. Catharina gegen über, und ungefähr neunzehn bis zwanzig Meilen von dem Hafen, wo er ſich befand, entfernet wäre. Er ließ hierauf dieſen Weg noch von andern Perſonen unterſuchen. Man brachte ihm die Nachricht, daß er leicht zu machen ſey, und deswegen entſchloß er ſich, ohne Anſtand die Reiſe anzutreten. Seine Abſicht war, die beyden Religioſen, von denen wir oben Meldung gethan haben, auf der Inſel St. Catharina zurück zu laſſen, daß ſie an der Bekehrung der Inſulaner und der Einwohner des feſten Landes arbeiten ſollten. Allein ſie hielten ſo gar ernſtlich um die Erlaubniß an, ihm folgen zu dörfen, daß er es ihnen unmöglich abſchlagen konnte.

Reiſet zu Lande nach Aſſumption.

Nachdem er nun dem Dom Pedro Eſtopinnan Cabeſa de Vaca befohlen hatte, bey dem nächſten guten Winde mit ſeinen Schiffen nach Buenos Ayres zu ſegeln, auch einen Theil ſeiner Leute, mit den ihm noch übrig gebliebenen ſechs und zwanzig Pferden voran geſchickt hatte, mit dem Befehl, daß ſie an dem Ufer des Itabuſu auf ihn warten ſollten, nahm er den 18. October von den Einwohnern der Inſel St. Catharina Abſchied. Er überhäufte ſie nochmals mit Verſicherungen ſeiner Freundſchaft und mit Geſchenken. Viele derſelben wollten ihn begleiten, um ihm den Weg zu zeigen, und dafür zu ſorgen, daß es ihm nicht an Lebensmitteln fehlen möchte. Er hatte noch zweyhundert und funfzig Mann bey ſich. Mit dieſen begab er ſich den achten November auf den Weg, um ſich mit denen zu vereinigen, die auf ihn bey dem Fluße Itabuſu warteten. Während ſeines neunzehntägigen Marſches muſte er ſich ſehr oft mit Gewalt einen Weg bahnen; und endlich giengen auch die Lebensmittel auf die Neige. Da er aber in ein beßer bevölkertes Land kam, lieſen ihm die Indianer bald haufenweiſe entgegen, und brachten ihm allerley Früchte und Lebensmittel, und waren überaus vergnügt, ihn zu ſehen.

Wie er von den Indiánern auf dem Wege empfangen wird. Von den Guaranis.

Dieſes waren einige Guaranis, welche ſich auf den Feldbau legten, und alle Jahre zweymal Malz erndteten. Sie baueten auch Manioc, wovon ſie Caſſave oder Wurzelbrodt machten. Damit fütterten ſie die Schweine, die Gänſe, Hühner und Papageyen. Sie machen mit denen, die an dem gegen Morgen liegenden Ufer des Fluſſes Paraguay, Aſſumption gegen über, wohnen, eine Nation aus, und ſind unter denen, die auf dem feſten Lande wohnen, die zahlreichſten, wie ſie denn auch einen ſehr großen Theil des Landes inne haben. Man giebt ſogar vor, daß ſie bis nach Marannon gekommen, und daß ſie ſich aller Orten, wohin ſie ſich gewendet, durch ihre Raubereyen fürchterlich gemacht hätten; daher ſey auch ihr Name entſtanden, den ſie führen, welcher ſo viel als einen Krieger bedeutet. Die Chiriguanes, welche einen Theil der Gränze von Peru bewohnen, die Tapez, welche ſich nahe an Braſilien niedergelaſſen haben, viele Braſilianer ſelbſt, welche ihre Sprache reden, und andere Nationen mehr, von denen wir in der Folge noch Meldung thun werden, und die ihre Sprache ebenfalls reden, haben alle einerley Urſprung. Doch haben ſie nicht alle einerley Character behalten, und ſind nicht alle ſo wild und auch keine Menſchenfreſſer, welches davon herkommt, daß ſie theils von einem Orte zum andern ziehen, theils aber auch beſtändig an einem Orte wohnen. Die meiſten behandeln ihre Kriegsgefangenen eben auf die Art, wie die Canadiſchen Völker. Übrigens haben ſie insgeſammt von Natur einen ſehr ſeichten Verſtand; und nichts war bey denen, die man geſitteter machen wollte, ſchwerer zu verbeßern, als eine gewiße Unempfindlichkeit und Sorgloſigkeit, die faſt allen Glauben überſteigt, eine große Gefräßigkeit, und ein faſt unüberwindlicher Abſcheu vor aller Arbeit.

Diejenigen, auf welche Dom Alvare am erſten ſtieß, ſchienen noch ſo ziemlich friedfertig zu ſeyn. Er nahm im Namen der Krone Caſtilien von ihrem Lande Beſitz,

 doch

doch ohne ſie etwas davon merken zu laſſen, und nenn- te es Provincia del Campo. Dasienige Land wel- ches er hierauf betrat, und von dem er ebenfalls Beſitz nahm, hatte faſt eben die Beſchaffenheit; er nennte es Provincia de Vera, nach dem Namen ſeiner Fami- lie. Beyde Länder aber ſind unter dieſem Namen we- nig bekannt. Am erſten December gelangte er an den Ufern des Iguazu, eines großen Flußes an, der ſich in den Parana ergießt, zwiſchen dem 25. und 26. Grad, ſüdlicher Breite. Den dritten dieſes Monats entdeckte er einen andern, der Cibogi hieß, deſſen Grund mit ſo großen und genau zuſammengefügten Steinen gleich- ſam gepflaſtert iſt, daß man faſt glauben ſollte, es ſey dieſes ein Werk von Menſchenhänden. Überdieſes iſt dieſer Fluß ſo ſchnell, daß ſich weder Menſchen noch Pferde darinnen erhalten können; man muſte ſie alſo, um über ſelbigen ſetzen zu können, zuſammenbinden.

Die gute Ordnung, welche Dom Alvare auf ſeiner Reiſe hielte, brachte ihm überall, wo er hinkam, die Liebe der Indianer zuwege. Sie gaben einander von ſei- ner Ankunft Nachricht, daher ſie ihm alle mit Lebens- mitteln entgegen eileten, die er allemal um doppeltes Geld bezahlte. Seine gröſte Sorge gieng dahin, daß ihnen niemand einiges Leid zufügen, oder ſie ärgern durfte. Er erlaubte keinem Spanier in ihre Wohnungen zu ge- hen, es ſey denn, daß er ſelbſt einige zu ihnen abſchick- te, um Lebensmittel von ihnen zu kaufen; und hiezu brauchte er meiſtens ſolche Perſonen, auf deren Klug- heit er ſich ſicher verlaſſen konnte. Die geringſte Frey- heit, die ſich ein Spanier in Anſehung ihrer heraus- nahm, wurde auf das ſchärfſte beſtraft; ia er bereue- te es gar bald, daß er die beyden Religioſen, die er auf der Inſel St. Catharina zu laſſen gedachte, mit ſich ge- nommen, weil ſie ſich nicht immer ſo aufführten, wie es ſich für ihren Stand ſchickte. Sie trenneten ſich end- lich ſogar ſelbſt von ihm, ohne ihm etwas davon zu ſa- gen, und er war genöthiget, ſie an einem Orte aufſu-

chen

chen zu laſſen, wo er wuſte, daß ſie ſich in ſehr beſorglichen Umſtänden befanden.

Nachricht von dem Lande, welches er durchreiſete.

Einige Zeit hierauf ließ er einen Braſilianer vor ſich kommen, mit Namen Michael, der von Aſſumption zurück kam, und ſich ihm zum Wegweiſer dahin anbot. Er nahm ſein Anerbieten an, und gab den Indianern, die er bisher dazu gebraucht hatte, Abſchied, nachdem er ſie vorher reichlich beſchenkt hatte. Gegen die Mitte des Decembers befand er ſich unter dem 24. Grad der Breite, und wenige Tage darauf traf er einige Fichtenbäume von beſonderer Art an, deren Stämme vier bis fünf Klafftern im Durchmeſſer hatten, und deren Kern in den Zapfen, welche in eine Schale, gleich unſern Kaſtanien eingeſchloſſen waren, nicht größer als eine Eichel waren. Die Einwohner des Landes bereiten ein Mehl davon, welches ihre beſte Nahrung iſt. Die Schweine und Affen, die in dieſem Lande ſehr gemein ſind, nähren ſich ebenfalls davon, und das Fleiſch der Schweine bekommt dadurch einen außerordentlich guten Geſchmack. Etwas weiter hin fand man einige Felder die mit Maiz und Patates von drey Farben, von gelber, weiſſer und rother beſäet waren. Man fand daſelbſt auch Cypreßen, Cedern, und andere in Europa nicht bekannte Bäume, in deren Stämmen Bienſtöcke befindlich waren, die das vortreflichſte Honig hatten. Von da kam man in ein gebirgicht Land, wo die Thäler mit Röhren angefüllt waren, in denen ein Wurm eines Fingers groß eingeſchloßen war, der, in ſeinem Fette gebacken, den Spaniern ein beſonderer Leckerbißen zu ſeyn ſchiene. Eben dieſe Röhren führten auch ein ſehr friſches und ungemein geſundes Waſſer bey ſich.

Nachdem Dom Alvare an dem Iguazu angekommen war, wollte er ſich daſelbſt einſchiffen, um bis zu ſeinem Einfluß in den Parana hinabzufahren. Allein, da man ihm ſagte, daß dieſes ungefähr eben der Ort ſey, woſelbſt die Portugieſen aus Braſilien, von denen wir oben

geredet haben, von den Indianern niedergemacht worden; und daß diejenigen, welche an dem Ufer eines kleinen Flußes wohneten, der Pequeri heißt, nicht weit davon entfernet iſt, und ſich in den Urugay ergießt, auf ihn paſſeten, um ihn zu überfallen: ſo nahm er nicht mehr als achtzig Mann zu ſich auf das Fahrzeug, die übrige Mannſchaft aber ließ er an beyden Ufern zu Lande marſchiren. Als er in den Parana kam, fand er die beyden Ufer mit einer großen Menge der Guaranis beſetzt. Sie waren am Leibe gemahlt, hatten Federbüſche auf dem Kopfe, und ſchienen ihm den Weg verwehren zu wollen. Allein er nöthigte ſie durch ſeine freundliche Art, die Waffen niederzulegen, und ihm ſogar einige nützliche Dienſte zu leiſten. Der Parana iſt an dieſem Orte ſehr tief und einen Armbruſtſchuß breit. Weil er aber ſo tief und ſchnell iſt, ſo macht er daſelbſt ſolche Wendungen, ſo die Überfahrt ſehr gefährlich machen. Ein Kahn, welcher den Fluß herabkam, wurde daſelbſt umgekehret, und ein Mann muſte erſaufen. Dieſes Unglück ſchmerzte den Dom Alvare um ſo mehr, da er bisher auf ſeinem ganzen ſo langen und beſchwerlichen Marſch, den er gemacht hatte, nicht einen einigen Mann von ſeinen Leuten verlohren hatte.

Seltſame Aufführung der Befehlshaber zu Aſſumption gegen ihn.

Ehe er den Parana hinabfuhr, hatte er nach Aſſumption geſchickt, und zwey leichte Kriegsſchiffe verlangen laſſen. Er wunderte ſich daher gar ſehr, daß er ſie an dem beſtimmten Orte nicht antraf, da er doch in dem abgelaſſenen Briefe ausdrücklich gemeldet hatte, daß er unter ſeinen Leuten verſchiedene Kranke habe, die übrigen alle aber ſehr ermüdet ſeyen. Es war alſo nichts zu thun, als diejenigen die nicht gehen konnten, auf Flöße zu ſetzen, und ihnen funfzig bewaffnete Mann mit zu geben, um ſie zu vertheidigen, im Fall ſie etwa ſollten angegriffen werden. Er ſelbſt aber machte ſich ſodann mit ſeinen übrigen Leuten auf den Weg, und nach Verlauf einiger Zeit ſtieß ein aus Aſſumption abge-

abgeſchickter Spanier, der den Auftrag hatte, Kundſchaft einzuziehen, ob denn würklich ein Gouverneur aus Spanien auf dem Wege ſey, auf ihn, der ihm ſagte, daß man eine ſo erwünſchte Neuigkeit in der Stadt nicht habe glauben wollen.

Eine ſo ſonderbare Frage, muſte ihn, nach der Nachricht, die er ſelbſt von ſeiner Ankunſt ertheilet hatte, nothwendig befremden: Allein er wuſte ſich ſo dabey zu verhalten, daß man nicht merken konnte, was er von einer ſolchen Aufführung dachte. Überdieſes ſetzte ihn das Verhalten der Guaranis, in Anſehung des üblen Betragens ſeiner Landsleute ſchadlos. Er fand die Wege überall mit Männern, Weibern und Kindern beſetzt, welche die Hände gen Himmel aufhuben und ihm dankten, daß er ihnen einen Gouverneur geſchenkt, von dem man überall ſo viel gutes rühmte. Sie brachten ihm allerley Lebensmittel; ſchickten Deputirte an ihn ab, die ihn theils in ihrer eigenen, theils in ſpaniſcher Sprache bewillkommen muſten. Als er ſich der Stadt näherte, kam ihn der meiſte Theil der Einwohner entgegen, die ihre Freude, über ſeine glückliche Ankunft bezeugten, und dieſes geſchah meiſtens mit ſolchen Worten, die zu erkennen gaben, daß die Provinz, einen Mann von ſeinem Character nöthig habe.

Seine Ankunft in dieſer Stadt und Aufnahme daſelbſt.

Er langte endlich an einem Sonnabend, den 11. Merz, gegen neun Uhr des Morgens zu Aſſumption, in Geſellſchaft einer groſſen Menge von Officieren und Edelleuten an, die ihm entgegen gegangen waren. Irala empfieng ihn an der Spitze der Trouppen in Begleitung der königlichen Bedienten und der Rathsverſammlung der Provinz. Er überreichte ihnen ſeine Beſtallung, die mit lauter Stimme abgeleſen wurde; und nachdem dieſes geſchehen war, bewillkommte ihn Irala in der Würde eines Adelantade, Gouverneurs und General-

ralcapitains von Rio de la Plata. Dom Alvare beſtätigte ihn in ſeiner Würde eines königlichen Lieutenants; eben dieſes geſchah auch in Anſehung aller Gerichtsperſonen; und dem äuſſerlichen Schein nach, geſchah dieſes alles mit der gröſten Zufriedenheit von der Welt. Allein die Freude ſchien unter den Soldaten und unter dem Volke weit aufrichtiger zu ſeyn. Die Spanier, welche auf Flöße waren geſetzt worden, langten erſt nach Verlauf eines Monats an. Sie waren von den Indianern angegriffen worden, die mit langen Stangen, die vornen Hacken hatten, die Flöße an das Ufer des Flußes zu ziehen ſuchten, und auch aller Wahrſcheinlichkeit nach ihren Endzweck erreicht haben würden, wofern ihnen nicht ein chriſtlicher Cacik mit ſeinen Leuten zu Hülfe gekommen wäre. Einige wurden ſo gar von dieſen Wilden verwundet, die aber der Cacik wohl verbinden, und eine Zeitlang bey ſich bewirthen ließ. Sie kamen alſo alle wohl behalten an.

Dieſe Begebenheit erhob die kluge Aufführung des Gouverneurs noch mehr. Man trug kein Bedenken es ſeiner Klugheit und einem beſondern Schutze des Himmels zuzuſchreiben, daß er durch ein ſo groſſes von Wilden bewohntes Land habe kommen, und von dieſen Völkern, alle Arten der Hochachtung und des beſten Betragens erhalten können, und daß hingegen ſo bald ein Theil ſeiner Leute ihn nicht mehr bey ſich gehabt, ſie ſogleich an den Indianern eingefleiſchte Furien gefunden, die auf ihr Verderben bedacht geweſen. Allein diejenigen, welche dieſe Betrachtung nothwendig anſtellen muſten, bequemten ſich dem ungeachtet nicht, ſich nach ſeinem guten Exempel zu richten, ſie wollten vielmehr die gute Aufnahme, die er von dieſen Völkern zu rühmen hatte, einem Wunderwerke zuſchreiben, als erkennen, daß er ſolche ſeinen Tugenden zu danken habe, die ſie aber nachzuahmen, nicht willens waren.

* * *

Ge-

Geſchichte von Paraguay.

Das zweyte Buch.

Innhalt.

Dom Alvare iſt ernſtlich darauf bedacht, den Hafen von Buenos Ayres wieder herzuſtellen. Sein Eifer die Indianer zu bekehren. Man bringt große Klagen über die Guaycurus vor ihn. Kündiget ihnen den Krieg an. Macht ſich wider ſie auf den Weg. Falſcher Lerm; der Gouverneur kommt dabey in Gefahr. Er ſtillet die Unordnung. Niederlage der Guaycurus. Folge dieſes Sieges. Die Agazes werden geſtraft. Dom Alvare läßt ſich mit den Guaycurus in Friedensunterhandlungen ein. Von dem Lande der Guaycurus und ihren verſchiedenen Stämmen. Ihr Character und ihre Geſtalt. Wie ſie ihre Kinder erziehen. Ihre Regierungsform. Proben, welche die neuen Soldaten bey ihnen ausſtehen müſſen. Ihre Art Krieg zu führen. Ihre Waffen. Ihre öffentlichen Feſte. Von der Trauer und von ihren Leichbegängnißen. Von den Heurathen. Von ihrem Aberglauben. Dom Alvare ſchickt einen Secours nach Buenos Ayres, und züchtiget die Agazes auf das neue. Er rächet den Tod des Alexis Garcia. Buenos Ayres wird abermals verlaſſen. Verdrüßlicher Zufall. Irala bekommt Befehl den Paraguay hinaufzuſchiffen. Er entdecket den Königshafen. Dom Alvare macht ſich fertig eben dieſe Reiſe anzutreten. Eine Verrätherey wider ihn wird entdeckt. Sein Verhalten gegen die Urheber derſelben. Die Payaguas, welche den Dom Juan de Ayolas ermordet, entwiſchen ihm. Beſchreibung des Landes, durch welches er ziehet. Er langt in dem Königshafen an; nimmt Beſitz davon, und bringt die Indianer dahin, daß ſie ihre Götzen verbrennen. Beſchreibung dieſes Landes. Von den Fledermäuſen. Nachricht von dem Königshafen und der Inſel Orejones,

oder von der Paradiesinſel. Die Spanier wollen ein Etabliſſement in dem Königshafen aufgerichtet haben. Dom Alvare williget nicht in ihr Verlangen. Bekommt von verſchiedenen Orten Nachrichten. Macht ein Bündniß mit den Xarayes, und tritt die Reiſe nach Peru an. Bemächtiget ſich eines indianiſchen Dorfes. Die Spanier tödten eine ungeheure Schlange, die von den Indianern angebetet wurde. Dom Alvare wird genöthiget, alſobald auf ſeine Rückreiſe zu gedenken. Verſchwörung der Indianer wird entdeckt. Dom Alvare ſchickt den Fernand de Ribera aus, Entdeckungen zu machen. Bekommt eine Nachricht von dem Mendoza. Zurückkunft des Franceſco de Ribera. Die Spanier werden faſt alle krank, welches ſich die Indianer zu Nutzen machen. Ankunft des Fernand de Ribera. Grauſame Uberſchwemmung; Folgen derſelben. Dom Alvare reiſet nach Aſſumption ab. In welchem Zuſtande er dieſe Stadt antrift. Wird gefangen geſetzt und in Feßeln geſchlagen. Man nimmt ihm ſeine Schriften und Geräthſchaften. Manifeſt der königlichen Bedienten. Irala wird als Generalbefehlshaber ausgerufen. Tumult zu Aſſumption. Dom Alvare bekommt von allem Nachricht, und findet Mittel an ſeine Freunde zu ſchreiben. Tyranney der königlichen Bedienten, nebſt den Folgen derſelben. Was ſie für Maasregeln ergreifen den Rath wider den Gouverneur einzunehmen. Der Rath wird von andern Perſonen, von der ganzen Sache unterrichtet. Dom Alvare wird zur Rückreiſe nach Spanien eingeſchifft. Man will ihn unterwegens mit Gift vergeben. Das Schiff ſtehet einen großen Sturm aus; Folgen deſſelben. Die Officiers bitten den Alvare um Vergebung, und nehmen ihm die Feßeln ab. Sie wollen ihn zu Aſores gefangen nehmen laſſen. Er langt in Spanien an. Trauriges Ende zweyer Officiers. Dom Alvare wird für unſchuldig erkläret. Entdeckung des Fernand de Ribera. Unwürdige Handlung des Irala in Anſehung des Dom Alvare. Er ſucht ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten. Die Indianer fangen einen Aufruhr an. Folgen deſſelben. Irala ſetzt ſeine Entdeckungen fort. Wird genöthiget nach Paraguay zurücke zu kehren. Dom Franceſco de Mendoza wird zu Aſſumption enthauptet. Erklärung, die er noch auf der Blutbühne that.

Das

Das zweyte Buch.

1542. Der Gouverneur iſt ernſtlich darauf bedacht, den Hafen v. Buenos Ayres wieder herzuſtellen. Sein Eifer, die Indianer zu bekehren.

Dom Alvare bekam erſt zu Aſſumption die Nachricht, daß der Hafen zu Buenos Ayres verlaſſen ſey, und ſeine erſte Sorge gieng dahin, denſelben wieder herzuſtellen. Er ſchickte alſobald zwey leichte Kriegsſchiffe dahin, denen in kurzem zwey andere nachfolgeten, und machte überhaupt ſolche Anſtalten, die nöthig waren, einen Poſten in den gehörigen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, deſſen Wichtigkeit ihm allzuwohl bekannt war. Nach dieſem gieng ſein vornemſtes Augenmerk dahin, ſich die Indianer, unter denen er ſich befand, zu Freunden zu machen. Und da er überzeugt war, daß er dieſen Entzweck nicht beßer würde erreichen können, als wenn er ſie mit den Spaniern durch das Band der Religion vereinigte, ſo war auch ſeine Sorge dahin gerichtet, ſolches zu bewerkſtelligen. Den Anfang machte er damit, daß er alle Geiſtliche und andere Ordensleute, die ſich zu Aſſumption befanden, zu ſich kommen ließ, und ihnen im Namen des Kaiſers hinterbrachte, daß S. Maieſtät verlangten, daß ſie allen Eifer anwenden ſollten, den Glauben in dieſem Lande der Ungläubigen auszubreiten. Er ließ hierauf alles, was ſie zu den Altären gebrauchten, und andere heilige Geräthe, wovon er einen ziemlichen Vorrath mitgebracht hatte, unter ſie austheilen, und gab ihnen ſein Wort, daß er ſie in ihren geiſtlichen Verrichtungen, mit ſeinem ganzen Anſehen unterſtützen, und es ihnen an nichts, was zu dem Gottesdienſte erforderlich wäre, würde ermangeln laſſen.

Er ſtellet verſchiedene Misbräuche ab.

Man hatte über die königlichen Bedienten ſehr viele Klagen vor ihn gebracht, und ihm gemeldet, daß ſie unter dem Vor-

wande, die königlichen Abgaben einzutreiben, die Landeseingebohrnen gewaltig plagten. Um dieſen Mißbrauch abzuſtellen, berief er eine Verſammlung von den vornemſten des Landes, ſowohl von den Weltgeiſtlichen und Ordensleuten, als von dem Soldatenſtande, und andern königlichen Bedienten; ingleichen auch von den Caciken, die mit ihren Mißionairs dahin gekommen waren, und verſicherte dabey, daß die Abſicht des Kaiſers dahin gienge, daß die Indianer denen, die ihr Vaterland verlaſſen, und ſich unter ihnen zu leben entſchloſſen hätten, um ihnen den Weg zum Himmel zu weiſen, alle ſchuldige Ehrerbietung erweiſen ſollten; und da dieſem Fürſten nichts ſo ſehr am Herzen liege, als ſie ſchon in dieſem Leben glücklich zu machen, und ihnen auch nach dem Tode, das ewige Heil zuwege zu bringen, ſo habe er ihm den gemeſſenen Befehl gegeben, ſcharf darüber zu halten, daß ſie von denen, mit welchen ſie zu thun hätten, wohl gehalten würden, und daß er vollkommen entſchloßen ſey, ſich auch in ſeinem Betragen gegen ſie darnach zu richten; daß er aber auch von ihnen verlange, daß ſie eben ſo mit den Spaniern umgehen, und beſonders iener abſcheulichen Gewohnheit, Menſchenfleiſch zu eſſen, entſagen ſollten. Sie verſicherten ihm, daß ſie ſeinen Befehlen Folge leiſten würden, und iedermann gieng vergnügt über ſeine gute Art und über ſein Verſprechen, nach Hauſe.

Er bändiget die Agazes.

Hierauf war er beſonders bedacht, die Frechheit einiger Indianer, welche die Spanier ohne Aufhören feindſelig anfielen, zu beſtrafſen. Den Anfang dazu machte er mit den Agazes, oder Algazes, welche auf der Morgenſeite von Paraguay, oberhalb Aſſumption wohneten. Dieſe Wilden, welche von ieher geſchworne Feinde der Guaranis geweſen, und eine ſehr große Statur hatten, waren ein räuberiſches und treuloſes, und dabey ein äuſſerſt freches und grauſames Volk. Man hatte ſie ſchon vor der Ankunſt des Dom

Alvare

Alvare mit gutem Erfolge bekrieget, und ſie genöthiget, um Frieden zu bitten, den ſie aber bey der nächſten ſchicklichen Gelegenheit, wieder zu brechen, im Sinne hatten. Sie hatten ihre Streifereyen auch bereits wieder angefangen. Da ſie aber die Ankunft eines neuen Gouverneurs, der friſche Mannſchaft mitbrachte, erfuhren, ſchickten ſie drey von ihren Caciken an ihn ab, und ließen ihm einen vollkommenen und uneingeſchränkten Gehorſam verſprechen. Der vornemſte Cacik ſetzte noch dieſes hinzu, daß nicht die ganze Nation den Krieg wieder erneuert hätte, ſondern daß dieſes einige junge Leute, ohne Erlaubniß gethan, die aber davor ernſtlich wären geſtraft worden. Dom Alvare ſtellte ſich zwar äuſſerlich ſo, als glaube er ſeinen Worten, und laſſe ſich die Entſchuldigung gefallen: doch forderte er von ihnen, daß ſie die Guaranis mit Frieden laſſen, auch keine andern Vaſallen des Kaiſers beläſtigen ſollten; auſſerdem würde er gegen ſie nach aller Strenge verfahren. Überdieſes forderte er von ihnen, daß ſie den Guaranis alle dieiegen, die ſie von ihnen gefangen genommen, zurückgeben, und auch niemand von ihrer eigenen Nation, der die Chriſtliche Religion anzunehmen verlangte, daran hindern ſollten.

Widerſetzt ſich den Plackereyen der königlichen Bedienten.

Indem der Gouverneur ſolchergeſtalt darauf bedacht war, der Provinz die nöthige Sicherheit vor den ungläubigen Völkern zu verſchaffen, ſo ſetzte er doch auch die dringende Noth nicht auſſer Augen, die man ihm bekannt gemacht hatte, und ſuchte ſich den Plackereyen der königlichen Bedienten, welche auf alles Auflagen legten, und dadurch eine Menge Privatperſonen in ein ſo großes Elend ſtürzten, daß ſie ſich faſt gar nicht mehr bedecken konnten, Einhalt zu thun. Den Anfang machte er damit, daß er den Nothleidenden etwas aus ſeinen eigenen Mitteln gab. Sodann hub er alle Auflagen auf, die man unrechtmäßiger Weiſe eingeführet hatte. Und als er hörte,

daß ſich die königlichen Bedienten wider ihn auflehnen wollten, ließ er ſie in das Gefängniß legen und befahl, daß man ihnen den Proceß machen ſollte.

Die Guaycurus werden bey ihm verklagt.

Unterdeſſen brachten die Guaranis, und einige andere Nationen, die ſich den Spaniern unterwürfig gemacht hatten, große Klagen über die Guaycurus vor ihn. Er hörte ſie ſehr gütig an. Ehe er ſich aber zu etwas entſchloß, wollte er zuvor wiſſen, ob ihre Klagen auch gegründet wären. Er trug alſo zween Geiſtlichen und den beyden Religioſen, die er von der Inſel St. Catharina mitgenommen hatte, auf, dieſe Sache zu unterſuchen. Als ihm nun dieſe die Sache eben ſo berichteten, wie ſie ihm bereits von ſeinen Allirten war vorgetragen worden; ſo ſchickte er die beyden Geiſtlichen mit funfzig Mann Soldaten an die Guaycurus ab, und ließ ihnen ſagen, daß er ſehr geneigt ſey, mit ihnen in einem guten Vernehmen zu ſtehen, ia ſie ſogar unter die Zahl ſeiner Freunde aufzunehmen, woferne ſie ſich unter die Bothmäßigkeit der Krone Spaniens begeben, und dieienigen Indianer, die dieſes bereits gethan hätten, in Ruhe laſſen wollten; auſſerdem ſey er im Stande, ſie mit Gewalt von allen künftigen Feindſeligkeiten abzuhalten.

Kündiget ihnen den Krieg an.

Er gab ſeinen Geſandten ſo gar den Befehl, dieſe Erklärung dreymal zu wiederholen; allein die Wilden ließen ihnen nicht ſo viel Zeit. Nachdem ſie auf die erſte geantwortet, daß ſie den König von Spanien niemals für ihren Herrn erkennen würden, und daß ſie entſchloßen ſeyen, den Krieg mit ihren Feinden fortzuſetzen: ſo ſetzten ſie noch dieſes hinzu, daß ſie ſich ſchleunig nach dem Rückwege umſehen ſollten; ſie ſchoßen auch einige Pfeile auf ſie ab, wovon einige Soldaten verwundet wurden. Dieſe Frechheit wollte Dom Alvare nicht ungeſtraft laſſen. Er ſchiffte ſich deswegen den zwölften Julius auf zwey leichten Kriegsſchiffen mit vier-

vierhundert Spaniern ein; zehen tauſend Guaranis aber folgten ihm auf zween hundert Flößen nach, um auf die abendſeitige Küſte des Flußes zu kommen. Den vierzehenden waren ſie alle über den Fluß hinüber, und ſodann ſchickte der Gouverneur einen Haufen Guaranis ab, und ließ Kundſchaft einziehen, wo? und in welcher Stellung ſich die Guaycurus befänden? Dieſe brachten die Nachricht zurücke, daß ſie mit allen ihren Familien auf dem Wege nach ihren Wohnungen begriffen ſeyen, und daß ſie, nach ihrer Gewohnheit iagten, welches ſie verhinderte, große Tagreiſen zu machen. Der Gouverneur gab hierauf Befehl ihnen nachzufolgen, die Nacht über aber weder zu ſchießen, noch ein Feuer anzuzünden.

Ziehet wider ſie zu Felde. Der Marſch wurde den funfzehnden in folgender Ordnung angetreten. Voran giengen einige Läufer, die dasienige, was ſie entdeckten, anzeigen muſten, und zu Nachts ſchickte man Spionen aus, welche das Lager der Feinde auskundſchaften muſten. Die Guaranis machten ein Bataillon aus, ſo eine Meile einnahm. Sie hatten alle Federbüſche auf, und vornen an der Stirne Platten von Metall, die, wenn die Sonne darauf ſchien, einen ſtarken Glanz von ſich gaben. In einer kleinen Entfernung davon, folgte die ſpaniſche Reuterey. Hierauf kam der Gouverneur an der Spitze des Fußvolks, den Beſchluß machten einige Wägen, auf denen ſich einige Indianiſche Weiber, mit dem nöthigen Vorrathe befanden. Gegen Mittag der erſten Tagreiſe kam ein Spion der Guaycurus zu dem Gouverneur und ſagte ihm, daß ſich die Guaranis beredet hätten, ſich zurücke zu ziehen. Dieſe Nachricht, die von einer Perſon herkam, die man für keinen Spion hielte, machte die Spanier ſehr unruhig. Unterdeſſen hielte es doch Dom Alvare nicht für rathſam, den Guaranis etwas davon zu ſagen; er ließ vielmehr zu Nachts, da eben der Mond hell ſchiene, den Marſch fortſetzen, befahl aber vorher den Spa-

niern,

niern, ihre Waffen in Bereitſchaft zu halten, und die Lunten nicht ausgehen zu laſſen.

Falſcher Lerm. Der Gouverneur kommt dabey in Gefahr.

Man traf auf dem Wege den man machen muſte, ein kleines, ſehr dickes Gehölze an. In demſelben hielt es der Gouverneur für rathſam, die Nacht gar zuzubringen. Kaum waren die Guaranis in ſelbiges hineingekommen, ſo kam den erſtern, ohne daß es die andern gewahr wurden, ein Tiger unter die Füße; und dieſes brachte ſie in einige Unordnung. Die Spanier, welche wegen der falſchen Nachricht die man ihnen von dieſen Indianern gebracht hatte, als wollten ſie ſich zurücke ziehen, ein Mistrauen auf ſie ſetzten, bildeten ſich ſogleich ein, daß ſie ſich nun anſchickten, entweder zurück zu kehren, oder ſie wohl gar anzugreifen. Sie gaben deswegen Feuer auf ſie und verwundeten einige. Hierauf ergriffen ſie alle die Flucht, und ſuchten einen in der Nähe liegenden Berg zu erreichen; und in dieſem Augenblicke, indem die Spanier fortfuhren, Feuer zu geben, ſtreiften zwo Kugeln vor des Dom Alvare Angeſicht vorbey, welcher etwas voraus gegangen war, um die Guaranis wieder zu gewinnen. Der Secretair des Gouverneurs meldet in ſeinen Nachrichten, daß eine gewiße Perſon, die den Irala, dem es unerträglich war, in einer Provinz, wo er vorhin die oberſte Gewalt hatte, nun unter eines andern Befehlen zu ſtehen, gerne einen Dienſt leiſten wollte, auf ihn mit Fleiß gezielet habe. Zum Unglücke für ihn, konnte iedermann aus ſeiner nachmaligen Aufführung leicht einſehen, daß er niemand über ſich leiden könne, und daß er in der Wahl der Mittel, um ſich unabhängig zu machen, gar nicht gewiſſenhaft ſey. Ja es waren auch ſehr viele Perſonen überzeugt, daß er an dem Untergange des Ayolas Schuld geweſen ſey.

Er ſtillet die Unordnung. Unterdeſſen folgte der Gouverneur den Guaranis auf den Berg nach, und ſobald ſie ihn ſahen, verſammleten ſie ſich um ihn herum. Er beſänftigte ſie wieder, indem er ihnen ſagte, daß die ganze Unordnung von einem Tiger entſtanden ſey, und daß die Spanier nicht anders geglaubt hätten, ſie wären geſonnen, ſie zu verlaſſen, als ſie ſelbige die Flucht hätten nehmen ſehen. Sie antworteten, daß ſie ſich ihres Orts eingebildet hätten, daß die Guaycurus hinter ihnen her ſeyen, und daß ſie in keiner andern Abſicht den Berg zu erreichen geſucht hätten, als eine vortheilhafte Stellung zu finden, um ſich zu vertheidigen. Dom Alvare redete hierauf mit den Spaniern, und befahl ihnen, den Guaranis nicht die mindeſte Urſache zu klagen zu geben, und ſtellte ihnen vor, daß es, woferne dieſe zahlreiche Nation von ihnen abfallen würde, ſchlechterdings unmöglich ſeyn würde, ſich zu Aſſumption zu erhalten, maſſen es ihnen ja etwas leichtes wäre, ſich wieder mit den Guayacurus zu vereinigen und ſodann die Spanier zu verjagen. Zugleich befahl er, daß ſich die Reuterey an die Spitze der Armee begeben ſollte, und hierauf wurde der Marſch noch zwo Stunden lang in der Nacht fortgeſetzet. Sodann ließ er Halte machen, um etwas zu eſſen, und ein wenig auszuruhen. Gegen eilf Uhr aber trat man den Marſch in aller Stille wieder an.

Niederlage der Guaycurus. Einige Zeit darauf brachte einer von den Spionen dem Gouverneur die Nachricht, daß die Guaycurus Anſtalt machten, ſich zu lagern; und dieſes war demſelben deſto angenehmer zu hören, weil er befürchtete, ſie möchten den Abend vorher die Flintenſchüſſe gehöret, und ſich deswegen entſchloßen haben, ihre Schritte zu verdoppeln, um ſich zu entfernen. Unterdeſſen befahl er doch, daß man den Marſch nur ganz langſam fortſetzen ſollte, damit er bey Anbruch des Tages den Feinden im Geſichte ſeyn möchte. Er theilte ſodann unter die Guaranis kleine Kreuze aus,

mit dem Befehle, daß ſie ſolche auf den Schultern, oder an der Bruſt tragen ſollten, damit ſie die Spanier in dem Handgemenge möchten unterſcheiden können. Ferner ließ er den Pferden das Maul mit Heu verſtopfen, damit ſie nicht wiehern konnten. Endlich befahl er den Guaranis, daß ſie die Guaycurus angreifen, ihnen aber doch an der Seite des Berges einen Ausgang laſſen ſollten, weil er ſie nicht bis zur höchſten Verzweiflung bringen und gleichſam nöthigen wollte, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Bald darauf hörte man ihre Trommeln rühren, wobey ſie aus vollem Halſe ſchrien, daß ſie allen Nationen auf der Welt Trotz böten, ſie anzugreifen; daß ihrer zwar nicht viele wären, daß ſie aber doch die tapferſten Menſchen, und Herren aller Einwohner und Thiere derſelben ſeyen. Dieſes iſt alle Nacht ihr gewöhnliches Geſchrey, wenn ſie zu Felde liegen, und ihren Feind in der Nähe vermuthen. Bey dem Anbruche des Tages kamen ſie aus ihrem Lager heraus und legten ſich auf die Erde, und in einem Augenblicke darauf erblickten ſie die Chriſtliche Armee. Sie fiengen ſogleich an zu rufen: Wer ſeyd ihr, daß ihr euch wagen dürfet, uns nahe zu kommen? Einer von den Guaranis antwortete ihnen in ihrer Sprache, daß ſie da ſeyen, um die Indianer zu rächen, die ſie ermordet hätten. Kommet nur her, erwiederten ſie darauf, wir wollen es euch eben ſo machen, wie ienen, und indem ſie dieſes ſagten, warfen ſie unter die Chriſten mit brennenden Bränden, liefen in ihre Cabannen, holten ihre Bögen und Pfeile, und fielen die Chriſten mit einer ſolchen Wuth an, daß die Guaranis auſſer ſich kamen.

Hierauf befahl der Gouverneur dem Dom Pedro de Barba, ihnen eine Ladung mit ſeiner Artillerie zu geben; den Dom Juan de Salazar aber beorderte er, das Fußvolk anrucken zu laſſen. Er ſtellte ſie ſelbſt in Schlachtordnung;

ordnung; alsdann ließ er mit dem ordentlichen Feldge-ſchrey Santiago, das Zeichen zum Angriff geben. Über-all war er vornen an, und dieſe Unerſchrockenheit und der Anblick der Reuterey, dergleichen die Guaycurus vor-her noch nicht geſehen hatten, richtete unter ihnen einen ſolchen Schrecken an, daß ſie, nachdem ſie ihre Caba-nen angezündet hatten, in der gröſten Geſchwindigkeit den Berg, auf dem Wege zu erreichen ſuchten, der ihnen war frey gelaſſen worden. Ihrer waren in allen vier tauſend Mann. Da ſich die Spanier ein wenig zu weit gewaget hatten, als die Cabanen brannten, ſo wur-den zween von ihnen getödet. Zween Guaranis wur-den gleich anfangs gefangen genommen, und dieſen hie-ben die Guaycurus die Köpfe ab, welches ſie auch den Spaniern thaten, die ſie getödtet hatten. Dom Alvare verfolgte ſie eine Zeitlang; wobey ein Reuter, der ihm zur Seite war, von einem dieſer Wilden angegriffen wurde, der ſich an den Hals ſeines Pferdes hieng, und nicht eher loß ließ, als bis er ſelbſt getödtet war. Man machte bey dieſer Gelegenheit, da man ſie verfolgte, eine ziemliche Menge derſelben nieder. Endlich ließ der Gou-verneur das Zeichen zum Rückmarſch geben, und nach-dem er ein wenig ausgeruhet hatte, machte er ſich mit ſeiner ganzen Armee wieder auf den Weg, um nach Aſ-ſumption zurücke zu kehren.

Folge dieſes Sieges.

Er merkte gar bald, daß er von einem Haufen Guaycurus verfolgt würde, die in den Gedanken ſtunden, bey dieſer Gelegenheit einige Guaranis zu erwiſchen, weil ſie wuſten, daß dieſe die ſchlimme Gewohnheit hatten, wenn ſie ihren Fein-den einen Pfeil, oder ſonſt etwas abgenommen ha-ben, ſich zurück zu ziehen, ohne weiter umzuſehen, daher es alsdann kommt, daß bey ſolchen Rückmärſchen ihrer gar viel umkommen. Allein der Gouverneur brach-te es, wiewohl mit vieler Mühe dahin, daß die Gua-ranis ſo lange beyſammen blieben, bis ſie von aller Ge-

fahr eines Überfalls ſicher waren. Die Spanier hatten ungefähr vier hundert Gefangene von allerley Alter und Geſchlecht gemacht. Da nun keine Feinde mehr hinter der Armee her waren, wurde der übrige Theil des Marſches mit Jagen zugebracht, und die Spanier kamen mit Wildpret beladen, nach Aſſumption zurücke.

Dom Gonzale de Mendoza, dem der Gouverneur in ſeiner Abweſenheit das Commando übertragen hatte, hinterbrachte ihm bey ſeiner Ankunft, daß viele Indianer von verſchiedenen Nationen, die durch den Vorfall mit den Guaycurus in Verlegenheit geſetzt worden wären, gekommen ſeyen, und gebeten hätten, ſie als Freunde aufzunehmen, mit dem Anerbieten, daß ſie ſich mit den Spaniern, wider alle ihre Feinde verbinden wollten; daß ihm aber dieſe Abgeordnete verdächtig vorgekommen ſeyen, und daß er auf die Gedanken gerathen ſey, ob ſie nicht wohl gar in der Abſicht möchten da geweſen ſeyn, zu ſehen, ob es nicht möglich wäre, die Stadt, während der Abweſenheit eines guten Theils der Mannſchaft, zu überrumpeln; und daß er, aus dieſem Grunde, die Abgeordneten zurück behalten habe. Dom Alvare ließ ſie vor ſich bringen, fand aber die Vermuthungen des Mendoza nicht gegründet. Er erwies ihnen allen viele Freundſchaft, beſchenkte ſie, und ſchickte ſie mit der Antwort zurücke, daß er alle diejenigen als Freunde und Vaſallen des Kayſers willig und gerne annehmen wolle, die mit ſeinen Alliirten in Friede zu leben gedächten.

Die Agazes werden gezüchtiget.

Ganz anders aber war ſein Verhalten gegen die Agazes beſchaffen, über welche ſich Mendoza bey dem Gouverneur gar ſehr beklagte. Da dieſe Treuloſe glaubten, daß die Stadt ohne Vertheidigung und Beſatzung ſey, kamen ſie in eben der Nacht, da die Armee abgereiſet war, und wollten ſie in Brand ſtecken, zogen ſich aber ſogleich zurück, ſo bald ſie hörten, daß man ſich ihrem Vorhaben zu wider-

widerſetzen ſuchte. Doch hatten ſie auf ihrem Rückzuge, in den Wohnungen der Guaranis, groſſe Verwüſtungen angerichtet: Dom Alvare machte den Anfang ihrer Beſtrafung damit, daß er die Geiſeln aufhängen ließ, die ſie ihm gegeben hatten, als er ihnen den ausgebettenen Frieden bewilligte, die fernere Beſtrafung ihrer aber Untreue verſchob er auf eine andere Zeit. Die Yapuruez, oder Jtapuruez, ein herumſchweifendes Volk, und Nachbarn der Guaycurus, welche die Spanier ebenfalls ſehr beläſtigten, waren viel klüger und warteten nicht ſo lange, bis man ſelbſt zu ihnen kam, und ihnen den Kopf zurecht ſetzte. Sie baten ſelbſt um Friede, giengen alle Bedingniße ein, die man ihnen vorlegte, und haben ſich auch nachher nicht mehr gereget.

Dom Alvare läſt ſich mit den Guaycurus in Friedensunterhandlungen ein.

Unterdeſſen hatte die Niederlage der Guaycurus, dieſe trotzige und zahlreiche Nation, noch nicht ſo ſehr gedemüthiget, daß man verſichert ſeyn konnte, ſie würden den Krieg nicht auf das neue anfangen, ſo bald ſich ihnen eine ſchickliche Gelegenheit dazu anbieten würde. Dahero dachte Dom Alvare darauf, ſich auf eine gute Art, von der Unruhe, in welcher er ſich in Anſehung ihrer befand, zu befreyen. Gleichwie er aber die Hofnung hatte, er würde diejenigen mit Gelindigkeit gewinnen können, die bereits aus der Erfahrung wuſten, daß er im Stande ſey, ſie mit Gewalt dazu zu zwingen: ſo wollte er lieber den erſten Weg einſchlagen, ehe er zum zweytenmal an den andern denken durfte. Den Anfang machte er damit, daß er die Guaycurus, die ſich in den Händen der Guaranis befanden, zurückſchickte, nachdem er ihnen zuvor die Erklärung gethan, daß Sr. Majeſtät nicht mehr haben wollten, daß die Kriegsgefangenen, zu Sclaven ſollten gemacht werden, mit dem Zuſatz, daß er diejenigen ſehr ernſtlich beſtrafen würde, die ſich unterſtünden, dieſen

Befehl zu übertretten. Als er hierauf ſeine Augen auf einen von den Gefangenen, die man vor ihn gebracht hatte, und deſſen Geſtalt und Geſichtsbildung ihm ſehr wohl gefiel, geworfen hatte, bat er ihn, ſeiner Nation zu ſagen, daß er noch immer die alten Geſinnungen habe, ſie unter ſeine Freunde aufzunehmen, woferne ſie nur, die gleich anfangs vorgeſchriebenen Bedingniſſe eingiengen. Dieſer Menſch richtete dasienige, was ihm der Gouverneur aufgetragen hatte, ſehr wohl aus, denn es kam der ganze Flecken mit ihm zurück, um den Gouverneur zu ſehen. So bald ſie ſich an dem Ufer des Fluſſes ſehen ließen, ſchickte er ihnen Kähne hinüber, in die ſich zwanzig der vornehmſten ſetzten, und alſobald zu ihm kamen. Er empfieng ſie ſehr freundſchäftlich, und derienige ſo das Wort führte, ſagte ihm, daß ſeine Nation alle andere bekriegt, ſie auch alle überwunden hätte; Aber da die Spanier noch tapferer wären, als die Guaycurus, ſo käme er auch im Namen aller, und erkläre ſich für überwunden, es ſtehe nun bey ihm, zu befehlen, was ihm beliebte; man würde ihm in allen Stücken Gehorſam leiſten. Er ſetzte noch dieſes hinzu, daß ſich die Guaranis nie hätten unterſtehen dürfen, ſie allein anzugreifen; daß ſie aber aus Hochachtung gegen ihn, in Zukunft auch mit dieſen friedlich leben wollten.

Dom Alvare antwortete ihm hierauf, daß er darum in dieſes Land gekommen ſey, um die Einwohner zur Annehmung der einzigen wahren Religion zu bewegen, ſie zu guten Unterthanen des Kayſers zu machen und unter den verſchiedenen Nationen einen dauerhaften Frieden zu ſtiften. Würden ſie ihm nun verſprechen, dieſen Frieden nie zu brechen, ſo würden ſie bey ihm, allen nur möglichen Schutz und alle Freundſchaft, die ſie ſich wünſchen könnten, finden; er würde ihnen auch alle Gefangene, die er und ſeine Alliirten gemacht hätten, zurücke geben. Er ließ ihnen auch auf der Stelle alle dieienigen zuſtellen, die er zu Aſſumption behalten hatte, und dieſes vergnügte

gnügte ſie ſo ſehr, daß ſie dem Kayſer eine unverletzliche Treu ſchwuren. Er beſchenkte ſie hierauf, und ließ ſie ſehr vergnügt über das, was er ihnen geſagt hatte, noch mehr aber über ſeine Freundlichkeit, von ſich. Da ich noch öfter von dieſen Indianern zu reden Urſache haben werde, ſo denke ich, es ſey nöthig, ſie bey dieſer Gelegenheit zu ſchildern. Man wird aus dem, was ich von ihnen ſagen werde, leicht einſehen, wie gut es geweſen wäre, wenn die Nachfolger des Dom Alvare, nach eben dem Plan mit dem Americaniſchen Völkern verfahren wären, den er ihnen, durch ſeine Aufführung gegen ſie, vor Augen gelegt.

Von dem Lande der Guaycurus und von ihren verſchiedenen Stämmen.

Ich habe ſchon gemeldet, daß die Nation der Guaycurus zahlreich ſey, allein dieſes muß man nur in Vergleichung mit den meiſten andern Völkern verſtehen, die dieſen Theil des feſten Landes von America bewohnen. Denn in der That iſt dieſes Volk, in Anſehung der Gröſſe des Landes, welches es bewohnet, ſehr klein. Es iſt wohl wahr, daß der meiſte Theil deſſelben, nicht bewohnbar iſt, maſſen es zur Zeit des Austritts der Flüſſe ſehr moraſtig, im übrigen Theil des Jahres aber ſo dürr und trocken iſt, daß man bey jedem Schritt große Spälte antrift, und die Einwohner, wenn ſie nicht Durſtes ſterben wollen, ſich genöthiget ſehen, an den Sümpfen zu wohnen, die niemals austrocknen, deren Waſſer aber auch ſehr trübe iſt. Der Pater Locano, welcher die Guaycurus unter die Völker von Chaco rechnet, welchem Lande er gegen Morgen keine andere Gränzen beſtimmet, als den Fluß, theilet ſie in drey Stämme ein, von denen der erſte, der unter keinem andern, als unter dem urſprünglichen Namen der Nation bekannt iſt, der nächſte an Paraguay iſt. Diejenigen, welche er Guaycaretis nennet, wohnen tiefer in dem Lande gegen Abend, und die Guaycurus Guazus, welche den dritten Stamm ausmachen, haben gegen

Norden zu, ein ſehr groſſes Land innen. Uebrigens haben dieſe Wilden durchgehends alle einerley Geſtalt, Character und Lebensart; Bloß die Eiferſucht hat ſie von einander getrennet. Man glaubt daß ſie vor Alters alle beyſammen an einem Orte, Aſſumption gegen Norden gewohnet, wo ietzt der dritte Stamm ſich aufhält, und daß ſie damals mehr als hundert Meilen Land eingenommen haben. Gegenwärtig ſcheinet es, daß ſie nicht ſo wohl aus Mangel der Freundſchaft, als vielmehr wegen ihrer Neigung zum Kriege und zur Rauberey von einander zerſtreuet leben.

Ihr Character, ihre Geſtalt.

Unterdeſſen iſt ſo viel richtig, daß ihr Character durchgehends einerley iſt; daß ſie harte, trotzige und wilde Menſchen, und insgeſamt ſehr ſchlimme Nachbarn für die Provinz Paraguay ſind. Wann man ſie zuweilen weit entfernet zu ſeyn glaubet, ſo ſiehet man auf einmal, daß alle Wohnungen auf dem Lande gleichſam von ihnen überſchwemmet ſind. Sie ſind manchmahl ſo verwegen, daß ſie die Beute, die ſie in dem einen gemacht haben, in dem andern wieder verkaufen. Die Trunkenheit iſt eines von ihren herrſchenden Laſtern, und dieſe macht, daß man faſt alle Hofnung aufgeben muß, ſie geſittet zu machen. Ordentlicher Weiſe gehen ſie völlig nackend, ihre Weiber aber ſind von den Lenden an, bis auf die Helfte der Füſſe bedeckt. Wenn eine große Kälte einfällt, welches aber in dieſem Lande ſelten geſchiehet, ſo tragen ſie alle Mäntel mit Kappen von Thierhäuten, die ſie aber ohne viele Umſtände an die Spanier vertauſchen, wenn ſie Wein, oder ein anderes noch ſtärkeres Getränke dafür bekommen können. Sie bemahlen ihren Leib, doch iſt dieſe Mahlerey nach dem Alter und dem Soldatenrang verſchieden. So bald ein Kind gebohren iſt, durchbohret man ihm die Ohren, um einige Zierrathen daran zu hängen. Wenn ihm die Haare zu wachſen anfangen, ſo werden ſie ſogleich ausgeriſſen, ausgenommen diejenigen nicht, welche nöthig ſind einen Haarſchopf mitten auf dem Kopf, und zween Kräntze

zu

zu bilden, wo der Schopf mitten darinnen ſtehet. Dieſes geſchiehet aber nur bey den Mannsperſonen; denn auf den Köpfen der Mädgen wird nicht ein einziges Haar gelaſſen. Die Knaben ſind bis in ihr vierzehendes Jahr ſchwarz gemalet, und bis in ihr ſechzehendes roth. Man gibt ihnen ſo dann ein Armband, einen Gürtel der ihnen bis über den Nabel gehet, und eine Mütze wie ein Jägergarn um ihre Haare einzuwickeln. Bis in dieſes Alter leben ſie in einer groſſen Abhängigkeit. Jedermann kann ihnen befehlen, was er nur will. Man ſticht ſie bey Zeiten an verſchiedene Orte des Leibes; und dieſe Operation, iſt auf die Art, wie man ſie verrichtet, ſehr ſchmerzhaft; unterdeſſen geſchiehet es doch, daß Kinder von vier bis fünf Jahren ſelbige mit groſſer Begierde verlangen, ſie aber auch ſehr ſtandhaft ausſtehen.

Ehe man ihnen einen Namen beylegt, macht man erſt in den untern Lippen eine Oefnung, um etwas, ich weiß ſelber nicht was, hinein zu thun, ſo ſie Mbata nennen. Dieſe Ceremonie wird von den Gauklern (iongleurs) oder alten Soldaten verrichtet. Soll ihnen das ein liebliches Anſehen machen, ſo iſts freylich nur eine Annehmlichkeit für die Wilden. Allein ich glaube, daß ſie es darum thun, um ſich ein deſto fürchterlicheres Anſehen zu geben; und dieſes geſchiehet in der That auch. Denn mit den verſchiedenen Farben, womit ſie ſich bemalen, mit dem mancherley Zierrathen von Glas, Muſcheln und Metall, die ſie an ihre Gürtel hängen, und die da machen, daß man ſie ſchon von ferne höret, mit ihren durchlöcherten Ohren und Lippen, die mit falſchen Edelgeſteinen gezieret ſind, mit ihren abgeſchornen Haupt, mit zween Kränzen und einen Schopf, mit ihren Augenliedern an denen die Haare ausgeriſſen ſind, welches ſie, wie ſie ſagen darum thun, damit ſie beßer ſehen, mit allen dieſen geben ſie ſich ein ſo ſcheußliches Anſehen, woran wohl niemand Wohlgefallen haben wird.

Wie ſie ihre Kinder erziehen. Ihre Regierungsform.

Durch die Abhängigkeit, in welcher ſie ihre Kinder auferziehen, werden die Knaben frühzeitig zum Krieg und die Mädgen zur Arbeit angewöhnt, deſtoweniger aber wiſſen ſie von den natürlichen und vernünftigen Pflichten. Niemand denket daran, ihren Verſtand aufzuklären, oder ihr Herz zu beſſern. Man bringt ihnen weder Achtung noch Liebe für ihre Eltern bey. Sie treiben auch ihre Frechheit ungeſtraft, ſo weit, daß ſie ſolche ſo gar ſchlagen, wenn es ihre Kräfte zulaſſen.

Ein ganzer Flecken wohnet unter einer Art einer ſehr groſſen Schupfe, die in drey Verſchläge abgetheilt und mit einem Dach bedeckt iſt, welches ſie zwar vor der Sonnenhitze in Sicherheit ſetzet, das aber auch der geringſte Wind wegführen kann. Der Cacik hat ſeine Wohnung in der mittlern Abtheilung: Er hat ſeine Familie, ſeine Bedienten und alle Waffen bey ſich, die täglich bey ihm niedergelegt werden müſſen. Das gemeine Volk nimmt die beyden Seitenabtheilungen ein, wo alles Geräthe, ohne die geringſte Ordnung unter einander liegt. Der Cacik, deſſen Würde erblich iſt, ſtehet bey ſeinen Unterthanen in gröſten Anſehen, über die er eine uneingeſchränkte Herrſchaft hat, von ihnen aber auch einen pünctlichen Gehorſam erhält. So bald ſeine Kinder gebohren werden, vertrauet man ſie ſichern Perſonen an, und ſchickt ſie ſehr weit hinweg, wo ſie nach dem Begriff der Nation, ſehr wohl erzogen werden. Sie ſehen, während ihrer Kindheit, ihren Vater und ihre Mutter ſehr ſelten.

Proben, welche die neuen Soldaten ausſtehen müſſen.

Wenn ein Knabe ſechzehn Jahr alt iſt, ſo wird er zu einem Soldaten angenommen; und dieſer erſte Schritt, den er macht, in die Kriegsdienſte zu tretten, kommt ihm ſehr theuer zu ſtehen. Die Aufnahme verrichtet allezeit ein alter Soldat, der einiges Anſehen

unter ihnen hat. Den Anfang macht er damit, daß er ſeinen Candidaten neben ſich ſitzen läſt, und ihm die Haare aus einem der beyden Kränze ausreiſt. Dieſes muß er leiden, ohne ſich zu bewegen, oder zu beklagen. Er ſticht ihn ſodann mit einem ſpitzigen Bein in alle Theile des Leibes, und ſelbſt an die heimlichen und höchſt empfindlichen Orte. Mit dem Blute, das er auf dieſe Weiſe bekommt, reibet er ihn den Kopf. Alsdann packt er ihn bey dem Haarſchopf an, zieht mit aller Gewalt daran, bindet und zieht ihn ſo feſt zuſammen, als er kann, und wickelt ihn in ein Jägernetz ein. Alsdann reibet er ihn über den ganzen Leib, mit einer rothen Erde, und ſpricht ihn zum Soldaten. Man begegnet ihn ſodann mit aller Achtung; keine Privatperſon darf ihm mehr etwas befehlen, er aber hat Erlaubniß zu thun, was ihn beliebt. Zu dem Rang eines alten Soldaten gelangt man in dem zwanzigſten Jahre; dann man glaubt, daß ein Menſch in dieſem Alter ſeine gehörige Stärke habe. Derienige, ſo dieſe Stufe beſteigen will, läſt ſich den Abend vor ſeiner Aufnahme, den Haarſchopf abſchneiden, und den Kranz, den er noch hat, ſo weit abſcheeren, daß er nur die Breite eines Fingers behält, alsdann reibt er ſich den ganzen Leib mit geſchmolzenen Wachs, oder Fiſchthran. Die folgende Nacht bemalet er ſich, von dem Kopfe, bis auf die Füſſe, mit verſchiedenen Farben, bindet oberhalb des Kranzes eine rothe Schnur um den Kopf herum, bedeckt den ganzen Leib mit kleinen und wohlgeordneten Federn, und macht auch kleine Kugeln davon, die an ſeinem Gürtel herabhängen. In dieſem Aufzuge nimmt er eine Art von Trommeln, oder vielmehr eine Art eines Balon, der ſtark aufgeblaſen und mit Waſſer angefüllet iſt, und ſchlägt mit einer Flaſche (calebaſſe) darauf und ſinget dazu. Dieſes dauert von Anbruch des Tages an, bis gegen fünf Uhr des Abends. Alsdann giebt er ſieben Soldaten, die er dazu auserſehen hat, ſpitzige Beine, womit ſie ihn vier bis fünfmal an die heimlichen

Oerter ſtechen, und ihm mit dem herabflieſenden Blute den Kopf reiben.

Ihre Art Krieg zu führen. Ihre Waffen.

Die Kriegsdiſciplin iſt bey dieſen Indianern ſehr beſchwerlich. Sie ſind in Friedenszeiten eben ſo wohl, als im Kriege, beſtändig auf ihrer Hut, daß ſie nicht überfallen werden. In iedem Flecken iſt eine Wache, auf einer kleinen Anhöhe, wo man alles ſehen kann, was in der ganzen Gegend vorgehet. Alle Nacht ſind einige Läufer beſtellt, welche auf Kundſchaft ausgehen; von Poſten zu Poſten ſtehen Schildwachten, die beſtändig pfeifen, damit man wiſſe, daß ſie nicht ſchlafen. Bey dem erſten Lermen, iſt alles auf den Beinen, und dieienigen, welche ſich nicht wehren können, ſuchen einen Ort, wo ſie ſicher ſind. Ihre Fußſtapfen ſind auch ſo ſeicht, daß es nicht möglich iſt, ſie zu verfolgen. Sie können ſehr gewiß treffen, und ihr ganzer Zeitvertreib beſtehet darinnen, daß ſie ſich in dieſer Kunſt üben. Ihre ordentlichen Waffen ſind Bogen und Pfeile und der Macana; auſſer dieſen haben ſie noch eine Art eines langen Meſſers, welches ſie aus dem Klenbacken eines Fiſches machen. Es vergehet faſt kein Jahr, da ſie nicht in einen Krieg mit einer andern Nation verwickelt ſind. Mit den Spaniern aber haben ſie faſt ohne Aufhören ihre Händel. Ordentlicher Weiſe pflegen ſie alle dieienigen, die in ihre Hände fallen, nieder zu machen. Den kleinen Knaben aber thun ſie kein Leid, ſondern ſie ziehen ſie auf und verheurathen ſie mit ihren Töchtern. Die Kinder die aus ſolchen Ehen gezeuget werden, verkaufen ſie alsdann an ihre Nachbarn. Sie vermeiden es, ſo viel ſie können, mit den Spaniern auf freyem Felde zu ſchlagen, weil ſie ſich mit nichts vor dem Feuer beſchützen können, das dieſe letztern machen. Allein darum fehlt es ihnen nicht an tauſenderley Liſt, ſie mit gutem Erfolge anzugreifen. Wenn man ſie verfolgt, ſo erreichen ſie gar bald mit Hülfe ihrer ſehr ſchnellen

len Pferde, ihre Schlupfwinkel, wozu ſie den Spaniern gar leicht den Eingang verwehren können. Wenn man ihnen Nachricht von ihrer Ankunft giebt, ſo ſagen ſie: laſſet ſie nur kommen; wenn ſie kein Brod mehr haben, ſo werden ſie ſchon wieder umkehren und eines hohlen.

Ihre öffentlichen Feſte.

Der Tag, wenn man ein Kind entwöhnet, ferner derienige wenn es anfängt mit andern Kindern zu laufen, die Rückkehr des Siebengeſtirns, welches ſie Chevrettes nennen, ſind Feſttage in ihren Flecken, oder Dörfern. Der leztere wird von der ganzen Nation zugleich begangen. Die Vorbereitungen die ſie dazu machen, beſtehen darinnen, daß ſie die Matten ſchütteln oder ausſchwingen, und an die Verſchläge ihrer Hütten klopfen. Hierauf machen die Männer auf der einem Seite, und auf der andern Seite die Weiber, gleichſam zwo Schlachtordnungen, die einander ziemlich ernſthaft angreifen. Das iſt ein Spiel, das ſich in der That für niemand anders, als für ſie, nemlich für Wilde ſchickt. Auch die Kinder, männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſchlagen einander; dieſes geſchiehet aber nur zum Schein. Nachdem ſie einander genug Schläge gegeben haben, fangen ſie an, in die Wette zu laufen, und endlich wünſchen ſie einander die Erfüllung aller ihrer Wünſche, und beſonders den Sieg über alle ihre Feinde an. Der Beſchluß des Feſtes wird allemal mit einem Rauſch gemacht.

Von der Trauer, und von ihren Leichbegängniſſen.

Der Tod des Caciken, ingleichen ſeiner Kinder, und ſeiner nächſten Anverwandten, ſetzet den ganzen Flecken in die tiefeſte Trauer. Dieſe beſtehet darinnen, daß ſie kein Weib berühren; welches lange oder kurz währet, nachdem nämlich der Verſtorbene vornehm, oder geliebt iſt, daß ſie faſten, das iſt, keine Fiſche eſſen, welches ſonſt die gröſten Leckerbiſſen für dieſe Indianer ſind; daß ſie in

in trauriger Geſtalt einhergehen, und weder ihr Angeſicht, noch ihren Leib malen. Wann der Cacik eine Trauer hat, ſo verändert er die Namen aller ſeiner Unterthanen. Sobald eine Perſon vom Stande geſtorben iſt, erwürgt man eine gewiße Anzahl Männer und Weiber, die ihm zur Geſellſchaſt in die andere Welt mitgegeben werden. Man darf ſich auch nicht viel Mühe um ſolche Leute geben, weil ſich allemal genug derſelben ſelbſt anbieten, die ſich dieſe Ehre zu haben wünſchen. Bey den Leichbegängniſſen werden ſehr viele Umſtände gemacht. Der todte Leichnam wird mit allem was man ſchönes hat, ausgeſchmückt; beſonders bekommen die Caciken iederzeit das koſtbarſte, was ſie in ihren Dörfern haben, mit in das Grab. Alles dieſes geſchiehet mit gutem Willen; und niemand unterläſt es, die aufrichtigſten Merkmale des Beyleids über den Verſtorbenen an den Tag zu legen.

Von dem Heurathen.

Die Vielweiberey iſt unter dieſem Volke etwas ganz unbekanntes, deſtoweniger macht man aber auch aus den Ehen. Man trennet ſich ohne viele Umſtände wieder von einander, ſo bald man einander nicht mehr gefällt. Übrigens ſcheinen die Guaycurus in Anſehung der Begriffe von der Schamhaftigkeit, von allen andern Völkern unterſchieden zu ſeyn. Handlungen die billig im Verborgenen ſollten vorgenommen werden, geſchehen bey ihnen vor iedermanns Augen. Wenn die ledigen Weibsperſonen vor ihrer Verheurathung ſchwanger werden, ſo treiben ſie ihre Kinder entweder ab, oder töden ſolche, ſobald ſie zur Welt kommen. Die Weiber haben es ſehr hart; ſie werden wie Sclavinnen behandelt, und haben keinen Augenblick Ruhe. Die ledigen Weibsperſonen ziehen mit den Soldaten in das Feld, um ihnen zu dienen, wo man ihrer auf keine Weiſe ſchonet. Die einige Gelegenheit, wo die Männer einige Achtung gegen ihre Weiber an den Tag zu legen ſcheinen, iſt, wann ſie aus dem Felde

de zurücke kommen. Da ſie keine andere Siegszeichen, als die Haare ihrer getödeten Feinde mit ſich zurück bringen, ſo machen ſie ihnen ein Geſchenke damit; die Weiber aber zieren ſich, ihren ſiegreichen Männern zu Ehren, damit, und dieſe ſchmücken ihren Kopf mit Federn; und ihre Stirn mit Platten von Silber oder von einem andern Metall. Die Weiber tragen bey dieſer Gelegenheit auch Halsgehänge; darnach befeſtigen ſie dieſe Haare an einen Pfahl, um den ſie herum tanzen, und zu Ehren der Sieger allerley Lieder ſingen.

Von ihrem Aberglauben.

Wenn die Guaycurus ein ſtarkes Ungewitter befürchten, ſo gehen ſie aus ihren Dörfern heraus; die Männer ſind mit ihren Macanas bewafnet; die Weiber und Kinder aber ſchreyen aus vollem Halſe, in der Meinung, dadurch den böſen Geiſt zu verjagen, der das Wetter über ſie bringen will. Die Erfahrung überzeuget ſie zwar, daß dieſes nichts hilft; unterdeſſen thun ſie es doch allemal, weil ſie vielleicht glauben, daß es der böſe Geiſt noch weit ärger machen würde, wenn ſie ihm nicht durch ihr Geſchrey und durch ihre Drohungen eine Furcht einjagten. Im übrigen kennen ſie keine andere Gottheit, als den Mond, und die Conſtellation des groſſen Bären. Da ſie ſich nicht auf den Ackerbau legen, ſo leben ſie bloß von der Jagd und von der Fiſcherey. Sie haben vor nichts einen Eckel. Sie eſſen Löwen, Tiger, Bären, Schlangen und Ottern, ſo giftig dieſe Thiere auch ſind. Man glaubet daß ihnen dieſe Nahrungsmittel, weil ſie ſich von Jugend auf daran gewöhnen, keinen Schaden mehr thun. Über dieſes haben alle mittägige Americaner einen ſehr hitzigen Magen.

Dom Alvare ſchickt einen Secours nach Buenos Ayres, und züchtiget die Agazes auf das neue.

Doch wir müſſen wieder auf den Dom Alvare zurück kommen, deſſen vornemſtes Augenmerk nunmehro dahin gerichtet war, den Spaniern, die er

er, von der St. Catharineninſul aus, nach Buenos Ayres geſchickt hatte, zu Hülfe zu kommen. Er ließ auch wirklich, unter dem Commando des Gonzale de Mendoza, zwo Brigantinen abgehen, die mit allerley Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsmunition beladen, und mit hundert Mann beſetzt waren. Hierauf ſchickte er einen Theil von ſeinen Leuten wider die Agazes aus, die von ihnen überfallen wurden. Eine ziemliche Anzahl derſelben wurden getödtet, vierzehen aber gefangen genommen und nachgehends aufgehänget. Dieſe Execution hatte eine gute Würkung. Die ganze Nation flehete den Gouverneur um Gnade an, und unterwarf ſich allem was er verlangte, beſonders da ihnen eine andere herzhafte That zu Ohren kam, welche ſeinen Ruf ſehr weit ausbreitete, und verurſachte, daß man ſich letzt eben ſo ſehr für ihm fürchtete, als man ihn bisher ſchon hochgeſchätzet hatte.

Er rächet den Tod des Alexis Garcia.

Man hatte ihm geſagt, daß der Sohn des unglücklichen Alexis Garcia, ſich noch wirklich in der Gefangenſchaft der Indianer befände, die ſeinen Vatter getödtet, und ſeine Schätze ſich zugeeignet hätten. Er ließ ſie bitten, ihm ſolchen zu ſchicken. Allein dieſe Wilden tödeten alle diejenigen, die er in dieſer Abſicht an ſie abgeordnet hatte, bis auf einen einzigen Mann, den ſie zurückſchickten und ihm ſagen lieſen: daß wofern er ſichs einfallen ließe, zu ihnen zu kommen, ſie mit ihm eben ſo verfahren würden, wie mit ſeinen Abgeordneten. Dieſe Beſchimpfung beleidigte ihn auf das äuſſerſte. Er gab dem Dom Alfonſo Riquelmi, ſeinem Neffen Befehl, drey hundert Spanier und tauſend Indianer zu ſich zu nehmen, und dieſen Wilden zu lernen, daß er nicht gewohnt ſey, dergleichen Beſchimpfungen ungerochen hingehen zu laßen. Riquelmi fand ſie ſchon in Bereitſchaft. Ihrer waren eine ziemliche Menge. Sie hatten auch eine vortheilhafte Stellung. Allein das erſte Feuer das er unter ſie geben ließ, brach-

te

te ſie ſogleich in Unordnung. Drey tauſend wurden getödet, und vier tauſend gefangen genommen. Doch muſte er ebenfalls funfzig von ſeinen beſten Leuten zurück laſſen.

Buenos Ayres wird abermal verlaſſen.

Die Freude welche Dom Alvare über den glücklichen Erfolg dieſer Sache hatte, wurde gar bald durch die Ankunft von vier Brigantinen unterbrochen, welche ſich den zwanzigſten December in dem Hafen vor Aſſumption vor Ancker legten, und worauf ſich Eſtopinan Cabeſa de Vaca, ſamt allen Spaniern befanden, die er von der St. Catharinen Inſel nach Buenos Ayres geführet hatte. Er meldete dem Gouverneur, daß er bey ſeiner Ankunft in dem Hafen, ein von dem Jrala und Cabrera unterzeichnetes Schreiben angetroffen habe, worinnen Befehl gegeben wurde, ſolchen zu verlaßen, weil man daſelbſt alle Tage in Gefahr ſtehen müſte, entweder Hungers zu ſterben, oder von den Indianern ermordet zu werden. Dieſem ſetzte er noch hinzu, daß ſich bereits fünf und zwanzig Spanier auf die Küſte vo' Braſilien geflüchtet hätten, und daß die übrigen alle, auf dieſe oder iene Art hätten umkommen müſſen, wann er nur einen Tag länger mit ſeiner Hülfe ausgeblieben wäre; durch ſeine Ankunft aber wären die Einwohner einigermaſſen wieder getröſtet worden. Er habe auch die Lage der Stadt einigermaſſen geändert und alle Spanier an die Mündung des Fluſſes St. Jean gebracht: da aber der Winter herbey gekommen, und alle Flüſſe ausgetreten wären, ſo habe er keinen andern Rath mehr gewuſt, als alle ſeine bey ſich habende Leute, nebſt allen Einwohnern von Buenos Ayres nach Aſſumption zu bringen.

Verdrießlicher Zufall.

Mendoza, der wie wir ſchon geſagt haben, vor kurzen abgereiſet war, war noch viel unglücklicher, und noch weit gröſſern Gefährlichkeiten

ten ausgeſetzt geweſen. Er verlohr den ein und dreyßigſten December eines von ſeinen Fahrzeugen, das mit Lebensmitteln beladen war, indem ſelbiges ſcheiterte, und ihn zugleich um einen Theil ſeiner Leute brachte, die erſaufen muſten. Dasienige, auf dem er ſich ſelbſt befand, war zwar an dem Ufer des Fluſſes mit einem Seil an einen Baum feſt angebunden; allein ein Erdbeben warf den Baum auf das Schiff und wendete es um. Eben dieſer Zufall begegnete zwo andern Brigantinen; und vierzehn Perſonen, ſo wohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, wurden entweder getödtet oder muſten erſaufen. Man hat aber den Ort nicht eigentlich angezeigt, wo ſich dieſe Fahrzeuge damals befunden haben, ſondern nur dieſes bemerkt, daß Mendoza viele Mühe gehabt habe, den Hafen von Aſſumption wieder zu erreichen, woſelbſt er in kurzem ein Zeuge von einem noch weit traurigern Zufalle ſeyn muſte.

1543. Feuersbrunſt zu Aſſumption.

Eine Indianerin, welche bey einem Einwohner dieſer Stadt in Dienſten ſtund, wollte den vierten Hornung des folgenden Jahrs, ihre Hangmatte worein Feuer gekommen war, aufſchütteln. Sie merkte aber nicht, daß einige Funken an die Wand der Kammer, die von Stroh war, geſprungen waren; Daher ſtund das ganze Hauß, in wenig Augenblicken im Feuer. Dieſes ergrif alſobald die nahgelegenen Häuſer, und die Flamme die ſich durch einen groſſen Wind überall ausbreitete, legte in kurzem zweyhundert derſelben in die Aſche. Da man nun, auſſer den Waffen, nichts retten konnte, und ſogar die Hühner und andere Haußthiere gröſtentheils mit verbrannten, und in der ganzen Stadt nicht mehr als funfzig Häuſer ſtehen blieben, welche der Fluß von den übrigen abſonderte: ſo war der meiſte Theil der Einwohner ohne Kleidung, ohne Hausrath, ohne Lebensmittel, und ohne Kaufmannswaaren. Sie hatten keinen Ort, wo ſie ſich unter Obdach begeben

konnten. Doch ihr Gouverneur leiſtete ihnen bey dieſer Verlegenheit allen nur möglichen Beyſtand. Er nahm ſich derer, die am meiſten gelitten hatten, zum vörderſten an, und ließ für ſein Geld, in allen Wohnungen der Indianer Lebensmittel einkaufen. Eben ſo grosmüthig ſorgte er auch für ihre übrigen Bedürfniße; und mit einer Behendigkeit, die man nicht begreifen konnte, waren alle Häuſer, die vorhin nur von Stroh gemacht waren, von Erde wieder aufgebauet.

Irala bekommt Befehl den Paraguay hinaufzu ſchiffen.

Es ſtund nicht lange an, ſo erhielte Dom Alvare erwünſchte Nachrichten, welche ihn bey den vielen Unglücksfällen, die gleichſam miteinander abwechſelten, wieder ein wenig tröſteten. Er hatte im November des vorigen Jahrs, mit Genehmhaltung des Raths, einen Verſuch machen laſſen, den Lauf des Paraguay, ſo weit es möglich ſeyn würde, auf demſelben hinauf zu fahren, auszukundſchaften, weil ihm dieſes in ſeiner Inſtruction ausdrücklich aufgetragen worden war. Seine Abſicht gieng zwar dahin, dieſe Unterſuchung in eigener Perſon anzuſtellen: Da aber ſeine Gegenwart zu Aſſumption mehr als iemahls nöthig war, ſo glaubte er, dieſes Geſchäfte könne von einem andern dazu tüchtigem Manne, eben ſo wohl ausgerichtet werden, und dazu ſchien ihm niemand geſchickter zu ſeyn, als ſein Lieutenant, der ihm von dem Könige zugegeben worden war. Er wuſte, daß er an ihm einen beherzten Mann habe. Auſſer dem war es ihm auch ſehr angenehm, einen anſtändigen Vorwand zu finden, unter welchem er ihn von Aſſumption entfernen konnte. Er ſagte ihm daher, daß er keine Perſon kenne, die geſchickter wäre, als er, eine Unternehmung hinaus zu führen, die dem Kayſer ſo ſehr am Herzen läge; er verſprach ihm zugleich, daß er bey dem Kayſer, den Dienſt den er ihm leiſten würde, vorzüglich anrühmen wolle.

Er entdeckt den Königshafen.

Irala ſchien über dieſes Merkmal der Achtung, welches ihm ſein General gab, gerührt zu ſeyn. Er fand auch drey wohl ausgerüſtete Brigantinen bereit, auf denen neunzig Spanier, ſehr viele Indianer, und Lebensmittel im Überfluß befindlich waren. Dom Alvare befahl ihm, er ſollte ſich dem Urſprung des Flußes ſo weit zu nähern ſuchen, als es ihm möglich ſeyn würde, woferne er anders nicht völlig bis dahin kommen könnte; er ſollte eine genaue Kundſchaft von den Völkerſchaften einziehen, die er an den Ufern antreffen würde; er ſollte von Zeit zu Zeit, einige Indianer, mit etlichen Spaniern, in das innere des Landes abordnen; und ſich bemühen, wo möglich, ſelbſt bis nach Peru zu kommen, indem er bereits mit dem Dom Chriſtoph Vaca de Caſtro, dem Befehlshaber daſelbſt, die Abrede genommen hätte, eine Communication zwiſchen dieſem Reiche und Paraguay aufzurichten. Irala reiſete den 20 November 1542 ab, und legte nach ſeiner Rechnung 250. Meilen zurücke, ehe er bey den See Xarayes anlangte, bey deſſen Eingang er auf der Abendſeite einen Hafen entdeckte, den er den Königshafen nennte, indem er eben an dem Feſte der Erſcheinung Chriſti daſelbſt angekommen war. Nachdem er ein wenig ausgeruhet hatte, ließ er ſeine Brigantinen, mit genugſamer Mannſchaft daſelbſt, und begab ſich mit ſeinen übrigen Leuten auf den Weg gegen Abend zu. Hier traf er verſchiedene Völkerſchaften an, die ſehr viel gearbeitetes Gold und Silber hatten. Doch konnte er nicht erfahren, wo ſie es möchten hergenommen haben. Bey ſeiner Zurückkunft verſicherte er auch dem Gouverneur, daß man gar leicht, auf dieſem Wege bis nach Peru kommen könnte, woferne man nur mehr, als er es damals geweſen, im Stande wäre, ſich den Indianern, die man in dieſen Gegenden überall anträfe, im Fall der Noth zu widerſetzen. Er fügte noch dieſes hinzu, daß die Völkerſchaften, welche um den Königshafen herum wohneten, gar ſehr wünſcheten,

die Spanier und ihren General bey ſich zu ſehen. Er mochte aber wohl ſeine Urſachen gehabt haben, dieſen Umſtand zu erdichten. Doch wir laſſen dieſes an ſeinen Ort geſtellt ſeyn.

Dom Alvare macht ſich fertig eben dieſe Reiſe anzutreten.

Bald nach der Ankunft des Irala zu Aſſumption, langte auch Riquelmi von ſeinem Zug wider die Mörder des Alexis Garcia, daſelbſt wieder an. Die Nachrichten, welche dieſe beyden Officiers zurückbrachten, bewegten endlich den Dom Alvare ohne Anſtand eben dieſe Reiſe vorzunehmen, die ſein Lieutenant vor kurzem gemacht hatte. Er entſchloß ſich ſo gar, ſo nahe an Peru zu kommen, als es ihm möglich ſeyn würde. Zu dieſer Reiſe hatte er bereits zehen Brigantinen bauen laſſen. Sie wurden auch auf das ſorgfältigſte ausgerüſtet, und Gonzalez de Mendoza bekam Befehl, die nöthigen Lebensmittel in einigen indianiſchen Wohnplätzen einzukaufen, welche oberhalb dem Lande der Guaranis lagen. Allein man weigerte ſich, ihm etwas dergleichen zu verkaufen. Da er nicht ſo viel Leute bey ſich hatte, daß er dieſe, wider die Spanier ſehr erboßte Wilde nöthigen konnte: ſo mußte man ihm eine Verſtärkung nachſchicken. Irala bekam deswegen Befehl, ihn mit bewafneter Hand zu Hülfe zu kommen. Doch befahl ihm Dom Alvare, er ſollte ſie durch gütliche Vorſtellungen und Geſchenke zu bewegen ſuchen, dasjenige mit gutem Willen herzugeben, was man ihnen mit Gewalt abzunehmen vermögend war. Dieſer Rath that auch die gewünſchte Würkung. Zween Caciken von dieſen Indianern, begleiteten ſogar den Irala nach Aſſumption, bezeigten daſelbſt dem Gouverneur ihre Ergebenheit, und verſprachen ihm, allen ſeinen Befehlen, die er ihnen geben würde, auf das genaueſte nachzukommen.

Eine Verſchwörung wider ihn wird entdeckt.

Indem alles zu ſeiner Abreiſe in Bereitſchaft war, bekam er die Nachricht, daß die beyden Religioſen, die er von der St. Catharineninſel mitgebracht hatte, heimlich von Aſſumption abgereiſet wären, und ſchriftliche Klagen mit ſich genommen hätten, worinnen man ihme Schuld gegeben, als habe er ſein Anſehen, welches ihm der Kaiſer verliehen, gemisbrauchet, um nichts als Unruhe und Unordnung in der Provinz anzurichten. Fernandez ſetzet noch hinzu, daß ſie einen Haufen indianiſcher Mädchens mit ſich genommen hätten, die man ihnen zur Unterweiſung in der Religion anvertrauet hatte, damit ſie nachmals könnten getauft werden, und daß ſie ſolche vor ihrer Abreiſe eingeſperret hätten, aus Furcht, ſie möchten etwa die vorhabende Abreiſe verrathen, oder ſich gar mit der Flucht retten wollen. Man konnte die Abſicht, die ſie darunter verborgen hatten, nicht errathen; ſo viel aber iſt gewiß, daß ſie der Cacik von dem Flecken, wo ſie zu Hauſe waren, von dem Dom Alvare wieder zurück forderte, welcher ihren Begleitern alsbald nachiagen ließ, bey denen man auch fünf und dreyſig Mädchen antraf. Sie hatten einige Spanier, die mit ihm nach Spanien reiſen ſollten, und einen Braſilianer, Namens Dominigo, voraus geſchickt, den man dem Gouverneur, der ihn zum Dienſt des Kaiſers ſehr gut brauchen konnte, abſpenſtig gemacht hatte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, wollten ſie dieſen Menſchen zum Wegweiſer gebrauchen, um ſich in Braſilien, wohin ſie ihren Weg nehmen wollten, einzuſchiffen.

Sein Verhalten gegen die Urheber deſſelben.

Sie wurden nach Aſſumption zurücke gebracht, und Dom Alvare erfuhr gar bald, daß dieſer Anſchlag urſprünglich von den königlichen Bedienten herrührte. Kaum hatte er die Briefe, welche man bey den Religioſen fand, geleſen, ſo war er hievon vollends überzeugt. Er ließ ſie daher augenblicklich in Verhaft nehmen. Ob er aber

wohl

wohl ſeinen Fehler einſahe, den er damit gemacht, daß er den peinlichen Proceß, den er das vergangene Jahr bereits wieder ſie anfangen laſſen, nicht fortgeſetzt, ſondern ſie vielmehr wieder aus dem Gefängniße gelaſſen: ſo gewann doch ſeine angebohrne Güte auch dieſesmal die Oberhand, ohne daran zu gedenken, daß es ſehr gefährlich ſey, gewiße Verbrechen nur halb zu beſtrafen. Er that noch mehr; er ließ ſie ſogar los, weil er vermuthlich befürchtete, ein langwieriger Proceß wider ſie, möchte ſeine vorhabende Reiſe allzuſehr verzögern. Er hielt davor, es ſey genug, wann er ſie nur von einander trennte. Zu ſeiner Begleitung erwehlte er den Factor Pedro de Orantez, und den Schatzmeiſter Philipp de Cacerez. Hierauf beſtellte er, während ſeiner Abweſenheit den Dom Juan de Salazar zum Befehlshaber zu Aſſumption, weil ſein Lieutenant vom Könige, vermuthlich anderwärts beſchäftiget geweſen. Sodann ſchifte er ſich, an dem Gedächtnißtage der Geburt Mariä, deren Kirche, die bey der neulichen Feuersbrunſt mit abgebrannt war, er vor kurzen wieder hatte aufbauen laſſen, mit zweyhundert Spaniern ein, nachdem er vorhero noch, vor allen Dingen, dem Salazer anbefohlen hatte, eine Brigantine, die er zu einer Reiſe nach Spanien bauen ließ, fertig zu halten, daß ſie gleich bey ſeiner Zurückkunft unter Seegel gehen könnte.

Zwölf hundert Guaranis, lauter auserleſene Soldaten von dieſer Nation, begleiteten ihn in ihren Kähnen; und damit er die Indianer bewegen mögte, den Spaniern eine unverbrüchliche Treue zu halten, theilte er in allen Wohnplätzen, welche er an dem Ufer des Flußes antraf, Geſchenke aus. Sie verſprachen es ihm alle, und hielten auch ihr Wort redlich. Die beyden königlichen Bedienten ſchiften ſich nicht mit ihm ein, weil er ihnen befohlen hatte, ihre Reiſe, mit zweyhundert Spaniern, und eben ſoviel Indianern, zu Lande anzutreten, und auf ihn, in dem Hafen de la Chan-

leur zu warten. Cacerez verlohr ſchon den erſten Tag ſein Pferd. Er bat alſo um die Erlaubniß, in die Stadt zurücke zu kehren, und ſeinen Sohn an ſeine ſtatt mitzuſchicken, die er auch erhielt. Den Zwölften langte die Flotte in dem Hafen de la Chandeleur an. Man nahm die Höhe, und fand den zwey und zwanzigſten Grad, vierzig Minuten der Breite.

Die Payaguas, welche den Dom Juan de Ayolas ermordet, entwiſchen ihn.

Den folgenden Tag ließen ſich ſieben Payaguas an dem Ufer des Flußes ſehen, die durch ein Zeichen zu verſtehen gaben, daß ſie mit dem Gouverneur reden wollten. Er ſchickte ſieben Spanier in Geſellſchaft eines Guaranis an ſie ab, welcher bey dieſen Indianern ein Sclave geweſen war, und ihre Sprache fertig redete. Sie fragten die Spanier, ob ſie eben diejenigen wären, die man öfters den Fluß auf und ab hätte fahren ſehen; und da ihnen die Abgeordneten antworteten, daß ſie zu dieſer Nation gehörten, meldete ihnen ein Payaguaner, daß er mit ihrem Haupte zu reden wünſchte. Man führte ihn zu dem Dom Alvare, welcher ihn fragte, was er ihm zu ſagen hätte. Seine Antwort war, daß ſein Cacik Verlangen trüge, mit ihm ein Bündniß aufzurichten; daß er noch alles habe, was dem Ayolas abgenommen worden ſey, und daß er, um, wegen dieſer Verrätherey Verzeihung zu erhalten, bereit ſey, alles wieder zu erſetzen und auszuhändigen, was man ihm abgenommen hätte.

Dom Alvare fragte ihn, worinnen ſolches beſtünde, und bekam zur Antwort, daß es lauter goldne und ſilberne Armbänder, Cronen und dergleichen Sachen ſeyen, womit ſechs und ſechzig Indianer beladen geweſen. Hierauf erwiderte der Gouverneur: Ihr könnet euern Caciken die Verſicherung geben, daß ich auf Befehl des Kaiſers in dieſes Land gekommen ſey, in der Abſicht, mit allen Völkerſchaften Friede zu machen, alles

les vergangene zu verzeihen, und allen denjenigen, die mit ſeinen Unterthanen in Ruhe zu leben verlangen, und ſeine Vaſallen ſeyn wollen, ſeinen Schutz anzubieten. Will er ſich nun dieſe Bedingniße gefallen laſſen, ſo kann er getroſt zu mir kommen, und mit mir das weitere ausmachen. Ich werde ihm auch auf eine ſolche Weiſe begegnen, daß er allerdings mit mir wird zufrieden ſeyn können. Er händigte ihm hierauf einige Geſchenke ein, die er dem Caciken, in ſeinem Namen mitbringen ſollte; ihn ſelbſt beſchenkte er ebenfalls, und fragte ihn, wenn er nebſt ſeinem Caciken wieder hieher zu kommen glaubte. Der Payaguaner antwortete, daß dieſes wohl den folgenden Tag würde geſchehen können; worauf man ihn wieder an den Ort brachte, wo man ihn abgeholet hatte.

Es vergiengen etliche Tage, ohne daß weder der eine noch der andere zum Vorſchein kam. Hierüber äußerte der Gouverneur ſeine Verwunderung gegen den guaraniſchen Dolmetſcher, welcher nicht glaubte, daß es nöthig ſey, länger auf ſie zu warten. Er ſetzte noch hinzu, daß kein Volk ſo mißtrauiſch und betrügeriſch ſey, als die Payaguas; daß alles, was der Abgeordnete des Caciken geſagt habe, nur zu dem Ende geſchehen ſey, um Zeit zu gewinnen; daß man ihnen nachjagen ſollte, und daß man ſie gewiß würde erreichen können, weil ſie ſtark beladen wären; und daß er, nach der Kenntniß, die er von dem Lande hätte, davor hielte, daß ſie nicht eher Halte machen würden, als bis ſie bey einem fiſchreichen See würden angekommen ſeyn, in deſſen Gegend das Land ſehr gut wäre, wie es denn auch ehehin ſtark bevölkert geweſen, ehe alle dortige Einwohner von den Payaguas getödet worden wären. Dom Alvare befolgte dieſen Rath, und ließ ſich mit einem guten Theile ſeiner Leute an einem Orte ausſetzen, wo ſich der See durch einen Canal in den Fluß ergieſet. Vor ſeiner Ankunft daſelbſt erblickte er eine ziemliche

Anzahl Indianer, er fragte ſeinen Dollmetſcher, zu welcher Nation ſie gehörten, und erfuhr von ihm, daß es auf der Flucht begriffene Payaguas ſeyen. Er brauchte einen achttägigen Marſch, bis er an den See ankam, woſelbſt er aber keinen Menſchen antraf. Dom Alvare merkte hieraus, daß es ihm viel Zeit koſten würde, dieſe herumſchweiſende Nation in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen; und da er ſie beſſer anzuwenden wußte, kehrte er zu dem Hafen de la Chandeleur zurücke.

Beſchreibung des Landes, durch welches er reiſete.

Daſelbſt ließ er den Mendoza zurücke, dem er einige Verhaltungsbefehle ertheilte, welche vermuthlich die Payaguas betrafen, und ſchifte ſich wieder ein. Die Ufer dieſes Flußes ſind in dieſer Gegend mit Fruchtbäumen von verſchiedener Gattung beſetzt; beſonders iſt der Caſſienbaum daſelbſt ſehr gemein. Ein wenig beſſer hinauf, iſt er auſſerordentlich ſchnell, maſſen zween Felſen, welche von beyden Ufern zuſammen gehen, ſein Bette ſehr verengern. Man findet in demſelben ſehr viele Goldforellen, von denen einige beynahe funfzehen Pfund ſchwer ſind. Dieſe Fiſche ſind ſehr geſund, und von einem guten Geſchmack. Man behauptet ſogar, daß das Waſſer, worinnen man ſie kocht, ein unfehlbares Mittel wider die Krätze und den Ausſatz ſey. Mendoza kam hierauf wieder zu dem Gouverneur, und erhielt von ihm den Auftrag, daß er die Indianer, welche über eine ſo zahlreiche Flotte verlegen zu ſeyn ſchienen, und deswegen groſſe Bewegungen machten, zu beſänftigen ſuchen ſollte. Er ſelbſt aber ließ ſich mit den Guararopos in eine Unterhandlung ein, und bekam von ihnen die Verſicherung, daß ſie ſeine Leute, die etwa hinter ihm bleiben würden, nicht beläſtigen wollten. Sie hielten aber nicht Wort, und Fernandez behauptet, daß einige Spanier ſelbſt Schuld daran geweſen ſeyen.

In der Höhe, wo ſie ſich damals befanden, pfleget der Fluß, wenn die Sonne in dem Wendekreiß iſt, dergeſtalt anzuſchwellen, daß er auf beyden Seiten das Land über hundert Meilen weit überſchwemmet, und daß die Kähne, wie der oben angeführte Schriftſteller ſagt, an etlichen Orten, über die höchſten Bäume hinfahren. Herrera aber meldet nur, daß das Waſſer ſechs Klaftern hoch ſteige. Fernandez bemerket noch dieſes, daß dieſes vier Monate lang anhalte, und daß ſich das Gewäſſer gegen das Ende des Märzmonats zu ſetzen anfange, welches aber, wann es völlig verlaufen iſt, auf dem trockenen Boden, eine große Menge Fiſche zurücke läßt, die verfaulen, und die Luft anſtecken, wodurch viele Krankheiten verurſachet werden. Wenn aber der Erdboden wieder völlig trocken geworden iſt, ſo kommen die Indianer in großer Menge dahin, leben von den Fiſchen, deren ſie einen genugſamen Vorrath in dem Fluß antreffen, und bringen ihre Zeit mit allerley Luſtbarkeiten hin.

Er langt in dem Königshafen an.

Dom Alvare traf auch würklich einige daſelbſt an; er erlaubte aber ſeinen Leuten nicht, mit ihnen zu handeln; und da ihn etliche beſuchten, erwieſe er ihnen viele Freundſchaft, und beehrte ſie mit Geſchenken. Den fünf und zwanzigſten October bemerkte man, daß ſich der Fluß auf der rechten Hand in drey Arme abtheilte, von denen der mittlere einem großen Teiche ähnlich ſahe. Etwas weiter hinauf vereinigten ſich die drey Arme wieder mit einander, und da die Flotte ihren Weg fortſetzte, bemerkte man auf eben dieſer Seite einen Fluß in den ſich viele andere ergoſſen, daß ſie zuſammen eine Art eines Labyrinths bilden, aus dem ſich kaum die Indianer, die daſelbſt zu Hauſe ſind, zu finden wiſſen. Sie nennen dieſen Fluß Iguatu, welches Wort ſo viel heißt, als das gute Waſſer. Dom Alvare wagte ſich hinein, und ließ daſelbſt einige Creutze aufrichten, um denen, die ihm nach-

folgten, den Weg zu weiſen, welchen ſie nehmen mü-ſten. Nachdem er auf allen dieſen Flüßen auf und nieder gefahren war, kam er den achten November, eine Stunde vor Tags wieder in den Fluß, und verſchiedenen kahlen und ſehr hohen Gebirgen, die eine rothe Farbe hatten, und wie Glocken ausſahen, in denen, wie man dem Gouverneur ſagte, weiſes Metall anzutreffen war, gerade gegen über. Von da an mußte man ſich, um in den Königshafen zu kommen, in das Waſſer wagen, und die Brigantinen, einen Büchſenſchuß weit, mit Hülfe der Arme in die Höhe heben, weil das Waſſer ſehr ſeicht war.

Er nimmt Beſitz davon, und bringt es bey den Indianern dahin, daß ſie ihre Götzen verbrennen.

Als der Gouverneur in dieſem Hafen ankam, traf er eine ziemliche Menge Indianer daſelbſt an, die ihn mit groſſer Ungedult erwartet hatten, und eine ungemeine Freude bezeugten, ihn wieder zu ſehen. Er begegnete ihnen ſehr liebreich, und da er in Erfahrung brachte, daß ſie gewiſſe Götzen anbeteten, welches man bishero bey keiner von allen andern Nationen dieſes Landes bemerkt hatte: ſo befahl er den Geiſtlichen nnd Ordensleuten, die ihn begleiteten, ſie ſorgfältig zu unterrichten, und zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen. Er ſelbſt redete mit ihnen, von der Ohnmacht dieſer tauben und blinden Gottheiten, und war ſo glücklich, es bey ihnen dahin zu bringen, daß ſie ſelbige dem Feuer aufopferten. Es koſtete aber viele Mühe, biß ſie ſich dazu entſchloßen, weil ſie befürchteten, die Teufel möchten ſich an ihnen rächen. Sobald dieſes geſchehen war, ließ er ein Creutz aufrichten, und eine Kapelle bauen, worinnen eine Meſſe mit vielen Ceremonien gehalten wurde, welches die Indianer wieder vollkommen beruhigte. Er nahm hierauf im Namen der Krone Caſtilien von dieſem ganzen Lande Beſitz. Die Spanier würden in dieſer großen Provinz, nirgends mit mehrern Nutzen,

ein dauerhaftes Etabliſſement haben aufrichten können, als hier; und doch dachten ſie niemals mit Ernſt daran, wie ſolches aus dem Verfolg dieſer Geſchichte erhellen wird. Da übrigens Dom Alvare merkte, daß es dieſe Völker nicht gerne ſahen, wenn die Spanier in das innere ihrer Wohnplätze kamen, ſo verbot er ihnen ſolches unter der ſchärfeſten Strafe.

Beſondere Umſtände dieſes Landes; von den Fledermäuſen.

Dieſe Indianer bauen das Land, haben Plantagen von Manioc und ſäen Mais aus, wovon ſie des Jahrs zweymal eine Erndte bekommen. Überdieſes haben ſie andere herrliche Früchte, von verſchiedener Gattung. Die Jagd und Fiſcherey verſorgt ſie genugſam mit Wildpret und Fiſchen. Sie ziehen auch Gänſe, aber nicht ſowohl, um ſie zu eſſen, als ſich die Grillen vom Halſe zu ſchaffen, deren Geſang ihnen vermuthlich zuwider iſt. Sie haben auch Hühner, welche ſie des Nachts einſperren, um ſich von gewiſſen ſehr großen Fledermäuſen ſicher zu ſtellen, die vielleicht eben diejenigen ſind, von denen wir ſchon einmal Meldung gethan haben. Es ſind dieſes ſehr gefährliche Thiere, wovon Dom Alvare ſelbſt die verdrießliche Erfahrung haben mußte; denn da er einſtens zu Nachts auf ſeiner Brigantine ſchlief, und ſeinen Fuß entblößet hatte, biß ihn eine von dieſen Fledermäuſen vornen an die große Zähe, ohne daß er darüber erwachte, ſtreifte die ganze Haut davon ab, und machte, daß das Blut in ſolcher Menge aus der Wunde floß, daß ſein ganzes Bett damit beſudelt wurde. Beſonders greifen dieſe Nachtvögel die Ohren der Pferde an; ſobald ſie auch in einen Stall kommen, ſo werden die Pferde ganz raſend. Die Art aber, womit ſie die Schweine verfolgen, iſt noch ſchröcklicher. Sobald ſich eine Schweinsmutter niedergeleget hat, ſo fallen ſie ihr an das Eyter, und laßen es nicht eher los, biß ſie ſolches völlig ausgeſaugt, und bis auf die Wurzel abgenaget haben. Fernandez, von dem

wir

wie dieſe Nachricht haben, meldet nicht, auf was für eine Art die Indianer, durch die Hühner von dieſen beſchwerlichen Thieren befreyet werden.

Lage des Königshafens, und der Inſel Orejones, oder der Paradiesinſel.

Man findet weder bey dieſem Schriftſteller, noch bey dem Herrera eine genaue Beſchreibung von der Lage des Königshafen. Doch kann man ſolche, ohne Furcht ſich zu irren, aus der Reiſe beſtimmen, die Dom Alvare gemacht hat, um in denſelben zu kommen: denn aus derſelben iſt ſo viel abzunehmen, daß ſelbiger an dem Eingange des Sees Xarayez, im Angeſichte der Inſel Orejones, und an dem abendländiſchen Ufer des Sees liege, wohin ihn auch der berühmte Wilhelm von Lille geſetzt, welches der einzige Geographus iſt, der ſolchen auf ſeiner Charte angezeigt hat, welches auf keiner ſpaniſchen Charte geſchiehet. Die Tagebücher derjenigen, welche in der Folge der Zeit, die Reiſe von Paraguay nach Peru haben machen wollen, ſetzen dieſe Sache auſſer allen Streit. Nach der Beſchreibung des Pater del Techo, iſt die Inſel, welche der See einſchlieſet, dreyßig Meilen lang, und in der größten Breite beträgt ſie zehen Meilen.

Der Name, den ſie führet, kommt, wie man vorgiebt, von dem Namen einer Völkerſchaft in Peru her, von denen ſich viele, zur Zeit der Eroberung von Peru, dahin ſollen geflüchtet haben. Vermuthlich hat dieſe Inſel den Namen der Paradiesinſel von den Spaniern bekommen, die damals Dom Alvare bey ſich hatte. Wenn alles dasjenige wahr iſt, was ich in den verſchiedenen Nachrichten geleſen habe, ſo verdiente ſie auch dieſen Namen vollkommen; denn ob ſie wohl unter dem heiſſen Circul, zwiſchen dem funfzehnden und ſechzehnden Grad ſüdlicher Breite liegt, ſo iſt doch das ganze Jahr hindurch, die Luft ſehr friſch daſelbſt, welches von den Winden herkommt, die täglich zu gewiſſen

Stun-

den wehen, und von der Menge Bäche, die man überall antrift. Die Erde bringt die herrlichſten Früchte hervor, ohne daß man ſie anbauen darf; man merkt auch faſt gar keinen Unterſchied der Jahrszeiten und der Witterung; daher es kommt, daß man das ganze Jahr hindurch daſelbſt ſäen und erndten kann. Der Character der Einwohner dieſer Inſel kommt ſehr genau mit der gemäßigten Luft überein, die daſelbſt überall angetroffen wird. Sie haben keine Weinſtöcke gepflanzet, doch können ſie aus dem Honig Wein zubereiten. Das Wildpret bietet ſich den Jägern ſelbſt an, und kaum hat man das Netz in den See geworfen, ſo kann man es ſchon, mit Fiſchen angefüllt, wieder heraus ziehen. Der Königshafen iſt nur eine Meile weit davon entfernet. Und ſo viele Vorzüge mußten freilich die Spanier bewegen, zu verlangen, daß man in dieſem Hafen ein Etabliſſement aufrichten ſollte.

Die Spanier wollen in dem Königshafen ein Etabliſſement aufgerichtet haben.

Allein der Gouverneur hätte auſſer der Schönheit des Ortes, und der Annehmlichkeit des Clima wohl noch andere wichtige Urſachen gehabt, denſelben zu befeſtigen, und eine Beſatzung allda zu laſſen. Denn nichts wäre geſchickter geweſen, eine Correſpondenz zwiſchen Paraguay und Peru, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, aufzurichten, als dieſes; und wir werden in der Folge ſehen, was Spanien ſelbſt in Paraguay für Schaden davon gehabt habe, daß man einen Poſten, von ſo großer Wichtigkeit, ſo wenig geachtet hat. Dom Alvare war auch viel zu klug, daß er nicht hätte einſehen ſollen, wie nothwendig es ſey, ſich deſſelben zu verſichern. Allein er hatte nicht mehr Leute bey ſich, als er brauchte, um die Entdeckungen zu machen die ihm aufgetragen waren; und aus Aſſumption durfte er auch nicht mehrere ziehen, als bereits geſchehen war. Er konnte übrigens auch dasjenige nicht voraus ſehen, was ihn in der Folge der Zeit verhinderte,

derte, alles dasjenige zu thun, was zum Dienſte des Kayſers, und zum Nutzen ſeiner Provinz nöthig geweſen wäre. Wir laſſen dieſes iezt an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, und bemerken nur, daß die Soldaten, und beſonders die alten, ſehr ungehalten darüber geweſen, als ſie die Anſtalten ſahen, die man machte, dieſe ſchöne Gegend zu verlaſſen. Zu was Ende ſagten ſie, ohne Scheu, ſollen wir denn immer in den wüſten Ländereyen herumirren, unſere beſten Kräfte verzehren, und uns ohne einen gewiſſen Entzweck zu haben, beſtändig neuen Gefährlichkeiten ausſetzen? Was ſuchen wir denn in den Wüſteneyen, auf den Gebürgen und überſchwemmten Ländern, wo wir überall nichts als Menſchenfreſſer antreffen? Was können wir bey dem Anblick unſerer Landsleute, die uns entweder durch die Pfeile dieſer Barbaren, oder durch die Krankheiten täglich entriſſen werden, anders, als ein gleiches Schickſal erwarten? Laſſet uns durch ihren Schaden klug werden! Warum wollen wir fortfahren, eingebildeten Schätzen, die ſo zu reden, vor uns zu fliehen ſcheinen, nachzujagen? Warum wollen wir nicht vielmehr dasjenige Gute annehmen, das uns die Vorſehung ſchon gegenwärtig anbietet? Wozu ſoll uns das Gold dienen, womit man uns zu blenden ſuchet? Was können wir beſſeres finden, als was wir ſchon hier vor uns ſehen?

Dom Alvare willigt nicht in ihr Verlangen.

Unterdeſſen hielten doch viele davor, man ſollte nicht alle Hofnung aufgeben, endlich noch ergiebige Minen anzutreffen, oder einen Weg nach Peru zu finden. Doch ſtimmten ſie darinnen mit den übrigen überein, daß es ſehr vorträglich wäre, wenn man in dem Königshafen ein Etabliſſement errichtete, um die Communication mit dieſem Königreiche zu unterhalten. Sie vereinigten ſich alſo insgeſamt, den Gouverneur zu bewegen, daß er in ihr gemeinſchaftliches Verlangen willigen möchte. Die Aelteſten redeten im Namen aller andern mit ihm. Nachdem er

aber ihren Vortrag ganz geduldig angehöret hatte, ſprach er, mit einiger Bewegung: Sind das auch Spanier, die ich eine ſolche Sprache reden höre? Haben wir deswegen Spanien verlaſſen, und ein ſo weit entferntes Land aufgeſuchet, um in der Dunkelheit ein weichliches und träges Leben zu führen? Hätten wir das nicht ebenfalls in unſerm Vatterlande finden können? Faſt ſollte ich glauben, ich hätte es mit lauter Kindern zu thun, die um einige Aepfel aufzuleſen, Schätze aus der Acht laſſen, deren Werth ihnen unbekannt iſt. Der Kaiſer unſer Herr, hat uns in die neue Welt geſchickt, um ihm Provinzen zu erobern, und ihm die Schätze in die Hände zu liefern, die in ihrem Schoos verborgen liegen. Geſetzt nun wir müſten dabey unſer Leben aufopfern, oder uns noch weit gröſſern Beſchwerlichkeiten ausſetzen, als diejenigen ſind, die wir bereits ausgeſtanden haben, ſo iſt es unſere Schuldigkeit, und ſelbſt unſere Ehre fordert es von uns, das Vertrauen, welches dieſer groſſe Fürſt auf uns geſetzet hat, nicht zu vereiteln. Ich kenne meine, ich kenne aber auch eure Pflichten. Ich muß euch mit meinem Beyſpiele vorgehen; und ihr müßt mir nachfolgen, wenn ihr anders des Namens würdig ſeyn wollet, den ihr führet.

Bekommt von verſchiedenen Orten Nachrichten.

Währender Zeit daß dieſes geſchah, langte Mendoza mit dem Reſt der Flotte an, und brachte dem Gouveneur die Nachricht, daß die Guararopos, mit denen er ein dauerhaftes Bündniß aufgerichtet zu haben glaubte, die Brigantine, welche den Capitain Auguſtin de Campos führte, angegriffen hätten; daß fünf Spanier auf der Stelle getödet worden; daß Juan de Bolannos, der ſich durch das Schwimmen retten wollen, erſoffen ſey; daß dieſe Meineydige, die übrigen Völkerſchaften, die um den Königshafen herum wohneten, auf ihre Seite, und wider die Chriſten aufzubringen geſucht hätten, welche letztere, weder Muth noch Kraft hätten ſich zu weh-

wehren; daß endlich eine allgemeine Verſchwörung aller dieſer Völker zu befürchten ſey. Zu gleicher Zeit bekam Dom Alvare von dem Hector de Acunna und von dem Anton Correa, die er mit zehn bis zwölf Soldaten abgeſchickt hatte, um die Xarayes zu einem Bündniße mit ihm einzuladen, folgende Nachricht: daß ſie, nachdem ſie über die überſchwemmte Landſchaft gekommen, wo ſie ſehr vieles von dem Hunger hätten ausſtehen müſſen, einen Haufen dieſer Indianer angetroffen, die ihr Cacik ihnen entgegen geſchickt, um ihnen einige Erfriſchungen zu bringen; daß ſie ein wenig weiter hin, mehr als fünf hundert Indianer angetroffen hätten, die ihnen ebenfalls entgegen gekommen, und nach ihrer Art mit den allerſchönſten Federn gezieret geweſen wären; dieſe hätten ſie in ihre Wohnungen geführt, wo ſie ihr Cacik ſehr wohl aufgenommen, und ihnen durch einen Guaraniſchen Dolmetſcher ſagen laſſen, daß er ſehr wünſchte, ihren General zu ſehen, von dem er ſchon ſo viel rühmliches habe ſagen hören; ſie hätten ihn dagegen verſichert: daß ſie von demſelben abgeſchickt ſeyen, um ihm zu hinterbringen, daß er ſein und ſeiner ganzen Nation guter Freund ſeyn wolle; worauf ſie von ihm zur Antwort bekommen, daß ihm dieſes das gröſte Vergnügen ſeyn würde; daß er ihm unterdeſſen wenig Nachricht von dem Lande geben könne, welches er auszukundſchaften vorhabe; daß er ihm aber einen Dolmetſcher zugeben wolle, welcher das Land auf dieſer Seite ſehr wohl kenne, und ihm deswegen groſſen Nutzen ſchaffen würde.

Macht ein Bündniß mit den Xarayes, und tritt die Reiſe nach Peru an.

Dieſe Xarayes wohneten in einer kleinen Entfernung von dem See, der ihren Namen führet. Wir werden aber in der Folge dieſer Geſchichte finden, daß einige andere Völker ihre Wohnplätze an den Ufern deſſelben aufgeſchlagen haben, oder ſich doch wenigſtens ſehr oft daſelbſt antreffen laſſen. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel richtig, daß dieſe

Nation den Spaniern allezeit ſehr ergeben geweſen, daß ſie übrigens ganz gute Eigenſchaften hat, und den Acker bauet; daher ſie viel Getreyd und Baumwolle haben. Dom Alvare nahm das Anerbieten des Caciken mit Danke an; und nachdem er ſeine Brigantinen, dem Juan de Romero zur Aufſicht anvertrauet hatte, begab er ſich mit hundert Spaniern und zwey hundert Guaranis auf den Weg gegen Abend zu. Die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber haben dieſe Reiſe nur ganz kurz beſchrieben. Nach der Erzehlung des Herrera, kam Dom Alvare, nachdem er ſeine Reiſe fünf Tage lang fortgeſetzet hatte, auf der er ſich, ſo lange ſie dauerte, vermittelſt einer Axt, durch das Gehölze und durch die Büſche einen Weg bahnen muſte, endlich an dem Ufer eines Fluſſes an, welcher laues, aber ſehr helles Waſſer führte. Hier ſagte ihm ſein Wegweiſer, daß er ſchon lange nicht mehr in dieſe Gegend gekommen ſey, und ſich folglich nicht mehr erkenne. Hingegen verſicherten ihm zehn bis zwölf Indianer, die er daſelbſt antraf, daß er in einer, nicht weit von da entferneten Cabanne, iemand finden würde, der ihm den Weg zeigen könnte, den er nehmen müſte. Der Gouverneur ſchickte nach dieſem Menſchen, und bekam von ihm die Nachricht, daß er noch ſechzehn Tage reiſen müſte, ehe er in das bevölkerte Land käme, welches er ſuchte; und daß der Weg dahin, eben ſo ungebahnt ſey, als derienige, den er eben gemacht hatte. Überdieſes würde er ſich der Gefahr ausſetzen von den Einwohnern dieſes Landes getödtet zu werden. Unterdeſſen bot er ſich ihm doch zum Wegweiſer an. Dom Alvare fragte die königlichen Bedienten, die Hauptleute und Religioſen, welche ihn begleiteten um Rath, was er bey dieſen Umſtänden thun ſollte: Und dieſe ſtimmten alle darinnen mit einander überein, daß man ſich nicht weiter der Gefahr in einem unbekannten Lande ausſetzen ſollte, beſonders mit ſolchen Wegweiſern, auf deren Treue man ſich nicht verlaſſen könnte. Der Gouverneur mochte dagegen einwenden was

er wollte, ſo konnte er ſie doch auf keine andere Gedanken bringen. Und da ihm ausdrücklich von dem Kayſer anbefohlen worden war, nichts ohne Beyſtimmung ſeines Raths zu thun, ließ er ſich es endlich auch gefallen, nicht weiter zu gehen. Er gab dem Capitain Francesco de Ribera Befehl, mit einigen Wegweiſern, sechs Spaniern und einigen Indianern, bis an einen gewiſſen Ort, Namens Tapua zu reiſen, woſelbſt nach Ausſage des Wegweiſers, das Land anfienge bewohnt zu ſeyn, er ſelbſt aber begab ſich nach dem Königshafen zurücke.

Mit dieſer Erzehlung ſtimmet auch die Nachricht des Fernandez überein. Deſto ſchwerer aber iſt es, die Nachrichten dieſer beyden Scribenten, mit der Erzehlung des P. del Techo zu vereinigen. Da dieſer zu Paraguay ſelbſt ſchrieb, ſo hatte er ſeine Nachrichten vermuthlich von einigen Perſonen, welche dieſe Reiſe mit gemacht hatten. Es iſt auch nicht wohl zu glauben, daß er einem Werke, welches dem königlichen Rath der indianiſchen Angelegenheiten zugeeignet wurde, Sachen werde einverleibet haben, von denen er die Gewähr nicht leiſten konnte. Aus dieſem Grunde will ich auch die Erzehlung, die er uns von dieſer kleinen Reiſe des Dom Alvare giebt, hier mittheilen, dabey aber meinen Leſern die Freyheit laſſen, die ich mir ſelbſt nehme, davon zu glauben, was ſie mögen. Ich bemerke nur dieſes einige, daß Dom Alvare zwar bisher für ſeine Perſon eigentlich zu reden keine Entdeckungen gemacht habe, daß aber doch ſeine Feinde, wie wir in der Folge ſehen werden, genöthiget geweſen, zu geſtehen, daß er deren alleine mehrere gemacht, als alle diejenigen, die vor ihm waren, zuſammen.

Bemächtiget ſich eines indianiſchen Dorfes.

Der P. del Techo ſtimmet darinnen mit dem Herrera überein, daß Dom Alvare wenig Nutzen von ſeinem Wegweiſer

weiſer gehabt habe. Er ſetzet auch noch dieſes hinzu, daß ihm verſchiedene Völkerſchaften bewillkommen laſſen, und ihn mit Lebensmiteln verſorgt haben, die er allezeit reichlich bezahlte; daß ihm aber auch einige die Durchreiſe haben verwehren wollen, die er aber zu bändigen wuſte. Und dieſes iſt ein hinlänglicher Beweis, daß er viel weiter müſſe gekommen ſeyn, als die beyden Scribenten Herrera und Fernandez melden. Er war ſchon, ſetzet er noch hinzu, ſehr weit gekommen, und nicht mehr weit von den Gränzen von Peru entfernet, als ihm ſeine Laufer die Nachricht brachten, daß ſie gegen fünf tauſend wohl bewafnete Leute aus einem Dorfe hätten ziehen ſehen, welche Willens zu ſeyn ſchienen, ihn anzugreifen. Er hatte ſich auch kaum in eine ſolche Verfaſſung geſetzt, daß er nicht überfallen werden konnte, ſo kamen ſie in Schlachtordnung angezogen. Da ſie aber die ſchöne Ordnung der Spanier ſahen, ſo zerſtreuten ſie ſich alle, nahmen die Flucht und lieſſen das Dorf ohne Vertheidigung. Die Spanier konnten alſo dieſen Ort einnehmen, ohne daß ſich ihnen iemand widerſetzte. Sie zehlten daſelbſt acht tauſend Cabannen, und in der Mitte derſelben befand ſich ein Thurm, der von groſſen Stücken Holtz aufgebauet war, oben wie eine Pyramide zugieng, und über und über mit Rinden von Palmbämen bedeckt war.

Die Spanier töden eine ungeheure Schlange, die von den Indianern angebetet wurde.

Dieſes war die Wohnung und der Tempel einer ungeheuern Schlange, welche die Einwohner anbeteten, und mit Menſchenfleiſch ernährten. Sie war ſo groß, wie ein Ochſe, und ſieben und zwanzig Schuh lang. Ihr Kopf war ausſerordentlich groß, und in denſelben ſtunden ſehr kleine feurige Augen. Wenn ſie den Rachen aufſperrte, ſah man zwo Reihen krumm gebogene Zähne. Die Haut an dem Schwanze war glänzend, der übrige Theil des Körpers aber, war mit groſſen runden Schuppen bedeckt.

deckt. Die Indianer gaben gegen die Spanier vor, daß ihnen dieſes Thier göttliche Antworten gebe. So viel iſt richtig, daß die Spanier über den erſten Anblick dieſes Ungeheuers ſehr erſchracken: Ihre Furcht verdoppelte ſich aber, als einer von ihnen einen Flintenſchuß auf ſie that, worauf es ein Geſchrey anfieng, das mit dem Gebrüll eines Löwen übereinkam, und einen Schlag mit dem Schwanze that, daß der ganze Thurm zitterte. Unterdeſſen brachte man es doch ohne viele Mühe vollends um das Leben. Allein es ſchien, als ob der Tod eines ſo fürchterlichen Thiers, und die Einnahme eines Dorfes, in das ſie, ohne Widerſtand einziehen konnten, allen Muth der Spanier erſchöpft hätte, indem die meiſten entſchloſſen waren, keinen Schritt weiter zu gehen.

Dom Alvare wird genöthiget, alſobald auf ſeine Rückreiſe zu gedenken.

Dom Alvare, welcher nun ſchon ziemlich weit gegen Peru glaubte fortgerückt zu ſeyn, ſich aber doch nicht ganz ſicher auf ſeinen Wegweiſer verlaſſen durfte, war wegen des Wegs, den er nehmen ſollte, ſehr verlegen. Doch wollte er zuvor, ehe er ſeinen Soldaten einen neuen Muth einſprach, die Meynung ſeines Raths anhören, und dieſe gieng einſtimmig dahin, daß man wieder umkehren ſollte. Es koſtete ihm auch ſo viele Mühe nicht, darein zu willigen, da, nach dem Zeugniß der drey Geſchichtſchreiber, die ich angeführt habe, die Aufführung der königlichen Bedienten wenigſtens eben ſo viel Antheil an der Muthloſigkeit der Soldaten hatte, als die Beſchwerlichkeit der Reiſe, und die Ungewißheit des Erfolgs. Man hatte in dem vorhin gedachten Dorfe einige Beute gemacht, und von dieſer nahmen dieſe Herren den fünften Theil für den Kaiſer; ſie gaben ſo gar vor, daß ſie das Recht hätten, ſich auch von dem Wildpret und Fiſchen eben dieſen Theil zuzueignen. Und doch war das Gegentheil in der Inſtruction des Gouverneurs, die er vorzeigte,

ausdrücklich enthalten. Als ſie aber damit doch noch nicht zufrieden ſeyn wollten, ſagte er, daß er bereit ſey, im Fall ſich einige Schwierigkeiten, in Anſehung dieſes Artickels äuſſern ſollten, den königlichen Schatz aus ſeinem eigenen Beutel zu entſchädigen. Doch damit waren weder dieſe, noch die Misvergnügten, deren Anzahl ſich durch die Schärſe, mit welcher er alle ſeine Leute in der Ordnung zu erhalten ſuchte, täglich vermehrte, zufrieden. Er ſtund alſo gar nicht mehr bey ſich an, alle Anſtalten zur Rückreiſe zu machen.

Verſchwörung der Indianer wird entdeckt.

Bey ſeiner Zurückkunft in dem Königshafen erfuhr er, daß der meiſte Theil der Indianer, und ſogar auch die Orejones, ſich unter einander verſchworen hätten, alle Spanier und Guaranis niederzumachen; daß ſie, wenn ſie kämen, ihnen einige Lebensmittel zu bringen, dieſes blos in der Abſicht thäten, ſie auszukundſchaften; ja daß ſo gar einige, und beſonders die Guararopos, welche bereits andere Völkerſchaften mit in ihr Complot zu ziehen geſucht, frey heraus geſagt hätten, daß ſie entſchloßen ſeyen, die Chriſten auszurotten. Auf dieſe Nachricht ließ er die vornehmſten dieſer Völkerſchaften zu ſich rufen, erinnerte ſie an die Bündniße, die er mit ihnen aufgerichtet, und fragte ſie, ob man ihnen nicht alle Lebensmittel bezahlt hätte, die ſie gebracht, und ob man ſie nicht noch über dieſes allemal beſchenkt hätte? Übrigens ſagte er ihnen, daß er im Stande wäre, ihnen die Spitze zu bieten, woferne ſie es wagen würden, etwas wider ihn und die ſeinigen zu unternehmen. Sie verſprachen ſodann lauter goldene Berge, worauf er ſie beſchenkte und von ſich ließ.

Allein ſie hielten ihr Wort nicht. In dem Lager war noch auf zehn bis zwölf Tage Vorrath vorhanden. Man verſicherte dem Gouverneur, daß neun Meilen von dem Königshafen, große Seen anzutreffen wären,

an deren Ufern einige Nationen wohneten, die Lebensmittel genug hätten. Er ſchickte deswegen den Mendoza mit einigen bewafneten Leuten dahin, und befahl ihm, ihnen zu verſtehen zu geben, daß er ſich von ihnen viel rühmliches habe ſagen laſſen, und daß er ſich ſehr wundere, warum ſie noch keine Abgeordnete an ihn abgeſchickt hätten, um Freundſchaft mit ihm zu machen, und ſich, wie die andern Nationen, unter den Schutz des Kaiſers zu begeben. Sie ſollten hierauf Lebensmittel von ihnen fordern und ihnen verſprechen, daß man ſie über den Werth bezahlen würde. Würden ſie ſich weigern, einige abfolgen zu laſſen, ſo ſollte er mit Bitten anhalten; woferne ſie aber auf ihrem Sinne verblieben, ſollte er Gewalt brauchen, überhaupt aber dabey alle Klugheit und die möglichſte Mäßigung anwenden.

Dom Alvare ſchickt den Fernand de Ribera aus, Entdeckungen zu machen.

Während dieſer Unterhandlungen gaben ihm die Orejones, die er gar leicht wieder auf ſeine Seite brachte, den Rath, daß er den Iguatu hinauf ſchiffen ſollte, woſelbſt er zahlreiche und ſehr reiche Völkerſchaften antreffen würde, von denen er ſich, in Anſehung ſeiner fernern Entdeckungen, ſehr dienliche Nachrichten verſprechen könnte. Er ließ auch den zwanzigſten December den Hauptmann Fernand de Ribera mit zwey und funfzig auserleſenen und wohlgeſinnten Leuten, dahin abreiſen. Er befahl ihm auf alles, was er etwa erfahren könnte, ſorgfältig Acht zu haben und alles anzuwenden, um die Völker, auf die er ſtoſſen würde, zu gewinnen, und zu dem Ende die Geſchenke, die er ihm in dieſer Abſicht mitgab, nicht zu ſchonen. Von dem Erfolg dieſer Reiſe werden wir zu ſeiner Zeit reden.

Bekommt Nachricht von dem Mendoza.

Etliche Tage nach der Abreiſe dieſes Hauptmanns, bekam der Gouverneur einen Brief von dem Mendoza, worinnen

nen er ihm berichtete, daß der ganze Canton, an den er ihn abgeſchickt hätte, wider die Spanier aufgebracht wäre, und daß man daſelbſt ſchlechterdings entſchloſſen ſey, ſie nicht in dem Lande zu dulten. Ferner meldete er, daß ſie von einer großen Menge dieſer Wilden angegriffen worden wären, und daß er, woferne er nicht Feuer unter ſie hätte geben laſſen, wodurch zween von ihnen getödet, die übrigen aber auf die Berge zu flüchten genöthiget worden wären, ganz ſicher, mit allen ſeinen Leuten würde verlohren geweſen ſeyn. Er habe ſich nach ihrer Flucht in ihre Wohnungen begeben, woſelbſt er ſehr viele Lebensmittel angetroffen; deswegen habe er an ſie geſchickt, und ihnen ſagen laſſen, daß er ihnen alles bezahlen wolle, was er davon nehmen würde: Allein ſie ſeyen weit zahlreicher zurücke gekommen, um ihre Häuſer anzuzünden; ſie hätten auch ihre Nachbarn zu Hülfe gerufen. Dom Alvare antwortete ihm wieder, daß er nichts verabſäumen ſollte, ſie zu beſänftigen; woferne er es aber nicht dahin bringen könnte, ſo ſollte er wo anders Lebensmittel zu bekommen ſuchen. Hierauf erwiederte iener, daß alle dieſe Völker, von Tag zu Tag unfreundlicher würden, und daß ſich bereits die Guararopos mit ihnen vereiniget hätten.

1544. Zurückkunft des Franceſco de Ribera.

Den vier und zwanzigſten Jenner des folgenden Jahres langte Franceſco de Ribera, mit ſeinem Wegweiſer, ſechs Spaniern, und mit dreyen von den eilf Guaranis, die ihm der Gouverneur mitgegeben hatte, in dem Königshafen an. Man war über ſeine unvermuthete Ankunft ungemein erfreuet, maſſen die acht Guaranis, die aus Furcht bereits wieder in dem Königshafen angelangt waren, allerley Nachrichten mitgebracht hatten, aus denen man faſt ſchließen konnte, daß er mit ſeinen übrigen Leuten möchte umgekommen ſeyn. Er erzehlte, daß er anfänglich ſechs und zwanzig Tage lang gegen Abend zu, durch ſo ungebahnte Wege gereiſet ſey, daß er öfters in einem

einem ganzen Tage, nicht mehr, als eine halbe Meile habe machen können. Es habe ihm auf der Reiſe nicht an Wildpret, Schweinen und Antas gemangelt, welche die Indianer mit ihren Pfeilen getödet, und bisweilen auch mit Stöcken erſchlagen hätten. Er habe auch ſehr viel Honig in den hohlen Bäumen, und überall ſehr viele für ſich ſelbſt wachſende Früchte angetroffen. Nach zwanzig Tagen ſey er endlich an dem Ufer eines Flußes angekommen, worinnen er ſehr delicate Elſen angetroffen hätte. Nachdem er über den Fluß geſetzet, ſey er auf einen Indianer geſtoſſen, der eine Kinnbinde von Silber, und Ohrengehänge von Gold getragen hätte. Dieſer Menſch habe ihn bey der Hand angefaßt, und ihm ein Zeichen gegeben, daß er ihm folgen ſollte. Bald darauf ſey er zu einem großen Hauſe gekommen, aus dem man ſehr viele Arbeiten von Baumwolle, und verſchiedenen Hausrath herausgetragen, worunter auch ſilberne Armbänder, Aexte und dergleichen Sachen geweſen ſeyen. Man habe ihn in dieſem Hauſe, welches ſeinem Führer zugehörte, ſehr wohl aufgenommen. Derſelbe habe ihm Wein und Malz vorſetzen laſſen; auch hätten ihnen die Sclaven, welche ſie bedieneten, geſagt, daß nicht weit von da, Indianer wohneten, welche Payzunoez hießen, unter denen ſich Chriſten, das iſt Spanier (denn ſo werden ſie von den Indianern genennet,) aufhielten. Einen Augenblick darauf hätten ſie Leute geſehen, deren Leib gemalt war, und die Bogen und Pfeile führten. Hierauf habe der Herr des Hauſes ſeine Waffen ergriffen, und da ſie wahrgenommen, daß dieſe Leute bald hin, bald her liefen, ſo hätten ſie nicht mehr daran gezweifelt, daß man ihnen nach dem Leben trachtete. Er habe ſodann ſeinen Leuten befohlen, ſich fortzumachen, und unter dem Vorwande, andere Spanier zu ſuchen, eben den Weg zu nehmen, auf welchem ſie hergekommen wären. Sogleich wären mehr als dreyhundert Indianer mit drohenden Geberden zum Vorſchein gekommen, und dadurch ſey er genöthiget

get geweſen, ſich mit ſeinen Leuten auf einen nahe gelegenen Berg zu flüchten. Man habe ſie ſodann verfolgt, ſo, daß ſie mit genauer Noth den Berg hätten erreichen können, woſelbſt ſie endlich, aber faſt alle verwundet angekommen wären. Doch hätten die Wilden ſich nicht getrauet, ſie zu verfolgen, weil ſie ſich gefürchtet, noch mehrere Spanier anzutreffen; dadurch hätten ſie Zeit bekommen, den Weg wieder zu ſuchen, auf welchen ſie hergekommen wären. Die acht Guaranis, welche vor ihnen zurückgekommen wären, ſeyen vermuthlich die erſten geweſen, ſo die Flucht ergriffen hätten.

Man hat nach der Zeit erfahren, daß dieſe Indianer, welche Herrera Taropeaciez nennet, keine Feinde von den Spaniern geweſen; daß ſie vielmehr ganz friedfertige Leute ſeyen, die allen denen, ſo durch ihr Land zögen, freundſchaftlich begegneten; daß ſie ihnen Gold, Silber und Lebensmittel zu geben pflegten, wenn ſie etwas dergleichen nöthig hätten; daß ſie aber der Anblick der Guaranis zum Zorn gereitzet hätte, weil dieſe Nation ehehin in dieſen Gegenden viele Raubereyen begangen und ſehr viele Leute getödet hätte. Ribera meldet noch dieſes, er habe dem Indianer, der ihm entgegen gekommen wäre, einen Leuchter von Kupfer gewieſen und ihn gefragt, ob in ſeinem Lande dergleichen Metall auch anzutreffen ſey? darauf habe er zur Antwort bekommen, daß man einiges bey ihnen finde, welches eben die Farbe habe, wie dieſes; es ſey aber viel ſchöner, und ſtinke nicht, wie das ſeinige. Er habe dem Indianer ſodann einen Teller von Zinn ſehen laſſen, worauf derſelbe geantwortet, daß ſein weiſſes Metall viel feiner ſey, daß ſie Kronen, Armbänder und verſchiedene andere Dinge, zu ihrem Gebrauch daraus zu machen pflegten.

Die Spanier werden faſt alle krank, welches ſich die Indianer zu Nutzen machen.

Unterdeſſen wurden faſt alle Spanier, welche in dem Königshafen beyſammen waren, krank. Man ſchrieb dieſes dem Austretten der Flüße zu, wodurch alles Waſſer trüb gemacht wurde. Von dieſer Zeit an wurde ihrer nicht mehr von den Indianern geſchonet; ſie überfielen einige von ihnen, die ſich zu weit entfernet hatten, tödteten ſie, und fraſſen ſie auf. Dom Alvare, der ſich bereits nicht wohl auf befand, ließ den Mendoza zurück rufen, welcher ihm die Nachricht geben ließ, daß alle ſeine Soldaten am Fieber krank lägen, daß er ſich aber doch mit ihnen einſchiffen und zu ihm kommen würde, ſo bald er Lebensmittel bekäme, welches ihm aber von Tag zu Tag ſchwerer würde. Hierauf machte der Gouverneur einen Verſuch, ihn mit einigen Leuten zu verſtärken; und dadurch wurde er endlich in den Stand geſetzet, die Indianer zu nöthigen, daß ſie ihm wenigſtens ſo viele Victualien, um ſein Geld überlaſſen mußten, als er zu ſeiner Rückreiſe nöthig hatte.

Ankunft des Fernand de Ribera.

Den dreyßigſten langte Fernand de Ribera in dem Königshafen an. Da er aber den Gouverneur krank antraf, und vernahm, daß er im Begrif ſey, nach Aſſumption zurück zu reiſen, glaubte er, es ſey ſeine Schuldigkeit, mit der Nachricht von ſeinen gemachten Entdeckungen, ſo lange zu verziehen, bis ſelbiger in dieſer Stadt würde angekommen ſeyn. Unterdeſſen war Dom Alvare noch nicht Willens, den gemachten Anfang ſeiner eigenen Entdeckungen zu unterbrechen. Allein, auſſer den Krankheiten, die von Tag zu Tag zunahmen, waren der Fluß und die Bäche dergeſtalt ausgetreten, daß das ganze Land, wie ein großes Meer ausſahe, indem das Waſſer fünf Klafter hoch geſtiegen war. Die Indianer ſagten ihm, daß dieſe Überſchwemmungen ordentlicher Weiſe einen Monat lang anzuhalten pflegten, und daß eine ſehr ungeſunde Luft

darauf

darauf folgte, weil das Gewäſſer, wenn es verliefe, eine groſſe Menge Fiſche zurücke ließ, die alsdann die große Sonnenhitze bald in eine Faulniß brächte. Sie ſetzten noch hinzu, daß diejenigen, welche die Vorſicht nicht gebrauchten, ſich vorher mit Lebensmitteln zu verſehen, gar bald durch die Hungersnoth auf daß äuſſerſte gebracht würden, ſo daß die ſtärkern die ſchwächern zu tödten pflegten, um ſie zu freſſen.

Dom Alvare reiſet nach Aſſumption ab.

Der Gouverneur war nicht im Stande ſo lange zu warten, bis das Gewäſſer ſich verloſſen hatte. Er ſah auch gar wohl ein, daß, wenn er es länger würde anſtehen laſſen, nach Aſſumption zurücke zu kehren, ein guter Theil von ſeinen noch übrigen Soldaten, durch die Krankheiten würde aufgerieben werden. Übrigens befand er ſich ſelbſt in einem ſolchen Zuſtande, daß er um ſein eigenes Leben beſorgt ſeyn muſte. Er verſammlete daher ſeinen Rath und fragte ihn um ſeine Meinung, die denn einſtimmig dahin ausfiel, daß man ſich einſchiffen ſollte. Da dieſer Entſchluß gefaßt war, ſo ließ er den Indianern, von denen er, um ihrer Treue gewiß zu ſeyn, einige Geiſeln genommen hatte, ſagen, daß ſie kommen und ſelbige zurücknehmen ſollten; und damit die Spanier hierüber nicht mißvergnügt werden möchten, wies er einen kaiſerlichen Befehl vor, daß man keinen Indianer, wider ſeinem Willen, aus ſeinem Lande führen ſollte.

Unterdeſſen ſahen es die Spanier doch nicht gerne; und Fernandez ſowohl als Herrera verſichern, daß die Standhaftigkeit des Gouverneurs, mit welcher er ſeinen Befehl vollſtrecken ließ, ſehr vieles zur Vermehrung ſeiner Feinde beygetragen habe. Allein es ſcheinet, die königlichen Bedienten hätten ihm ſchon lange den Untergang geſchworen, und deswegen auch die beſten Mittel erwehlet, ihren Vorſatz glücklich hinauszuführen.

Das Misvergnügen der Soldaten, welche ihn auf dieſer letztern Reiſe begleitet hatten, womit ſie auch, wie ſie ſicher hoffen konnten, alle die übrigen bald anſtecken würden, ſchiene ihnen ohne Zweifel das Mittel zu ſeyn, welches alle Hindernißе, die ſich der Ausführung ihres Vorhabens etwan entgegen ſetzen möchten, aus dem Wege räumen könnte. Unterdeßen ließ ſich Dom Alvare ſehr krank einſchiffen, und hatte bey nahe niemand bey ſich, der ihn hätte vertheidigen können, wenn er auf dem Wege wäre angegriffen worden. Man verfolgte ihn auch würklich etliche Tage lang, da er aber auf den erſten beſten Feuer geben ließ, der ihm zu nahe kam, ſo langte er den 18. April 1544. zu Aſſumption an, nachdem er auf dieſer langen Reiſe, nicht mehr als einen einigen Spanier, Namens Miranda, verlohren hatte, welcher, da er ſich auf einer Art eines Kahns befand, von einem Pfeile der Guararopos getroffen wurde, und auf der Stelle ſtarb.

In welchem Zuſtande er die Stadt antrift.

Er fand bey ſeiner Ankunft den Salazar, der das Commando über die Stadt hatte, ſehr beſchäftiget, große Vorbereitungen zu machen, um die Nation der Agazes völlig auszurotten, welche während der Zeit, da Dom Alvare abweſend war, fortgefahren hatten, die ſpaniſchen Wohnungen auf dem Lande, und die Wohnungen der Guaranis zu plündern, und alles was ihnen daſelbſt in die Hände fiel, nieder zu machen. Da aber das Schif, welches der Gouverneur vor ſeiner Abreiſe zu bauen befohlen hatte, fertig, und er entſchloſſen war, ſich ſo bald als es nur ſeine Geſundheit zulaſſen würde, einſchiffen zu laſſen, und da ihm noch über dieſes die Geſinnungen verſchiedener Perſonen gegen ihn, gar wohl bekannt waren: ſo hielte er es nicht vor rathſam, ſich in einen auswärtigen Krieg einzulaſſen, indem er vielleicht noch vorher einen innerlichen Krieg zu befürchten hatte. Er ließ alſo die Strafe der Agazes auf eine andere Zeit ausgeſetzt ſeyn. Indeſ-

Wird gefangen geſetzet und in Feßeln geſchlagen.

Indeſſen war ihm doch die Gröſſe der Gefahr verborgen, die ihm bevor ſtund. Er ſetzte auch dem Unglücke, welches ihm drohete, nichts als ſeine Unſchuld und ſeine Tugenden entgegen. Er ergrif keine Maßregeln, demſelben zu begegnen, oder deſſen Fortgang zu verhindern. Es waren ihm ſo gar alle Urſachen deſſelben verborgen. Man wuſte gar wohl, daß er immer mit den Gedanken umgieng, den Hafen von Buenos Ayres wieder herzuſtellen. Diejenigen aber, welche ſich während ſeiner Abweſenheit, alles Anſehen zugeeignet und dem Salazar nur den Schatten davon gelaſſen hatten, waren veſt entſchloſſen, ſich dieſem Vorhaben mit aller Gewalt zu widerſetzen. Ihre Abſicht gieng dabey ohne Zweifel dahin, ſich von den Befehlen des Hofes, unabhängig zu machen; und damit ſie dieſen Entzweck erreichen könnten, war es ſchlechterdings nöthig, ſich den einzigen Mann vom Halſe zu ſchaffen, der ſie alleine daran zu hindern im Stande war. Bey dieſen Umſtänden war dieſes ein ſichtbarer Beweis des ſonderbaren Schutzes, den der tugendhafte Dom Alvare von dem Himmel genoß, daß ſeine Feinde, um ſeinen Untergang zu befördern, nicht den kürzeſten und ſicherſten Weg erwehlten. Sie hätten zu dem Ende nur ein einziges Laſter begehen dürfen. Dasjenige Mittel hingegen, deſſen ſie ſich bedienten, war ein Gewebe von Verbrechen, deren Strafe ſie gewiß vor ſich ſahen, woferne ſie nicht einen offenbaren Aufruhr anfiengen, wovon aber der Erfolg noch zweifelhaft war. Man wird ſogleich erfahren, was ſie vor einen Weg eingeſchlagen haben.

Da es ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß ihm das Volk und der beſſere Theil der Soldaten ſehr ergeben war, ſo machten ſie den Anfang damit, daß ſie in der Stille ausſprengten, als ſey er Willens, diejenigen, welche ihn auf ſeiner Reiſe begleitet hatten, auf

Koſten

Koſten einer groſſen Anzahl Privatperſonen zu bereichern; ſie ließen ihnen heimlich dabey ſagen, daß ſie entſchloſſen wären, ſich einer ſolchen Ungerechtigkeit mit aller Gewalt zu widerſetzen, und daß man zu dem Ende, vor allen Dingen, den Gouverneur in Arreſt nehmen müſte. Sie bekamen aber zur Antwort, daß man ihm noch vorher, ehe man einen ſo wichtigen Schritt wagte, Vorſtellungen machen ſollte, die auch, wie ſie hofften, bey ihm eine gute Wirkung thun würden. Jene aber erwiederten, daß der Gouverneur niemand ſo gut bekannt ſey, als ihnen; man müſſe ihm nicht wiſſen laſſen, daß ſein Vorhaben verrathen ſey; es ſey kein anderes Mittel übrig, der Gefahr, womit ſie bedrohet würden, zu entgehen, als ſich der Perſon des Gouverneurs zu verſichern, weil er ſich alsdann weit eher zum Ziel legen würde; daß ſie ſich unterdeſſen, wohl bewafnet in Bereitſchaft halten ſollten, bis man ihnen ſagen würde, was ſie weiter zu thun hätten; die Sache ſey wichtig, und ziele blos dahin ab, dem Kaiſer die Provinz zu erhalten. Man wieß ihnen ſodann zween Orte an, wohin ſie ſich auf das erſte Zeichen, mit ihren Waffen, die ſie unterdeſſen verborgen halten ſollten, verfügen mögten.

Alles dieſes wurde ausgeführt, ohne daß man die geringſte Bewegung in der Stadt merken konnte; und zur beſtimmten Stunde begaben ſich Cacerez, Cabrera und Garcie Vanegas zu dem Gouverneur, den das Fieber das Bette zu hüten nöthigte, und indem ſie das abgeredte Zeichen gaben und ausrieſen: Freyheit! Es lebe der Kaiſer, traten ſie in ſein Zimmer, von dem ihnen einer ſeiner Hausbedienten, Namens Pedro de Onjate, den ſie ſchon zuvor auf ihre Seite gebracht hatten, die Thür öfnete, und ſie nebſt dem Franceſco de Mendoza, Jacques Resquin Solarzano, und dem Portugieſiſchen Dolmetſcher, Namens Diego de Acoſta hineinließen. Resquin näherte ſich dem Bette des Kranken,

ken, und ſetzte ihm die Spitze einer geſpannten Armbruſt, mit einem vergifteten Pfeil auf die Bruſt. Zween andere zogen ihn im Hemde aus ſeinem Bette. Sie rieſen dabey beſtändig Freyheit, und begegneten ihm als einem Tyrannen, indem ſie zu ihm ſagten, daß er für alles das Unheil, ſo er bereits angeſtiftet hätte, und das er noch zu thun geſonnen geweſen wäre, ſeinen Lohn bekommen würde. Und ſo ſchleppten ſie ihn aus ſeiner Wohnung fort, wobey ihm Resquin immer die geſpannte Armbruſt auf die Bruſt hielte, um zu verhindern, daß er nicht reden mögte.

Man nimmt ihn ſeine Schriften und Geräthſchaften.

Uber dieſen Anblick fiengen ſelbſt diejenigen, die man verführt hatte, die Waffen zu ergreifen, ein mitleidiges Geſchrey an. Man wollte ihnen ein Stillſchweigen auflegen; alleine ſie ſchrien deſto ſtärker, daß man ſie betrogen habe. Mit ihnen vereinigten ſich noch mehrere Perſonen. Hierauf wurde man Handgemein, und endlich kam es wirklich zu einem Blutvergieſſen. Der Alguaſil Dom Franceſco de Peralba, und der Alcalde Major, Dom Juan Pavon, wollten ihr Amt thun; allein man ließ es nicht dazukommen. Während dieſes Tumults wurde der Gouverneur zu dem Vanegas gebracht; und nachdem die übrigen königlichen Bedienten das Volk, welches ſeinen Gouverneur mit groſſen Geſchrey zurückforderte, endlich aus einander getrieben hatten, begaben ſie ſich in das Zimmer, wo er ſich befand, und legten ihm Feſſeln an die Füße. Sie verfügten ſich hierauf zu dem Pedro Fernandez welcher zugleich königlicher Schreiber und Secretair des Dom Alvare und damals ebenfalls krank war, nahmen ihm alle Pappiere ab, die er zu ſich genommen hatte, und führten ihn als einen Gefangenen nebſt dem Bartholom. Gonzalez, in die Wohnung des königlichen Lieutenants. Sodann wurde im Namen der königlichen Bedienten, ein Verbot kund gemacht, daß ſich niemand, bey Lebens-

ſtrafe

ſtrafe unterſtehen ſollte, aus ſeinem Hauſe zu gehen; und man nöthigte alle diejenigen, die ſich auſſer demſelben befanden, mit Gewalt, zurück zu kehren. Diejenigen aber, welche ſich ohne Scheu für Freunde des Gouverneurs erklärten, wurden in das öffentliche Gefängniß gebracht, aus dem man alle Miſſethäter heraus ließ. Endlich verfügten ſich die königlichen Bedienten in die Wohnung des Gouverneurs, bemächtigten ſich aller ſeiner Pappiere, ſeiner Beſtallung, der Schriften des Proceßes, den man wider ſie angefangen hatte, und aller ſeiner Geräthſchaften, die ſie ſolchen Perſonen übergaben, auf deren Treue ſie ſich, wie ſie glaubten, verlaſſen durften. Nachdem dieſes geſchehen war, bemächtigten ſie ſich auch der Brigantine und des Schiffes, welches Dom Alvare auf ſeine Koſten hatte bauen laſſen.

Manifeſt der königlichen Bedienten. Irala wird zum Generalbefehlshaber ausgerufen.

Den folgenden Tag lieſen ſie unter Trommelſchlag bekannt machen, daß ſich iedermann vor der Wohnung des königlichen Lieutenants Dom Dominique Martinez de Irala einfinden ſollte; und als ſich iedermann alldort verſammlet hatte, erſchienen ſie mit einer Menge bewafneter Leute, und ließen mit lauter Stimme eine Schrift ableſen, worinnen ſie anzeigten, daß ſie den Dom Alvare Nunnez de Vera Cabeca de Vaca darum hätten gefangen nehmen laſſen, weil ſie von guter Hand in Erfahrung gebracht, daß er Willens geweſen ſey, den reichſten Einwohnern ihre Güter zu nehmen, um ſolche ſeinen Creaturen zuzuwenden, um auf den Ruinen der bisherigen rechtmäſſigen Macht, ein willkührliches und tyranniſches Regiment aufzurichten. Niemand iſt wohl veränderlicher, niemand iſt auch leichter zu hintergehen, als der gemeine Hauſe. Kaum war dieſe Schrift abgeleſen, ſo wurde das Verfahren von iedermann gebilliget. Die königlichen Bedienten, die man anfänglich für Aufrührer ge-

halten hatte, wurden nun als Wiederherſteller der öffentlichen Freyheit angeſehen. Dieſe Herren machten ſich ſolches zu Nutze, und erklärten, daß der königliche Lieutenant in der Stadt mit eben der Macht das Commando haben ſollte, wie es der Gouverneur gehabt, bis der Kaiſer deisfalls eine andere Verfügung treffen würde. Dieſes bekräftigte viele Leute in den Gedanken, daß dieſer Officier, unter der Hand, die eigentliche Triebfeder des ganzen Handels geweſen ſey; man konnte dieſes auch um ſo viel mehr glauben, weil er ſich, vermöge des Poſtens den er begleitete, der Unordnung hätte widerſetzen, keinesweges aber aus den Händen der Rebellen eine Macht annehmen ſollen, über welche ſie im mindeſten nicht zu befehlen hatten. Sein Freund Pedro Diaz del Valle wurde zu gleicher Zeit zum Alcalde Maior ernennet.

Man machte hierauf kund, daß man die Entdeckungen fortſetzen würde, wozu Dom Alvare weiter nichts, als den bloſſen Entwurf gemacht hätte. Man hatte hiebey eine gedoppelte Abſicht. Erſtlich wollte man bey dieſer Gelegenheit alle diejenigen entfernen, von denen man befürchten mußte, ſie mögten ſich des Gefangenen annehmen, worunter inſonderheit die vom Soldatenſtande gehörten. Zweytens hofte man viel Gold und Silber zu finden, um alsdann bey dem Kaiſer den bisherigen Vorgang deſto leichter rechtfertigen zu können, wenn man ihm große Schätze überſchickte. Allein man erfuhr gar bald, daß es zwar etwas ſehr leichtes ſey, dem Volke auf eine Zeitlang ein Blendwerk vor die Augen zu machen; daß daſſelbe aber auch viel zu veränderlich ſey, um die natürliche Billigkeit bey ſich völlig erſticken zu laſſen, welche es doch niemals ganz ableget, und wodurch es gar leicht wieder auf den rechten Weg gebracht werden kann. Das Volk fieng auch ſchon wirklich an, den Irrthum zu erkennen. Man ſtellte über die angekündigte neue Reiſe allerley Betrachtungen an,

und dadurch wurde der meiſte Theil mit einer großen Furcht befallen; man hörte von allen Seiten her ein unordentliches Geſchrey vieler Leute, welche verlangten, daß man ihnen ihren Gouverneur wieder geben ſollte.

Tumult zu Aſſumption. Damit man nun die Folgen verhindern mögte, welche daraus entſtehen mußten, wenn das Volk ihre alten Geſinnungen gegen den Gouverneur wieder annehmen würde, ließ man einige von den hitzigſten in das Gefängniß legen; man ſtellte Wache für die Kirchenthüren, damit diejenigen, welche ſich dahin geflüchtet hatten, nicht mehr heraus kommen möchten; man beſetzte auch alle Thüren der Wohnung des Garcie Vanegas, wo der gefangene Gouverneur lag, und verdoppelte auch ſeine Wache. Dadurch wurden aber die Soldaten und das Volk nur deſto wütender. Man machte daher kund, daß die geringſte Bewegung, die man zum Beſten des Dom Alvare machen würde, mit dem Tode ſollte beſtraft werden. Man wollte ihn ſogar nöthigen, indem man ihm den Dolch an die Gurgel ſetzte, einen Befehl zu unterſchreiben, der an die Soldaten gerichtet war, und worinnen er ihnen anbefahl, daß ſie ſich, woferne ſie noch einige Liebe gegen ihn hätten, ruhig halten ſollten; er hatte aber ſchon ſelbſt dieſe Vorſicht gebraucht. Doch war alles dieſes noch nicht genug, ſeine Feinde zu beſänftigen; ſie verfügten ſich von Zeit zu Zeit in ſein Zimmer, und droheten ihn umzubringen, und ſeinen Kopf unter das Volk zu werfen, woferne ſich jemand unterfangen würde, ihn zu befreyen. Sie erwählten ſogar vier Perſonen, die ſie im Namen des Kaiſers mit einem Eide verbindlich machten, daß ſie dieſen Mord, auf dem erſten Wink, den man ihnen dießfalls geben würde, vollziehen wollten.

Dom Alvare bekommt von allem Nachricht, und findet Mittel an ſeine Freunde zu ſchreiben.

Er kam nicht aus ſeinem Bette; und da ſeine Kammer ſehr dunkel war, ſo mußte Tag und Nacht eine Lampe darinnen brennen. Dieſe Kammer war übrigens ſo feucht, daß das Gras unter ſeinem Bette wuchs. Ein gewiſſer Bernard de Soſa, ein übelberufener Menſch, den Dom Alvare wegen eines Verbrechens, welches den Tod verdienet hätte, geſtraft hatte, der aber mehr der Rachbegierde wegen der ausgeſtandenen Strafe, als der Dankbarkeit für die Gnade, die ihm der Gouverneur erwieſen hatte, bey ſich Platz finden ließ, mußte beſtändig bey ihm bleiben. Dieſe Kammer hatte zwo Thüren, die immer zugeſchloſſen blieben; und um das Haus herum ſtunden hundert und funfzig Mann im Gewehr zur Wache. Unterdeſſen erfuhr doch der Gouverneur alles, was er zu wiſſen nöthig hatte. Eine Indianerin, die ihm das Eſſen zutragen mußte, überbrachte ihm verſchiedene Billets. Sie wurde zwar, ehe ſie in das Haus hineingehen durfte, auf das ſorgfältigſte und auf eine unanſtändige Weiſe ausgeſucht, ſo, daß man ihr ſogar den Mund öfnete, und in den Ohren nachſuchte; man hatte ihr auch die Haare von dem Kopfe abſcheeren laſſen. Indeſſen dachte man doch niemals daran, die Zähen an den Füſſen, die nackend waren, zu beſichtigen. Sie wußte aber zwiſchen denſelben, ein künſtlich zuſammengelegtes Billet, und weiſſes Pappier, auf eine geſchickte Art zu verbergen. Sobald ſie ſich oben an dem Bette niedergeſetzt hatte, zog ſie eines wie das andere hervor, indem ſie ſich ſtellte, als kratzte ſie an den Füſſen; und ſobald ihr Soſa den Rücken kehrte, händigte ſie beydes dem Gouverneur ein, der, ſobald er das Billet mit eben ſo großer Vorſicht geleſen hatte, vermittelſt eines Pulvers, das aus einer Erde des Landes gemacht iſt, und eine ſchwarze Farbe bekommt, wenn es mit Speichel angefeuchtet wird, wieder eine Antwort ſchrieb.

Tyranney der königlichen Bedienten. Die Folgen derſelben.

Die königlichen Bedienten merkten gar bald die Wirkung dieſer gebrauchten Liſt, und da ſie nicht wußten, wie die Sache mögte zugegangen ſeyn, ſuchten ſie es von der Indianerin herauszubringen. Sie überredeten deswegen einige iunge Leute, ſich mit ihr in ein Verſtändniß einzulaſſen. Sie fanden auch die Indianerinn zu allen geneigt, nur darzu nicht, daß ſie ihnen ihr Geheimniß offenbarte. In dergleichen Fällen ſind die Weibsperſonen ordentlicher Weiſe vorſichtiger, als die Männer. Unterdeſſen ſuchte ſowohl der Commendant als die königlichen Bedienten, ieder ſeines Orts, ſich Anhänger zu verſchaffen. Wer ſich auf ihre Seite ſchlug, der hatte die Erlaubniß, in die indianiſchen Dörfer zu gehen, und Weiber und Mädgens zu entführen, mit Gewalt alles zu nehmen, was ihm beliebte, ohne etwas zu bezahlen, und die Indianer zu nöthigen, für ſie zu arbeiten, ohne ihnen etwas dafür zu geben. Dieſe beklagten ſich zwar darüber, allein man hörte ſie nicht an. Verſchiedene nahmen mit ihren Familien die Flucht auf die Gebirge. Dom Alvare, der alles erfuhr, war über nichts mehr betrübt, als über ſein gegenwärtiges Unvermögen, dergleichen Unordnungen vorzubeugen, und über die Gefahr, in welcher ſich dieſe Flüchtlinge befanden, ihre Religion zu verliehren. Seine Feinde, welche noch mehr andere Folgen von dieſem Ausreiſſen vorausſahen, ſchämten ſich nicht, um daſſelbe ins künftige zu verhindern, denenienigen, die keine Chriſten waren, zu erlauben, Menſchenfleiſch zu eſſen, und zu ſagen, daß ihnen Dom Alvare ſolches aus bloßer Boßheit verboten hätte. Auch die Spanier, die ſich noch getraueten, einige Achtung gegen ihn an den Tag zu legen, wurden wenig mehr geſchonet. Der Verdruß, den man ihnen anthat, nöthigte auch wirklich einige, ſich ebenfalls zu entfernen. Man ließ ihnen nachiagen, und alle dieienigen, welche man noch erreichen konnte, wurden in Feßeln geſchlagen. Eben dieſes Schickſal

w.e.

wiederfuhr auch etlichen Geiſtlichen, weil ſie ihre Gedanken, über das, was vorgieng, frey entdeckt hatten. Einige Privatperſonen, wurden aus eben dieſer Urſache von dem Henker gepeitſchet, und einige ſogar aufgehänget. Übrigens war das ausgelaſſene Weſen, bis zur größten Aergerniß geſtiegen; die Urheber ſolcher Ausſchweifungen aber waren noch ſo verwegen, ihren Eifer für das allgemeine Beſte, und für den Dienſt des Kaiſers überall anzurühmen, ohngeachtet ein ieder ungeſtraft vornehmen durfte, was er nur ſelbſt wollte.

Was ſie für Maasregeln ergreifen, den Rath wider den Gouverneur einzunehmen.

Endlich begaben ſich gegen funfzig Spanier nach Braſilien, in der Abſicht, ſich daſelbſt einzuſchiffen, um dem Kaiſer den betrübten Zuſtand der Provinz zu hinterbringen. Mit Erſtaunen aber erfuhr man zu gleicher Zeit, daß die beyden Ordensgeiſtlichen, die bereits ſchon einmal einen Verſuch gemacht hatten, den Dom Alvare bey dem Kaiſer zu verklagen, eben dieſe Reiſe entweder mit Einwilligung, oder auf Verlangen der königlichen Bedienten, in gleicher Abſicht angetreten hatten. Dieſe ſahen am Ende ein, daß ihre Herrſchaft zu Aſſumption niemals auf einem ſichern Grunde ruhen würde, ſo lange der Gouverneur daſelbſt bliebe. Sie hatten ſchon Proben genug abgelegt, daß es ihnen nicht ſchwer ſey, die größten Verbrechen zu begehen. Verſchiedene Leute kamen auch auf die Vermuthung, als ob ſie bereits ihre Boßheit, durch ſeine Ermordung auf das höchſte getrieben hätten. Allein eben derienige, welcher dem Meere ſeine Gränzen geſetzet hat, die es auch bey dem größten Sturm nicht überſchreiten darf, kann auch, wenn er will, den Arm derienigen zurückhalten, denen es ſonſt wenig Mühe koſtete, ihren Leidenſchaften ein Genügen zu leiſten. Man erfuhr, da man am wenigſten daran dachte, daß ſie Befehl gegeben hätten, eine von den Brigantinen des Dom Alvare in fertigem Stande zu halten, um ihn nach Spanien zu führen,

und daß ſie ſo blind waren, daß ſie ſich ſogar einbildeten, alles dergeſtalt eingefädelt zu haben, daß ihr Verfahren von dem Kaiſer und von ſeinen Räthen müßte gebilliget werden. Sie hatten auch unter verſchiedene Privatperſonen, Vorſchriften von Briefen ausgetheilt, die ſie nach Spanien ſchreiben, und den Gouverneur darinnen, als den unwürdigſten und laſterhafteſten Menſchen abmahlen mußten.

Der Rath wird von andern Perſonen von der ganzen Sache unterrichtet.

Auf der andern Seite ſchliefen aber auch diejenigen nicht, die dem Gouverneur ergeben waren. Sie lieſen alles, was vorgegangen war, durch glaubwürdige Perſonen aufzeichnen; wozu ſie noch einige wichtige Schriften legten, die ihnen der Gouverneur vor ſeiner Gefangennehmung anvertrauet hatte. Alles dieſes wurde in einen hohlen Balken geleget, den ſie an das Hintertheil des Schiffes anzunageln Gelegenheit gefunden hatten; indem die Zimmerleute, die ſie auf ihre Seite zu bringen gewußt, vorgaben, daß dieſes nöthig ſey, um das Fahrzeug gegen die Gewalt der Wellen zu verwahren. Der übrige Theil des Volkes, der von allem dieſen nichts wußte, war ſehr um das Schickſal des Gouverneurs bekümmert. Verſchiedene aber wollten es gar nicht glauben, daß es ſeine Feinde wagen würden, ihn nach Spanien zu ſchicken. Dieſe erfuhren endlich auch, daß man überall vorgab, daß ſie nur darum die Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe ausgeſtreuet hätten, um ſeinen Tod zu verbergen. Sie lieſen deswegen zween Geiſtliche, und ein paar Edelleute, die dem Volke nicht verdächtig waren, in ſeine Kammer kommen, damit ſie das Volk wieder beſänftigten, und ihnen ſagten, daß ſie den Gouverneur noch lebendig geſehen hätten. Endlich verſicherten ſie, daß, wenn es dem Kaiſer gefällig ſeyn würde, ihn nach Paraguay wieder zurück zu ſchicken, und ihn auf das neue in alle ſeine Würden einzuſetzen,

ſie ihn mit aller Unterthänigkeit, die ſie den Befehlen des Kaiſers ſchuldig wären, annehmen wollten: wozu ſie noch ſetzten, daß ſich die beyden königlichen Bedienten, die ſich mit ihm einſchiffen würden, bey ihrer Ankunft in Spanien, ſelbſt als Gefangene angeben ſollten.

1545. Dom Alvare wird zur Rückreiſe nach Spanien eingeſchift.

Nachdem die Brigantine fertig war, begaben ſich Cabrera und Orantez in der Nacht in die Kammer des Dom Alvare, der ſich damals ſehr übel auf befand, nahmen ihn unter die Arme, und trugen ihn bis an die Thür, die auf die Straße gieng. Der Kranke ſah den Himmel an, der eben ſehr helle war, und den er Zeit ſeines Arreſtes nicht geſehen hatte, und bat ſeine Führer, ihm zu erlauben, Gott zu danken, daß er ihm dieſes Glück noch einmal geſchenkt hätte; worauf er ſich auf die Knie warf. Nach dieſem wurde er von zween Soldaten auf das Schif getragen; und da er ſich mit einer Menge Volks umgeben ſah, welches auf das Geſchrey, daß man ihn einſchiffen würde, zuſammen gekommen war, erhob er ſeine Stimme, und ſprach: Ich nehme ſie zu Zeugen, meine Herren, daß ich den Dom Juan de Salazar de Eſpinoſa zum Commendanten über dieſe Provinz ernenne, bis Se. Majeſtät einen Gouverneur hieher geſchickt haben wird. Er konnte nicht mehr reden, weil ihm Vanegas den Dolch auf die Bruſt ſetzte, und ihm drohete, daß er ihn damit durchbohren wolle, woferne er weiter ein Wort redete. Hierauf befahl er denen, die ihn trugen, ihre Schritte zu verdoppeln, und da er auf dem Schiffe angekommen war, legte man ihn auf dem Hintertheil des Schiffes zwiſchen zwo Thielen, die ſo enge beyſammen waren, daß er ſich nicht umwenden konnte. Cabrera und Vanegas giengen mit ihm zu Schiffe, und Irala gab ihnen noch einen gewiſſen Lopede Ugarde mit, der ſich ſeiner bey den Miniſtern annehmen ſollte. Die-

Menſch war einer von denen, die den meiſten Antheil an dem Verfahren wider den Gouverneur hatten. Allein er hatte ſich nach dem Beyſpiel desjenigen, der ihn abſchickte, nicht öffentlich wider ihn erkläret, und der eine, wie der andere hoffete, daß man ſie in Spanien für ganz unſchuldig an der ganzen Sache halten würde.

Man will ihn auf dem Wege mit Gift vergeben.

Sobald alles eingeſchift war, ließen die beyden königlichen Bedienten, die zu Aſſumption zurück geblieben waren, den Dom Juan de Salazar, und den Eſtopinnan Cabeza de Vaca, den Neffen des Dom Alvare, in Verhaft nehmen; und zween Tage hernach wurden ſie auf eine andere Brigantine gebracht, welche die erſtere bald erreichte. Man hatte ohne Zweifel wichtige Urſachen, dieſe beyden Officier, ſo beyde Männer vom Stande und Verdienſten waren, nach Spanien zu ſchicken. Denn auſſer dem, daß man befürchtete, ſie mögten von den Soldaten, die eine große Achtung gegen ſie trugen, zu ihrem Oberhaupte erwehlet werden, hatte man vermuthlich in Anſehung ihrer eben diejenigen Befehle gegeben, die man bereits in Abſicht auf die Perſon des Gouverneurs ertheilet hatte, den man ſich gerne vom Halſe ſchaffen wollte. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß ihm die Bitte, von zween ſeiner Bedienten, die bey ihm auf dem Schiffe waren, mit dem nöthigen verſorgt zu werden, abgeſchlagen worden iſt. Statt deſſen, hatte ein Biſcayer, Namens Mechin Befehl, ihm dieſen Dienſt zu leiſten, und dem Ugarte das zubereitete Eſſen zu übergeben, um es dem Kranken zu überbringen, welcher aber gar bald merkte, daß man Gift darunter gemiſcht hatte. Er wußte ſich aber mit nichts zu helfen, als mit etwas Oele, wovon er einen kleinen Vorrath hatte, und das ihn mit großer Gewalt zum Brechen nöthigte. Nachdem dieſes drey Tage nacheinander, ohne Aufhören angehalten hatte, erklärte er ſich, daß er in Zukunft von niemand mehr etwas annehmen würde,

als

als von ſeinen Bedienten. Man ertheilte ihm hierauf die Antwort, daß er die Erlaubniß habe, zu verhungern. Er brachte auch wirklich einige Tage hin, ohne etwas zu eſſen. Da er aber eine Abnahme der Kräften ſpührete, und gar wohl einſah, daß alles zu ſeinem Untergang bereit ſey, nahm er alles an, was man ihm gab, und brauchte nichts, als ſein gewöhnliches Brechmittel.

Das Schif ſtehet einen groſſen Sturm aus. Folgen deſſelben.

Auſſer dem Salazar, und dem Cabeza de Vaca, wurden auch Pedro Fernandez und Ruiz Miranda, als Gefangene nach Spanien geſchickt. Über dieſes bekamen auch verſchiedene andere Perſonen die Erlaubniß, auf der zweyten Brigantine die Reiſe mit nach Spanien zu machen, worunter ſich auch der Pater Juan de Salazar befand. Sie muſten aber vorher verſprechen, ſich der Sache des Gouverneurs nicht anzunehmen. Allein Cabrera und Vanegas ſahen bald ein, daß dieſes eine gefährliche Sache ſey, ſie ſchickten ſie daher auf eben dem Fahrzeuge wider nach Aſſumption zurücke, worauf ſich auch die beyden Bedienten des Gouverneurs, zu des letztern gröſtem Verdruß mit befanden. Kaum aber war die Brigantine, auf der er ſich befand, in dem Meer, ſo wurde ſie von einem ſo groſſen Sturm überfallen, daß den allergeſchickteſten Seeleuten, ein Schifbruch unvermeidlich zu ſeyn ſchiene.

Die königlichen Bedienten bitten den Dom Alvare um Vergebung, und nehmen ihm die Feſſeln ab.

Unter dieſen Umſtänden fühlten die beyden königlichen Bedienten, da ſie nicht weit mehr von jenem Richterſtuhl entfernet zu ſeyn glaubten, wo die Warheit weder unterdrückt noch verdunkelt werden kann, die ganze Laſt ihrer ſchweren Verbrechen. Die Gewiſſensbiſſe nöthigten ſie ſo gar, dieſelben öffentlich zu geſtehen, und zu bekennen, daß ſie nun den rächenden Arm der Unſchuld, welcher die Ele-

mente wider ſie bewafnet hätte, erkenneten. Cabrera nahm ſelbſt dem Dom Alvare die Feßeln von den Füſſen ab, die er bisher getragen hatte. Er küßte ſie ſo gar, welches auch Vaneges that. Alle beyde aber baten ihn mit lauter Stimme um Vergebung, und erſuchten ihn, ihrer bey Sr. Majeſtät zu ſchonen, und ihren Untergang nicht zu befördern.

Sie wollen ihn auf den Azoriſchen Inſeln wieder gefangen nehmen laſſen.

Er verſprach es ihnen auch, und gab ihnen die Verſicherung, daß er alles vergangene vergeſſen wolle. Unterdeſſen da ſich der Sturm, welcher vier Tage angehalten hatte, wieder legte, ſo war jedermann überzeugt, daß man die Errettung von einer ſo augenſcheinlichen Gefahr, blos allein der Tugend und den Verdienſten eines ſo frommen Mannes zu danken habe. Die Brigantine machte hierauf funfzehnhundert Meilen, ohne daß man Land erblickte; die Lebens-Mittel hatten auch dergeſtalt abgenommen, daß nichts mehr als nur etwas weniges Mehl übrig war, wovon man kleine Kuchen mit ſchweinern Schmalz machte. Allein die Gefahr des Schiffbruches war kaum vorüber, ſo muſte die Furcht vor dem Gerichte Gottes, in den Herzen derjenigen, die ſich ſchuldig wuſten, der Furcht vor der Strafe des Kaiſers weichen, wider die ſie die Verſicherungen des Dom Alvare um ſo viel weniger ſchützen konnten, da ſie ein öffentliches Bekenntniß von ihren Verbrechen abgelegt hatten. Sie getraueten ſich alſo nicht, weder in Braſilien, noch auf einer ſpaniſchen Inſel an das Land zu ſteigen, weil ſie befurchten in Verhaft genommen zu werden. Endlich legten ſie ſich an den Inſeln Azores vor Anker. Kaum waren ſie an das Land geſtiegen, ſo giengen ſie zu dem Commendanten des Hafens, und ſagten ihm, daß ſich ein Menſch auf ihrem Schiffe befände, welcher auf ſeiner Reiſe nach den Inſeln des grünen Vorgebürges, die Inſel Santiago

geplün-

geplündert habe, und daß er mit ihm machen ſollte, was ihm gut dünkte.

Dom Alvare langt in Spanien an. Trauriges Ende der beyden königlichen Bedienten.

Der Commendant, dem dieſe Anklage ſonderbar vorkam, ſchöpfte einigen Verdacht gegen die Angeber. Das was ihr mir ſagt, erwiederte er, kann nicht wahr ſeyn. Wo wird ſich wohl eine Privatperſon unterſtehen, ſich an dem Könige, meinem Herrn zu vergreiſen, der überdieſes ſeine Seehäfen nicht ſo ſchlecht beſtellet, daß man ſie ſo leicht angreifen kann. Dieſe Antwort, deren ganze Kraft ſie gar wohl verſtunden, ſetzte ſie dergeſtalt in Verwirrung, daß ſie, ohne etwas zu erwiedern, fortgiengen. Sie lieſſen ihren Gefangenen auf der Brigantine, und ſetzten ſich auf ein anders Schif, welches nach Spanien wollte, wo ſie zwölf Tage vor ihm anlangten und ausſprengten, daß er nach Portugall gegangen ſey, um daſelbſt ſeine Entdeckungen zu verrathen. Sie begaben ſich alſobald nach Valladolid, wo ſich der Hof damals befand, und legten dem Rath ihre Briefſchaften nebſt allen den Zeugniſſen vor, die zum Beweis ihres Vorgebens dienen ſollten.

Zum Unglück für ſie, war eben damals Dom Sebaſtian Ramirez Fuenſcal, Biſchof von Cuenza, Preſident des königlichen Raths der indianiſchen Angelegenheiten, ein Mann der nicht nur die Umſtände von America auf das genaueſte kannte, ſondern auch die gröſte Redlichkeit beſaß, und ſich nicht gerne betrügen ließ. Er war vorher Preſident des königlichen Raths von San-Domingo, und von Neuſpanien geweſen. Seine Erfahrung machte, daß er die Wahrheit, die man unter einem groſſen Eifer für das Intereſſe des Staats zu verbergen ſuchte, nicht nur ſogleich errieth, ſondern auch bald völlig entdeckte. Er machte auch bereits Anſtalten, die beeden königlichen Bedienten, nach Verdienſt beſtrafen zu laſſen. Allein der Tod übereilte

eilte ihn, zum gröſten Leidweſen von ganz Spanien. Unterdeſſen da dieſes vorgieng, langte auch Dom Alvare zu Valladolid an; und in eben dieſer Nacht reiſeten ſeine beyden Ankläger nach Madrit ab, wohin ſich der Hof eben zu verfügen im Begrif ſtund. Wenige Tage hernach ſtarb Garcie Vanegas ganz plötzlich, ohne daß er ein Wort mehr reden konnte; und faſt zu gleicher Zeit gieng auch Cabrera in einem Anfall der Raſerey dahin, nachdem er vorher ſeine Gemahlin umgebracht hatte.

Dom Alvare wird für unſchuldig erkläret.

Ich habe nicht erfahren können, wo die beyden Religioſen damals geweſen ſind, welche aus Aſſumption nach Braſilien abgereiſet waren, um allerley Klagen wider den Gouverneur nach Spanien zu überbringen. Man hat es dabey bewenden laſſen, daß man vorgegeben, auch ſie ſeyen plötzlich, und zwar auf eine ſehr traurige Art aus der Welt gegangen. Ob nun wohl Dom Alvare keine Feinde in Spanien, und die göttliche Gerechtigkeit ſeine Unſchuld deutlich genug, durch die Beſtrafung ſeiner Feinde bewieſen hatte: ſo melden doch die Nachrichten die wir von ihm haben, daß er erſt nach acht Jahren, von allen Beſchuldigungen, die man wider ihn vorgebracht, losgeſprochen worden ſey; daß man ihn aus Furcht, ſeine Gegenwart mögte zu neuen Unruhen Anlaß geben, nicht mehr nach Paraguay zurückgeſchickt habe, und daß er während dieſer Zeit, weder eine Belohnung ſeiner Dienſte, noch eine Erſetzung deſſen, was er in dem Dienſte des Kaiſers aufgeopfert hatte, erlangen können. Herrera ſcheinet dieſen Verzug der Abweſenheit dieſes Fürſten zuzuſchreiben, welcher lange Zeit von Spanien entfernet war. Der Pater del Techo aber meldet, daß man ihm endlich eine Penſion von zwey tauſend Ecus d'Or angewieſen habe, und daß er in einem hohen Alter zu Sevilla, wo er ein Glied des königlichen Raths war, geſtorben ſey. Indeſſen finde ich

in

in einer andern Nachricht, daß er anfänglich eine Stelle in dem königlichen Rath der indianiſchen Angelegenheiten bekommen habe. Allein ohngeachtet ihn der Kaiſer ſeine Dienſte vollkommen belohnte, ſo konnte er ihn doch nicht wegen deſſen, was er erlitten hatte, ſchadlos halten. Und dieſes kann auch niemand anders thun, als Gott, der höchſte Vergelter.

Man kann übrigens, wie es ſcheinet, die Nachrichten dieſes Geſchichtſchreibers, mit der Erzehlung des Fernandez vereinigen, wenn man annimmt, daß der langſame Proceß, welcher theils von der weiten Entfernung von Paraguay, von da man erſt die gerichtlichen Zeugniße einholen muſte, theils aber von der langen Abweſenheit des Kaiſers herrührte, die Hinderniß geweſen ſey, warum man dieſem berühmten Manne nicht eher habe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welcher ſeines Orts, mit dem Zeugniße ſeines guten Gewiſſens zufrieden war, und die Richter eben ſo gar ſehr nicht nöthigte, eine Sache zu entſcheiden, von der er wuſte, daß ſie doch nothwendig zu ſeiner Ehre ausſchlagen müſte. Was ihm aber die meiſte Ehre brachte, war dieſes, daß er nie etwas wider ſeine Feinde, ja nicht einmal zum Nachtheil des Irala geredet hat, ohngeachtet ihm die Aufführung, die dieſer Commendant nach ſeiner Abreiſe gegen ihn beobachtete, nicht verborgen blieb. Herrera ſagt uns nur, daß der Agent, dem er es aufgetragen hatte, ſeine Angelegenheit bey den Miniſtern zu beſorgen, niemals die Erlaubniß, wieder nach Paraguay zurücke zu kehren, für ihn habe erhalten können. Es iſt nun nichts mehr übrig, um die Geſchichte des Gouvernements des Dom Alvare, vollſtändig zu machen, als den Erfolg der Reiſe anzuführen, welche der Capitain Fernand de Ribera auf ſeinem Befehl unternommen hatte, und von dem er ſelbſt, erſt nach ſeiner Ankunft in Spanien, Nachricht erhielt.

Entdeckungen des Fernand de Ribera.

Ich habe oben geſagt, daß dieſer Officier den zwanzigſten December 1543. von dem Königshafen mit zwey und funfzig Mann abgereiſet ſey, und ſich auf dem Iguatu eingeſchiffet habe. Dieſer Fluß entſtehet, durch die Vereinigung von zween andern Flüßen, von denen der eine Yacareati und der andere Yayva heißt. Man kann den Ort nicht genau beſtimmen, wo dieſe beyden Flüſſe zuſammen fließen. Doch ſind zwey Dinge ganz gewiß; das eine, daß Ribera nach ſechs Tagen daſelbſt angekommen ſey; das andere, daß ſolcher dem Paraguay, und dem Königshafen gegen Abend lieget. Daſelbſt ließ er ſeine Brigantine mit zwölf Mann zur Wache. Mit den übrigen vierzig Mann aber, und mit einem Wegweiſer, den ihm die Xarayes gaben, und der die Sprache des Landes, durch welches er reiſen wollte, ſehr gut verſtunde, machte er ſich auf den Weg. Mit Hülfe dieſes Wegweiſers, war es ihm leicht, mit den Indianern von verſchiedenen Völkerſchaften, die er auf dem Wege antraf, zu reden. Dom Alvare hatte ihm zwar einen königlichen Schreiber, Namens Juan Valderas mitgegeben, welcher alles was man entdeckte, auf das genaueſte aufzeichnen ſollte. Doch ſagte er dieſen nichts von dem, was er von den Indianern in einigen geheimen Unterredungen erfuhr, die er mit ihnen vermittelſt ſeines Dolmetſchers hielt, weil er ſichs vorbehielt, ſolches alles ſeinem General ſelbſt mündlich zu hinterbringen. Da ihm der Zuſtand, in welchen er ihn bey ſeiner Ankunft in dem Königshafen antraf, nicht erlaubte, ſich mit ihm von dieſen Angelegenheiten zu unterreden, ſo folgte er ihm nach Aſſumption nach, wo er ihn aber, wie wir ſchon erwähnet haben, eben ſo wenig ſprechen konnte. Dieſes brachte ihn endlich auf den Entſchluß, ſeine Erzählung ſchriftlich aufzuſetzen. So bald er damit fertig war, verſammlete er in der Kirche der barmherzigen Väter, eine gewiße Anzahl auserleſener Perſonen, auf deren Verſchwiegenheit er ſich verlaſſen konnte,

te, und las ihnen in Gegenwart des Superiors und des Pedro Fernandez, des königlichen Schreibers, ſeinen ſchriftlichen Aufſatz vor, und beſchwur die darinnen enthaltenen Nachrichten mit einem Eide auf den heiligen Evangelien. Der Innhalt deſſelben aber iſt kürzlich folgender:

Nachdem Ribera an den Zuſammenfluß der beyden Flüße, welche den Iguatu ausmachen, angekommen war, ſo erfuhr er von den Xarayez, die er daſelbſt antraf, daß der Yayva aus den Gebirgen St. Martha, und der Yacareati aus den Gebirgen von Peru herkomme; daß beyde Flüſſe anfänglich in dem Lande der Perobacaez gemeinſchäftlich mit einander fortlaufen, ſich aber nachgehends von einander trennen, und eine ſehr groſſe Inſel bilden, die von verſchiedenen Völkerſchaften bewohnt wird. Nachdem er die Xarayez, deren Cacik, Namens Camire, ihn ſehr wohl aufgenommen, verlaſſen hatte, reiſete er drey Tage fort, und ſtieß endlich auf andere Indianer, mit Namen Urtuezez, die eben ſo, wie die Xarayez, von dem Ackerbau leben und verſchiedene Gattungen von Geflügelwerk halten. Er ſetzte ſeine Reiſe immer weiter durch ein ſtark bewohntes Land fort, bis er ſich unter dem vierzehnten Grad, drey und funfzig Minuten ſüdlicher Breite befand.

Während der Zeit, da er ſich bey den Urtuezez, welche die Aburtinez zu Nachbarn hatten, aufhielt, kamen verſchiedene Indianer aus den daſigen Gegenden zu ihm, und beſchenkten ihn mit Federn, dergleichen man auch in Peru antrift, und mit Platten von einem Metall daß ſie Chafolonia nennen. Er erkundigte ſich bey ihnen in geheim um das jenſeits liegende Land; worauf er die einmüthige Antwort erhielt, daß man nach einer zehntägigen Reiſe gegen Nordweſt auf einige groſſe Flecken käme, die von Weibern bewohnet würden; dieſe hätten ſehr viel weiſ-

ſes

ſes und gelbes Metall, und würden von einem Weibe regieret, vor welchem ſich die benachbarten Völkerſchaften ſehr fürchteten; alle Geräthſchaften welche dieſe Weiber brauchten, wären von weiſſen Metall. Ehe man zu ihnen käme, fände man eine ſehr kleine Nation, mit der dieſe Weiber öfters Krieg führten, wobey die letztern meiſtens den kürzern zögen. Von dieſer Nation aber lieſſen ſie zu gewiſſen Zeiten des Jahrs Männer zu ſich rufen, um Kinder zu bekommen. Die Mädgen behielten ſie vor ſich, die Knaben aber würden ihren Vätern zugeſchickt, ſo bald ſie entwöhnt wären. Dieſe Weiber hätten vermöge der Anzeigen, die ſie ihm gaben, ihre Wohnungen zwiſchen den Bergen von St. Martha die gegen Nordweſten liegen, und zwiſchen einem groſſen See, den die Eingebohrnen des Landes das Sonnenhaus zu nennen pflegten, weil dieſes Geſtirn ſich in demſelben nieder zu legen ſchiene. Wenn man über die Wohnplätze dieſer Weiber hinaus wäre, ſo käme man auf verſchiedene zahlreiche Nationen, die ſchwartz wären und ſpitzige Bärte hätten. Diejenigen welche ihm dieſe Nachricht gaben, verſicherten ihm, daß ſie dieſe Erzählung von ihren Vätern gehöret, dieſe Völker aber niemals ſelbſt geſehen hätten; ſie behaupteten eben dieſes auch von ihren Nachbarn gehöret zu haben; die noch hinzugeſetzt hätten, daß die Schwarzen ſehr wohl gekleidet wären, in groſſen, von Stein und Erde gebauten Häuſern wohneten, und eine ſo groſſe Menge weiſſes und gelbes Metall beſäßen, daß ſie alle ihre Geräthe aus dem einen oder andern verfertigten.

Ribera fragte ſie, auf welcher Seite ſie wohneten? worauf er zur Antwort bekam, daß man ſich gegen Nordweſt zu wenden müſte, wenn man zu ihnen kommen wollte, und daß man in funfzehn Tagen beynahe ihre Wohnungen erreichen könnte. Hieraus machte er den Schluß, daß ſie ohngefähr unter dem zwölften Grad ſüdlicher Breite, zwiſchen den Bergen St. Martha und

den Maranoniſchen Gebirgen wohnen müſten. Man ſagte ihm auch, daß dieſes Volk ſehr kriegeriſch wäre, daß ſie aber keine andere Waffen als Bogen und Pfeile hätten. Eben dieſe Indianer belehrten ihn auch durch Zeichen, daß gegen Weſt-Nord-Weſt verſchiedene groſſe Wohnplätze und ſo lange Dörfer zu finden wären, daß ein Menſch in einem Tage nicht von einem Ende zu dem andern kommen könnte. Auch dieſe Indianer hätten ſehr viel weiſſes und gelbes Metall, man könne auch in kurzer Zeit, durch ein bevölkertes Land zu ihnen kommen. Auf der Oeſtlichen Seite läge ein ſehr groſſer See, daß man von einem Ufer nicht zum andern ſehen könnte. Alle dieſe Indianer, welche ſich um dieſen See herum niedergelaſſen, hätten viel Metall und kleine ſehr glänzende Steine, womit ſie ihre Kleider und Geräthe beſetzten; Ihre Dörfer ſeyen ſehr gros; ſie baueten das Land und ernährten viel Geflügelwerk; man könne von dem Orte wo er ſich gegenwärtig befände, in funfzehn Tagen zu ihnen kommen, der Weg dahin ſey bequem, und bevölkert, wenn das Waſſer nicht hoch wäre. Damals aber ſeye das Waſſer ſehr hoch geweſen, er habe auch nicht Leute genug bey ſich gehabt, um ſich durch ein ſo ſtark bewohntes Land zu wagen.

Sie ſagten ihm hierauf ferner, daß gegen Weſt ein Viertel gegen Südweſt, noch mehr groſſe Wohnplätze zu finden ſeyen. In denſelben wären die Häuſer von Erde; die Einwohner aber wären ſehr friedfertig, reich, hätten viel Metall, und ſtarke Heerden groſſer Schaafe, deren ſie ſich bedienten, ihre Felder auszumisten und zu bearbeiten, und ihre Laſten zu tragen; Man könne in wenig Tagen durch ein bewohntes Land zu ihnen kommen, und daſelbſt befänden ſich auch Chriſten; doch müſſe man auch durch ſandige Wüſten reiſen, wo kein Waſſer zu finden wäre. Ribera fragte ſie woher ſie es wüſten, daß es auf dieſer Seite Chriſten gäbe? worauf ſie erwiederten, daß ehehin einige Indianer, die nicht

weit von dieſen Wohnplätzen entfernt wohneten, von den Einwohnern des Landes hätten ſagen hören, daß ſie auf ihrer Reiſe in dieſen Wüſteneyen weiße und bekleidete Menſchen mit Bärten geſehen, die auf Thieren geritten wären, welche nach ihrer Beſchreibung Pferde müſſen geweſen ſeyn; daß ſie ſich aber, nachdem ſie in dieſen Wüſten kein Waſſer angetroffen, wieder auf den Rückweg begeben hätten, ihrer viele aber wären erhungert und verdurſtet; eben dieſes wäre bald auch einigen Indianern wiederfahren, die, nachdem ſie gehöret, daß gegen Weſten, ein viertel Südweſt verſchiedene Völkerſchaften anzutreffen wären, die von den andern durch große Gebirge und weitläufige Wüſten abgeſondert wären, ſo neubegierig geweſen, ſelbige kennen zu lernen, woferne ſie nicht ſogleich wieder auf den Rückweg bedacht geweſen wären.

Ribera fragte ſie abermals, woher ſie dieſes alles, was ſie ihm geſagt hätten, wiſſen könnten, worauf ſie ihm antworteten, daß zwiſchen dieſen Völkerſchaften eine ſtarke Bekanntſchaft geweſen, und daß es richtig ſey, daß man einige Chriſten von der Seite der Wüſte auf Pferden habe herkommen ſehen. Sie wüßten noch über dieſes von dem Hörenſagen, daß an dem Fuße der Gebirge auf der ſüdweſtlichen Seite große Wohnplätze wären, deren Einwohner viel Metall beſäßen, und daß diejenigen, von denen man dieſe Nachricht hätte, noch über dieſes geſagt, daß das Waſſer auf der andern Seite des Gebürges geſalzen ſey, und daß man große Schiffe auf demſelben geſehen habe. Als er ſie endlich fragte, ob alle dieſe Nationen, von denen ſie ihm geſagt, auch ihre Oberhäupter hätten, denen die andern unterthänig ſeyn müßten? antworteten ſie, daß eine jede Völkerſchaft ihr eigenes Oberhaupt habe; daß daßelbe allezeit der tapferſte unter ihnen ſey, und daß man ihm den genaueſten Gehorſam leiſtete. Dieſe Nachricht beſchlieſet er mit der Verſicherung, daß er die Indianer nicht nur überhaupt,

ſondern einen jeden insbeſondere über dieſe Punkte befragt, und gefunden habe, daß ihre Zeugniße allemal, ohne die mindeſte Aenderung, übereinſtimmig geweſen ſeyen.

Unwürdige Handlung des Irala, in Anſehung des Dom Alvare.

Unterdeſſen war das Verhalten des Irala zu Paraguay ſo beſchaffen, daß man leicht abnehmen konnte, er habe die Hofnung, Dom Alvare würde nimmermehr dahin zurück kommen; ſondern entweder auf der Reiſe ſterben, oder in dem peinlichen Proceß, den man wider ihn angeſtellt hatte, den kürzern ziehen, oder doch wenigſtens ſein ganzes Anſehen verliehren. Er fieng daher die Ausübung des Amtes, welches ihm die Feinde dieſes Gouverneurs anvertrauet hatten, damit an, daß er alles dasienige, was man demſelben weggenommen hatte, unter dieienigen austheilen ließ, an deren Gunſt ihm am meiſten gelegen war. Und obwohl eine ſo unverantwortliche Aufführung dem Dom Alvare nicht lange verborgen bleiben konnte: ſo redete er doch nie eine Sylbe wider ihm, ob es ihn gleich nur ein Wort gekoſtet hätte, ihn zu ſtürzen. Irala ſeines Orts hatte Urſache genug, ſich mit ihm auszuſöhnen, wenn er gleich den gemachten Fehler nicht wieder gut machen konnte. Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt dieſes auch wirklich geſchehen, ohngeachtet ich keine Nachricht davon finde.

Sucht ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten.

Er fand übrigens gar bald Mittel alle dieienigen auf ſeine Seite zu bringen, von denen er etwas zu fürchten hatte, oder die er ſonſt brauchen konnte, um ſich auf ſeinen Poſten zu erhalten, indem er alle ihre Ungerechtigkeiten gut hieß, oder ſich doch wenig darum bekümmerte, ſie mochten auch mit den Indianern umgehen, wie ſie wollten. Allein da er gar bald merkte, daß dieſes Mittel allein nicht hinlänglich ſeyn könnte, ihn bey ſeiner Würde zu ſchützen, in der ihn der Kaiſer noch nicht beſtätiget hatte, und die er faſt täglich mit denen zu theilen genöthiget war, die ihm ſolche übergeben hatten; ſo hielte er es vor nöthig, allen denen,

die ſich etwa wider ihn empören könnten, eine Beſchäfti- gung anzuweiſen. Es geſchah alſo theils aus dieſem Grunde, theils aber auch deswegen, um ſeine Perſon dem Kaiſer nothwendig zu machen, daß er ſich entſchloß, die angefangenen Entdeckungen fortzuſetzen.

Die Indianer fangen einen Aufruhr an. Folgen deſſelben.

Nichts war ihm aber unerwarte- ter, als der Widerſpruch der königli- chen Bedienten bey dieſer Gelegenheit. Dieſe Herren gaben ihm auf dem erſten Vorſchlag, den er ihnen dießfalls that, zur Antwort, daß er ſich nicht von Aſſumption entfernen ſollte, bis er erſt von ſeiner Maie- ſtät in der Würde eines Gouverneurs über dieſe Provinz beſtätiget worden wäre. Das Miß erſtändniß, welches ſchon vorher zwiſchen ihm und dieſ n königlichen Bedien- ten entſtanden war, brach nach dieſer Erklärung öffentlich aus, und die Verwirrung wurde hierauf allgemein: die Indianer merkten dieſes kaum, ſo waren ſie ſchon darauf bedacht, ſich dieſelbe zu Nutzen zu machen. Sie erwie- derten den Verdruß, den man ihnen angethan hatte, da- mit, daß ſie die ſpaniſchen Wohnplätze ohne Scheu plün- derten. Der einzige Irala hatte dieſen Vortheil davon, daß ſeine Perſon unentbehrlich wurde, indem er alleine im Stande war, den Wilden Einhalt zu thun. Denn ſobald er ſich nur in dem Felde ſehen ließ, ſo getraueten ſich die Indianer nicht mehr zum Vorſchein zu kommen.

1546. Irala ſetzet die Entdeckungen fort.

Nachdem er ſein Anſehen auf dieſe Art dergeſtalt feſtgeſetzt hatte, daß es nie- mand mehr wagen durfte, ſich ihm zu widerſetzen, ſo dachte er wieder an die Ausführung ſeines erſtern Vorſatzes. In die- ſer Abſicht machte er ſich an einen gewißen Edelmann, der aus Truxillo in Eſtremadura gebürtig war, Namens Nuflo de Chaves, einen Mann, dem es nicht an Muth fehlte, und der alle Gelegenheiten ergrif, ſich hervorzu- thun. Dieſen ließ er mit dem Proviantmeiſter Leſceno und mit vierzig Spaniern voraus gehen, und befahl ihm, bey den Mayas oder Rayas auf ihn zu warten. Dieſe

In-

Indianer wohnen Paraguay gegen Abend, ungefähr hundert Meilen weiter gegen Mitternacht, als Aſſumption, und faſt unter dem Wendekreiß. Irala konnte aber nicht ſo bald nachkommen, als er ſichs vorgenommen hatte, maſſen ſich ſeiner vorhabenden Reiſe mehrere Hinderniße in den Weg legten, als er anfänglich vermuthet hatte. Nachdem er endlich die Soldaten auf ſeine Seite gebracht hatte, indem er ihnen die Erlaubniß ertheilte, überall wo ſie hinkämen, nach eigenen Gefallen zu leben, reiſete er ab, und beſtellte während ſeiner Abweſenheit den Franceſco de Mendoza zum Commendanten. Er hate dreyhundert Spanier auf vier Brigantinen bey ſich, drey tauſend fünfhundert Indianer aber folgten ihm auf Kähnen nach. Die meiſten von dieſen traten ihren Marſch zu Lande an, biß ſie den Itatines erreichten, woſelbſt ſie ſich ebenfalls einſchiffeten. Daſelbſt kam auch Chaves mit Proviant zu dem General, und endlich fuhr die ganze Armee den Paraguay hinauf, bis an den Königshafen.

Von da aus ſetzten ſie ihren Marſch weiter fort, bis ſie auf die Xarayez ſtießen, die, wie man ſagt, die höflichſten und geſitteſten unter allen Indianern in dieſem Lande ſeyn ſollen. Sie nahmen den Irala ſehr freundlich auf, verſorgten ihn im Uberfluß mit Lebensmitteln, und gaben ihm auch einige von ihren Leuten mit, die ihm theils zur Verſtärkung, theils aber auch zu Wegweiſern dieneten. Dieſe freundliche Aufnahme war Urſache, daß er ihnen ſeine Schiffe anvertrauete, die er gegenwärtig nicht brauchen konnte. Hierauf ſetzte er ſeinen Marſch gegen Nordweſt zu fort. Die erſten Indianer auf die er ſtieß, machten ihm eine genaue Beſchreibung von dem ganzen Lande, welches ſich bis an das Land der Amazonen erſtreckt. Sie ſagten ihm unter andern, daß an den Ufern des Sees del Dorado verſchiedene Völkerſchaften wohnten, welche viel Gold und Silber hätten. Da man ihm verſichert hatte, daß bey den Sembicoſes, welche gegen Weſten wohneten, Bergwerke im Überfluß anzutreffen ſeyen, ſo entſchlos er ſich, ſeine Reiſe auf dieſe Seite zu, fortzuſetzen.

Noch einem Marſch von etlichen Tagen, langte er endlich an dem Ufer des Guapay an, der ſich in einem großen Fluß, Namens Mamore ergießt, und unter dem Namen des Rio de la Madera in den Maranjon fällt. Hierauf kam er zu den Sembicoſis, welche an dem Fuße der Gebirge von Peru wohnen, die ihm ſehr viel Gold und Silber ſchenkten; er traf daſelbſt auch andere Indianer an, welche ihm die Nachricht von einer großen Uneinigkeit unter den Spaniern in Peru gaben. Weil er dieſes nun für eine ſchickliche Gelegenheit hielte, ſeinen Reſpect gegen den Kaiſer zu beweiſen, ſo ſchickte er den Chaves an den Präſidenten de la Gaſca ab, der das Commando in dieſem Reiche hatte, und ließ ihm ſeine Perſon, und alle ſeine Leute, die er bey ſich hatte, anbieten. Der Präſident ließ ſich dieſes Anerbieten gefallen, und ernannte während ſeiner Abweſenheit den Dom Diego Centeno zum Gouverneur in Paraguay. Es ſcheinet auch, daß ſeine Abſicht dahin gegangen ſey, daß dieſer Officier beſtändig daſelbſt bleiben ſollte.

Wird genöthiget nach Paraguay zurücke zu kehren.

Da ſich aber die Zurückkunft der Abgeordneten des Irala etwas verzog, weil ſie bis nach Lima gehen mußten, woſelbſt ſich der Präſident damals eben aufhielte, ſo wollten ihn ſeine Leute nöthigen, ſeine Reiſe gar biß nach Peru fortzuſetzen. Allein er erwiederte, daß er dieſes ohne Erlaubniß des Commendanten daſelbſt nicht thun könnte; worauf ſie ihm zur Antwort gaben, daß er alſo wieder nach Paraguay umkehren ſollte. Er ſtellte ihnen zwar vor, daß er dem Chaves verſprochen hätte, auf ihn zu warten, und daß es folglich höchſt billig ſey, Wort zu halten. Allein die Soldaten wurden hierüber ſchwürig, und nöthigten ihn endlich, ihren Willen zu thun. Als er wieder bey den Xarayez ankam, traf er ſeine Schiffe noch wohl behalten an; worauf er ſich einſchifte, und zu Aſſumption erſt im dritten Jahre nach ſeiner Abreiſe wieder anlangte, und große Veränderungen daſelbſt antraf.

Es

Dom Franzeſco de Mendoza wird zu Aſſumption enthauptet.

Es iſt oben gemeldet worden, daß er den Dom Franceſco de Mendoza während ſeiner Abweſenheit das Commando daſelbſt aufgetragen habe. Dieſer Herr war ehehin Hofmeiſter des Prinz Ferdinand von Oeſterreich, des Bruders Kayſers Carl V. und ſeines Nachfolgers in der Regierung. Eine gewiße verdrießliche Sache, die man unten erfahren wird, nöthigte ihn Spanien zu verlaſſen, und damit er dieſes mit Ehren mögte thun können, machte er mit ſeinen Anverwandten, dem Dom Pedro de Mendoza die Reiſe nach Paraguay. Er hatte bereits ein Jahr lang das Commando zu Paraguay geführet, als er endlich auf den Einfall kam, Irala, von dem man lange Zeit nichts gehöret hätte, möchte ein gleiches Schickſal mit dem Ayolas gehabt haben. Er war es aber nicht alleine, welcher dieſes glaubte, ſondern es wurde ihm auch von ſeinen Freunden gerathen, die Erwählung eines neuen Gouverneurs in Vorſchlag zu bringen. Sie machten ihn auch die Hofnung, daß er nicht nur die meiſten Stimmen bekommen, ſondern daß es auch ſeiner vornehmen Familie ſehr leicht ſeyn würde, ihm die Beſtätigung von dem Kaiſer zu verſchaffen.

Er befolgte dieſen Rath, und redete mit den Wählern, die er auch ziemlich auf ſeiner Seite zu haben glaubte; ohngeachtet ihm der Vorſchlag, daß er zuerſt die Würde eines Generallieutenants der Provinz niederlegen ſollte, einigen Verdacht erweckte. Unterdeſſen that er doch alles, was man von ihm verlangte. Zu ſeinem Erſtaunen aber erfuhr er, daß Dom Diego de Abreu bey der erſten Wahl zum Gouverneur ernennet, und auf der Stelle ausgerufen wurde. Dieſer Streich ſetzte ihn in die äußerſte Verlegenheit, da er ſich von denen, die er auf ſeiner Seite zu ſeyn glaubte, dergeſtalt betrogen ſah. Er fragte alſo diejenigen, die er für ſeine wahren Freunde hielt, um Rath; dieſe waren einſtimmig der Meynung, daß die vorgegangene Wahl, als die Folge eines heimlichen Verſtändnißes der Wählere null und nichtig ſey. Sie ſuchten ihn zu überzeugen, daß man ihn in dieſer Abſicht zu überreden geſucht habe,

be, ſeine Würde niederzulegen, damit man ihn von dem Generalcommando ausſchließen könnte; er ſollte alſo dieſe Niederlegung ſeiner Würde für erſchlichen erklären, und dieſelbe auf das neue wieder annehmen. Sie wollten ihn unterſtützen, und ihm behülflich ſeyn, der Perſon des Abreu haſhaft zu werden.

Erklärung, die er noch auf der Blutbühne that.

Der neue Gouverneur erfuhr gar bald alles, was man wider ihn im Schilde führte; er ließ daher ohne Zeitverluſt das Haus des Mendoza beſetzen. Bey der erſten Bewegung, die man zu dem Ende machte, ſuchten ſich faſt alle diejenigen, die ihn dieſen gefährlichen Schritt angerathen hatten, mit der Flucht zu retten; die übrigen aber waren bey ihm, und wurden folglich alle in Verhaft genommen, und zum Schwerd verurtheilet. Mendoza appellirte von dieſem Urtheil an den Rath des Kaiſers; allein man ſagte ihm, daß ſeine Appellation nicht ſtatt finde, und daß er jetzt nur an die Vorbereitung auf ſeinen Tod denken ſollte. Er entſchloß ſich auch dazu, als ein Chriſt; worauf er von einer Compagnie Soldaten auf eine Blutbühne begleitet wurde, die der Gouverneur vor ſeiner Wohnung hatte aufrichten laſſen, welches ihm aber jedermann verargte.

Man konnte ſich über das traurige Schickſal eines Mannes aus einem ſo vornehmen Hauſe, und der noch vor wenig Tagen das Commando in der Stadt geführet, und durch ſeine gute Aufführung die Herzen aller Einwohner gewonnen hatte, der Thränen nicht enthalten. Sobald er auf der Blutbühne angekommen war, bezeugte er ein Verlangen zu reden. Es erfolgte ſogleich eine große Stille. Hierauf ſagte er, daß er an eben dem Tage, und in eben dem Monate, kurz vor ſeiner Abreiſe aus Spanien, ſeine erſte Gemahlin nebſt ſeinem Caplan, aus Eiferſucht ermordet habe; er erkenne alſo die Gerechtigkeit Gottes, der ihn nun wegen dieſes Verbrechens beſtrafen wollte, und deswegen zuließe, daß er durch die Hand des Henkers ſterben müßte. Er laße ſich dieſes Urtheil auch gefallen, in der Hofnung, Gott werde ſich durch ſeine Strafe auf dieſer Welt verſöhnen laßen, und ihm in der andern barmherzig ſeyn.

Geſchichte von Paraguay.

Das dritte Buch.

Innhalt.

Irala langt zu Aſſumption an; wie er daſelbſt aufgenommen wird. Abreu ergreift mit ſeinen Anhängern die Flucht. Irala läßt den Abreu, und verſchiedene von denen, welche an des Mendoza Tode ſchuld waren, tödten. Damaliger Zuſtand der Provinz. Centeno wird zum Commendanten von Paraguay erwehlet. Seine Inſtruction. Sein Tod. Sonderbare Begebenheit. Anlegung der Stadt Guayra, die nachmal den Namen Ciudad Real bekam. Es kommt ein Befehl von dem ſpaniſchen Hofe an. Liſt des Irala, ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten. Die Indianer empören ſich, und werden wieder gedemüthiget. Der Kaiſer ernennet einen neuen Gouverneur. Die Tractaten, die mit ihm aufgerichtet werden. Dieſer Gouverneur ſtirbt, da er eben im Begrif iſt, ſich einzuſchiffen. Sein Sohn tritt an ſeine Stelle, und kommt bey einem Schifbruche um. Ankunft eines Biſchofs zu Aſſumption. Verordnung des Kaiſers in Anſehung der bezwungenen Indianer. Die Stadt Guayra wird auf die andere Seite des Parana, unter den Namen Ciudad Real verlegt. Nuflo de Chaves reiſet gegen Peru zu. Ueberwindet die Chiquites. Tod des Irala. Verſchiedene Begebenheiten des Chaves. Anlegung von Santa Cruz de la Sierra. Wird in der Folge verlegt. Tod des Mendoza. Vegara wird zum Gouverneur von Paraguay ernennet. Aufruhr der Guaranis. Ein anderer Aufruhr in der Provinz Guayra. Riquelmi kommt Ciudad Real zu Hülfe. Niederlage der Aufrührer. Unverſehener Zufall. Der Gouverneur be-

bekommt einen böſen Rath, den er folgen will. Er reiſet mit dem Biſchof und mit andern vornehmen Perſonen nach Peru. Verwegenes Unternehmen des Chaves. Der Gouverneur von Paraguay wird abgeſetzt. Sein Nachfolger. Der neue Gouverneur reiſet nach Spanien. Trauriges Ende des Chaves. Die Spanier werden von den Jtatines angegriffen. Sieg der Spanier, und wem ſie ſolchen zuſchreiben. Der Commendant von Paraguay wird mit dem Biſchof uneins. Dieſer Prälat führet ihn gefangen nach Spanien. Anlegung von Corduba in Tucuman und von Santa Fe. Uneinigkeit die darüber zwiſchen den Stiftern dieſer beyden Städte entſtehet. Ankunft des neuen Gouverneurs von Paraguay. Größe und Lage der Provinz Tucuman. Einwohner derſelben; Thiere daſelbſt; Flüße und Seen. Reichthümer des Landes. Von dem Clima und der Witterung. Erſte Ankunft der Spanier in Tucuman. Der erſte Gouverneur wird von den Jndianern verwundet, und ſtirbt an ſeiner Wunde. Seine erſten Nachfolger. Städte die in Tucuman erbauet werden. Jhre Lage. Beſchaffenheit dieſer Städte. Die Größe und Lage von Chaco. Beſchaffenheit des Landes. Bergwerke und Flüße daſelbſt. Das Clima und die Fruchtbarkeit von Chaco. Von den Kräutern. Von den Thieren. Von der Zahl der Einwohner. Zwo beſondere Völkerſchaften in Chaco. Von den Einwohnern in Chaco überhaupt. Urſprung der Chiriguanes. Jhre Feindſeligkeit gegen die Spanier. Widerſetzen ſich dem Chriſtenthum. Unglücklicher Zug wider ſie. Jhre Sitten. Einige friedfertige Völkerſchaften von Chaco. Erſter Verſuch der Spanier auf Chaco. Trauriges Ende des Andreas Manſo. Weiſſagung des H. Franciſco Solano. Von den Departementen und Commanden.

Das

Das dritte Buch.

Irala langt zu Aſſumption an.

Nachdem ſich der Gouverneur einen ſo gefährlichen Mitbuhler vom Halſe geſchaft hatte, ſo ſuchte er eilends die Beſtätigung ſeiner Würde von dem Kaiſer zu erlangen. Zu dem Ende ließ er ein leichtes Schif nach Spanien abſegeln, auf dem ſich Dom Alfonſo de Riquelmi mit den Beweiſen von der Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl, und von dem Tode des Irala befand. Dem Fernand de Ribera aber gab er Befehl, ihn auf einer Brigantine bis zu dem Cap St. Martha zu begleiten. Sie hatten bis zu ihrer Ankunft in dem Meerbuſen, wo Ribera von Riquelmi Abſchied nahm, eine günſtige Witterung. Da aber dieſer eine Inſel zu erreichen ſuchte, um von dar aus, auf das hohe Meer zu kommen, warf ihn ein Wind an eine Klippe, woran ſein Schif zerſcheiterte. Zum Glücke für die Mannſchaft, die ſich auf das Land gerettet hatte, und ſich mit genauer Noth wider die Charuas vertheidigen konnte, war die Brigantine nicht weit entfernet, die von dem Sturme nichts gelitten hatte. Kaum hatte Ribera das Unglück erfahren, welches dieſem Schiffe begegnet war, ſo nahm er die Mannſchaft deſſelben zu ſich, und kehrte wieder nach Aſſumption zurücke, wo er zu Ende des Jahrs 1549. anlangte, und den Irala daſelbſt antraf.

Wie er daſelbſt aufgenommen wird. Abreu ergreift mit ſeinen Anhängern die Flucht.

Die ganze Stadt gieng dem Irala vier Meilen weit entgegen, und iedermann bewillkommte ihn als den rechtmäßigen Gouverneur. Dom Diego de Abreu, der ſich dieſem Vorgange nicht zu wider-

derſetzen getrauete, und ſich leicht einbilden konnte, daß er den Tod des Mendoza an ihm rächen würde, ſuchte ſich ohne Zeitverluſt mit der Flucht zu retten. Die meiſten von denen, welche ſich vor einem gleichen Schickſal fürchteten, folgten ihm nach. Sie ſuchten ſich auf den Gebirgen zu verbergen, wo man ihnen nichts anhaben konnte, weil ſie von den dort herum wohnenden Indianern in Schutz genommen wurden. Unterdeſſen tröſtete ſich der Gouverneur über ihre Entweichung, die ihn auſſer Stand ſetzte, ſie zu ſtrafen, mit der Ankunft des Chaves und dererjenigen, die ihn nach Peru begleitet hatten, und die auf einer ſo weiten Reiſe, nicht nur keinen einzigen Mann verlohren, ſondern ſich noch dazu mit vierzig Spaniern verſtärket hatten.

1549-1550. Irala läßt den Abreu, und verſchiedene von denen, welche an dem Tode des Mendoza ſchuld waren, tödten.

Chaves, der ein Eidam des Dom Franceſco de Mendoza war, verlangte von dem Gouverneur, daß er diejenigen, die ſchuld an dem Tode deſſelben waren, beſtrafen ſollte, welches ihm Irala auch verſprach. Einige, welche die Flucht nicht ergriffen hatten, waren zwar ſo glücklich, daß ſie der Strafe entgiengen; die übrigen aber empfiengen den verdienten Lohn. Abreu hatte dieſes kaum erfahren, ſo entfernte er ſich noch weiter, aber endlich konnte er denen, die ihn aufſuchten, doch nicht entgehen. Zwanzig Soldaten, welche ihm auf dem Fuße nachfolgten, und gemeſſenen Befehl hatten, ihn entweder tod, oder lebendig zu liefern, ſtießen endlich auf eine kleine Hütte, oben auf einem Berge, da man nicht leicht zukommen konnte, und die mit Bäumen umgeben war. Sie näherten ſich aber doch derſelben in der Nacht, und da ſie ihn unter vier bis fünf Spaniern, welche ihn nicht verlaſſen hatten, erkannten, gab einer Feuer auf ihn, und tödete ihn auf der Stelle.

1550.-1555. Damaliger Zuſtand von Paraguay.

Es befand ſich damals alles in einer ſehr großen Unordnung; und eben ſo verwirrt ſind auch die Nachrichten, welche die zu der Zeit lebenden Schriftſteller davon hinterlaßen haben. Der P. del Techo übergehet faſt die meiſten Begebenheiten dieſer unruhigen Zeit. Ein ſpaniſches Manuſcript, welches aber beynahe nichts anders, als eine bloße Überſetzung der Argentina, in ungebundener Rede iſt, redet von dem Irala durchgehends mit großem Lobe; allein, nach dem, was Herrera von ihm ſagt, der ihm ſonſt in vielen Dingen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, iſt es faſt nicht möglich, ihn durchgehends zu entſchuldigen; wie denn ſein Verhalten gegen den Dom Alvare ſeiner Ehre ſchlechten Vortheil bringt. Es fehlete ihm zwar gar nicht an guten Eigenſchaften; die Gewaltthätigkeiten aber, die ihm Herrera vorwirft, und die Freyheiten, welche er, nach der Erzehlung dieſes Geſchichtſchreibers, den Soldaten und andern Perſonen ertheilte, die Einwohner und die Indianer zu beläſtigen, ohne daß dieſe bey ihm Gehör fanden, wodurch ſie öfters zu Empörungen gereitzet wurden, ſind ſchlechterdings nicht zu rechtfertigen. Da er ſich leicht einbilden konnte, daß man dem Rath der indianiſchen Angelegenheiten und dem Kaiſer Nachricht von ſeiner Aufführung geben würde: ſo ſtellte er überall Spionen auf, die um ſo fürchterlicher waren, da es denen, bey welchen man verdächtige Briefe antraf, an das Leben gieng, oder ihnen wenigſtens eine Gefängnißſtrafe zuzog; ohngeachtet es ihm niemals an einem ſcheinbaren Vorwand dazu fehlte, wenn er es ſo weit kommen ließ. Überdieſes ſuchte er auch auf alle möglichſte Art zu verhindern, daß ſich keiner von den Misvergnügten nach Peru wendete, indem er von denen, welche in dieſem Reiche das Commando führten, eben ſo viel zu befürchten hatte, als von dem Kaiſer und ſeinem Rathe.

Centeno wird zum Commendanten von Paraguay erwehlt.

Es konnte ihm nicht verborgen ſeyn, daß zu der Zeit, da er dem Präſidenten de la Gaſco ſeine Dienſte anbieten laſſen, dieſer Herr, entweder weil er würklich entſchloſſen war, ſein Anerbieten anzunehmen, oder weil ihm einige, von denen, die Irala an ihn abgeordnet hatte, Nachricht von der Verwirrung in Paraguay gegeben, und Klage wider den Gouverneur geführet hatten, daß dieſer Herr, ſage ich, den Entſchluß gehabt habe, iemand dahin zu ſchicken auf den er ſich verlaſſen könnte, und daß er dießfalls, wie bereits geſagt worden iſt, ſeine Gedanken auf den Dom Diego de Centeno gerichtet, der ſich vor kurzen in der Provintz Charcas niedergelaſſen hatte. Es war dieſes ein alter Officier, deſſen Namen in der Geſchichte von Peru ſehr berühmt iſt, wie ihn denn ſeine Treue in dem Dienſte ſeines Herren, ſeine Tapferkeit, ſeine Klugheit und ſeine Tugend, der gröſten Bedienungen würdig, und zu den ſchwerſten Unternehmungen tüchtig machten. Die Grenzen des Gouvernemeuts, welches ihm der Generalbefehlshaber von Peru anvertrauen wollte, waren blos auf das Land eingeſchränckt, das ſich auf der einen Seite gegen Südoſt und Weſt zwiſchen den Provinzen Cuzco und und Charcas hin erſtreckt, und auf der andern Seite gegen Braſilien unter dem vierzehnden bis zum ſieben und zwanzigſten Grade Norderbreite liegt.

Seine Inſtruction.

Er trug ihm vor allen Dingen auf, ſich die Bekehrung der Eingebohrnen des Landes eifrig angelegen ſeyn zu laſſen, und gegen ſie nicht eher Schärfe zu gebrauchen, bis alle gelinde Mittel nichts mehr fruchten würden. Er ſollte nicht nur den Mißionarien allen benöthigten Schutz angedeyhen laſſen, damit ſie ihren Verrichtungen ungehindert nachkommen könnten, ſondern ſich auch allemahl ihres Raths bedienen, wenn etwas mit den Indianern ſollte abgeſchloſſen werden. Ferner ſollte er ſeine Zeit nicht

mit

mit unnöthigen Hin- und herziehen in dem Lande verſchwenden, wie man es bisher ohne Nutzen zu thun gewohnt geweſen wäre; vielmehr ſollte er dauerhafte Etabliſſements, ſo nahe aneinander, als es ſeyn könnte, aufrichten, weil dieſes das einige Mittel wäre, den Uneinigkeiten unter den Spaniern zuvorzukommen, und die Indianer in ihren Dörfern zurücke zu halten, maſſen dieſe, ohne dies, blos aus Furcht, überfallen zu werden, aus denſelben zu weichen pflegten. Er ſollte alles anwenden, um ſie glücklich zu machen, und aus dieſem Grunde bey der Austheilung der Ländereyen vornemlich auf diejenigen ſehen, die um ihrer guten Aufführung willen, und wegen ihrer Dienſte, vor andern einen Vorzug hätten. Von eben dieſen Indianern ſollte er einen mäßigen Tribut nehmen, und ſolchen mit Beyſtimmung der Geiſtlichen und Religioſen auf einen ordentlichen Fuß ſetzen. Ferner ſollte er keinen von den Spaniern mit ſich nehmen, die an der Aufruhr des Gonſalve Pizarre Antheil gehabt hätten. Endlich ſollte er unter denen, die mit ihn nach Paraguay reiſen wollten, auf dem Wege, eine gute Mannszucht halten, und ihnen nicht erlauben, unter was vor einem Vorwande es auch ſeyn würde, einen Indianer mit Gewalt mit ſich zu nehmen.

Sein Tod. Anlegung eines Hafens; der aber nicht zu Stande kommt.

Eine ſo weiſe Inſtruction, die einem Manne von dem Character des Centeno ertheilet worden war, hätte auſſer Streit der Provinz Paraguay ein ganz neues Anſehen gegeben. Allein er ſtarb, da er ſich eben anſchickte von ſeinem Gouvernement Beſitz zu nehmen; und vermuthlich erfuhr Irala, die Gefahr, ſeine Stelle beſetzt zu finden, wenn ihn ſeine Soldaten nicht genöthiget hätten, nach Aſſumption zurücke zu kehren, nicht eher, als zugleich mit der Nachricht von des Centeno Tode. Seine vornehmſte Beſchäftigung zu Aſſumption, nachdem er von Seiten Peru,

keine Mitbuhler mehr zu fürchten hatte, gieng nun dahin, hie und da nützliche Etabliſſements aufzurichten. Man muß ihm auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und geſtehen, daß ihm Paraguay diesfalls vieles zu danken habe. Er hatte längſt eingeſehen, daß dieſer Colonie vorderſamſt ein Seehafen nöthig ſey, wo die ſpaniſchen Schiffe leicht anländen und eine ſichere und bequeme Rheede finden könnten; daher war er darauf bedacht, ihnen dieſen Vortheil zu verſchaffen, er ſchickte auch wircklich den Capitain Juan Romero mit hundert Soldaten auf zwo Brigantinen aus, um einen Ort dazu auszuſuchen. Romero ließ bey der Mündung eines kleinen Flußes, der ſich in den Rio de la Plata ergießt, nicht weit unterhalb den Inſeln St. Gabriel, Halte machen. Daſelbſt wollte er den Plan zu einer Stadt unter den Namen St. Johannes, welchen der Fluß führet, abſtechen laſſen. Man hatte dieſe Arbeit aber kaum angefangen, ſo wurden die Spanier dergeſtalt von den Indianern beunruhiget, daß ſie ihren Vorſatz muſten fahren laſſen.

Sonderbare Begebenheit. Romero entſchloß ſich alſo nach Aſſumption zurücke zu kehren. Da er ſich aber eines Tages mit einigen von ſeinen Leuten ausſchiffen ließ, um auf dem Ufer zu ſpeiſen, ſo fieng der Boden auf dem er ſeine Tafel hatte zubereiten laſſen, auf einmal an zu ſinken, und in den Fluß zu fallen. Er ſuchte zwar durch das Schwimmen, die Brigantine zu erreichen, allein die Wellen waren in einer ſo ſtarken Bewegung, daß er ſich genöthiget ſah, das Land wieder zu ſuchen, wofern er nicht mit allen ſeinen Leuten umkommen wollte. Kaum war er daſelbſt angelanget, ſo ſahen ſie das Schiff untergehen. Nach acht Tagen kam es wieder zum Vorſchein; alle diejenigen, die auf demſelben geblieben waren, fand man todt, eine einige Weibsperſon ausgenommen, welche verſicherte, daß

daß ihr nicht das geringſte widrige begegnet ſey, ohngeachtet ſie zweymal vier und zwanzig Stunden lang, mehr als vier und vierzig Klaftern tief, unter dem Waſſer habe ſeyn müſſen.

Anlegung der Stadt Guayra. Einige Zeit hernach ſchickten die Guaranis, welche an dem gröſten Fall des Parana wohneten, und ſich den Spaniern gerne unterwürfig gemacht hatten, an den Gouverneur, und lieſſen ihn um Hülfe wider die Tapez bitten, die an den Gränzen von Braſilien wohneten, und von den Portugieſen unterſtützt, öfters in ihr Land einfielen, und daſelbſt groſſe Feindſeligkeiten ausübeten. Irala glaubte, es erfordere es ſowohl die Billigkeit, als auch der Nutzen der Spanier, ſie in Schutz zu nehmen. Er brachte alſo eine kleine Armee, aus Spaniern und Indianern zuſammen, an deren Spitze er den Guaranis zu Hülfe eilete. Daſelbſt verſtärkte er ſeine Armee mit verſchiedenen Soldaten von dieſer Nation. Nachdem dieſes geſchehen war, ließ er die Tapez angreiffen, die ſich zwar anfänglich vertheidigten, endlich aber doch überwunden wurden. Man würde ſie auch gänzlich ausgerottet haben, wofern ſie nicht verſprochen hätten, die Guaranis in Zukunft in Ruhe zu laſſen.

Nachdem der Gouverneur die Lage des Landes, welches dieſe Nation bewohnte, genau angeſehen hatte, hielte er es vor rathſam, eine Stadt daſelbſt anzulegen, um ſo wohl beſſer im Stande zu ſeyn, dieſe Gränze von Braſilien zu beſchützen, als näher an das Meer zu rücken, um dadurch Gelegenheit zu haben, dem Rathe der indianiſchen Angelegenheiten von den Bedürfniſſen der Colonie ſchleunige Nachricht zu geben. Kaum hatte er dieſen Entſchluß gefaßt, ſo trug er den Garcie Rodriguez de Vergara nach ſeiner Ankunft zu Aſſumption, die Ausführung ſeines Projects auf, und ließ ihn 1554. mit ſechzig Mann, und mit allem was er

zu dem ihm anvertrauten Geſchäfte nöthig hatte, abreiſen. Vergara machte den Anfang damit, daß er einen bequemen Ort ausſuchte, die neue Stadt anzulegen, welchen er auch auf der rechten Seite des Parana, eine Meile über den groſſen Fall hinauf, gefunden zu haben glaubte. Er ließ ſogleich Hand an das Werk legen, und nennete die Stadt Ontiveras, welches der Name ſeines Geburtsortes in Caſtilien war. Allein ſie führte dieſen Namen nicht lange, indem man ihr bald den Namen von der Provinz beylegte, und ſie Guayra nennete.

Es kommt ein Befehl von dem ſpaniſchen Hofe an. Liſt des Irala, ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten.

Um eben dieſe Zeit kam zu Aſſumption ein Befehl vom Hofe an, des Innhalts, daß man mit den neuen Entdeckungen, und mit Anlegung neuer Wohnplätze unter den Indianern, innen halten ſollte. Irala ließ dieſen Befehl bekannt machen, und ſchickte den Regidor Dom Petro de Molina, der ihm ſehr ergeben war, unter dem Vorwande nach Spanien, daß er dem Kaiſer den Zuſtand und die Bedürfniſſe der Provinz hinterbringen ſollte; eigentlich aber hatte er den Auftrag, in Spanien für ſein Intereſſe zu ſorgen. Damit ſich aber niemand dieſer Gelegenheit bedienen mögte, etwas wider ihn nach Hauſe zu ſchreiben, hielt er dieſe Reiſe ſehr geheim, und ließ den Nuſlo de Chaves mit ihm abreiſen, der ſich auf ſeinen Befehl fertig machte, wider die Indianer auf der Gränze von Braſilien, über die ſich ſeine Bundsgenoſſen ſehr beſchweret hatten, zu Felde zu ziehen. Da er aber aller ſeiner angewandten Vorſicht ohngeachtet, doch beſtändig befürchten muſte, die Mißvergnügten mögten dennoch Gelegenheit finden, ihn bey Hofe anzuſchwärzen, glaubte er dieſem fatalen Streich dadurch auszuweichen, wenn er ſelbſt an den Kayſer ſchriebe und ihn bäte, ſich um ſeine Aufführung zu erkundigen. Denn durch eine Bitte von dieſer Art, die

ein

ein ſtarkes Zutrauen auf ſeine gute Sache verrieth, hofte er die Beſchwerden derienigen zu ſchanden zu machen, die etwa bey dem Kaiſer, oder bey ſeinem Conſeil über ihn möchten Klage geführet haben. In dieſer Hofnung, daß er von Seiten des Hofs nichts zu befürchten habe, ſchritt er endlich zur Austheilung der Ländereyen, wozu er ſich bisher immer noch nicht hatte verſtehen wollen. Allein er verfuhr dabey als ein Souverain, und ließ, dem ausdrücklichen Befehle des Kaiſers zuwider, auch die Portugieſen und andere Fremde Theil daran nehmen. Er ſah zwar zum voraus, daß man damit nicht zufrieden ſeyn würde; allein er bedrohete alle dieienigen mit den härteſten Strafen, die ſich unterfangen würden, ſich über dieſen Punct öffentlich über ihn zu beſchweren, mit dem Vorgeben, daß ſein Verfahren gewiß von dem Kayſer gebilliget werden würde.

Die Indianer empören ſich, und werden wieder gedemüthiget.

Kaum hatte er dieſen Beweis ſeiner uneingeſchränkten Herrſchaft abgelegt, ſo ließ er zwo Verordnungen kund machen, welche dem Handel der Spanier mit den Indianern höchſt nachtheilig waren. Dieſe letztern konnten ihr Misvergnügen darüber nicht lange verbergen; doch hielt die Furcht vor einer noch ärgern Behandlung, die meiſten zurücke, daß ſie nicht darüber klagten. Einige aber nahmen die Flucht, weswegen er den Chaves mit hundert und funfzig Mann abordnete, um ſie zu züchtigen. Doch gieng die Sache nicht ſo leicht, wie er ſichs vorgeſtellet hatte. Die Aufwiegler wehrten ſich ſehr gut, und tödteten ihm viele Leute. Sie büßeten aber ebenfalls ſehr viele ein. Endlich ließ er ihnen Friedensvorſchläge thun, und brachte es auch dahin daß ſie ſich ihm wieder unterwarfen. Er führte die Häupter nach Aſſumption, und Irala war mit dem Verſprechen zu frieden, daß ſie in der Folge gehorſamer ſeyn wollten. Jedermann erſtaunte über ſeine

Bereitwilligkeit, ſich mit ihnen wieder auszuſöhnen. Allein er hatte heimliche Nachrichten bekommen, die ihm viel zu ſehr beunruhigten, als daß er an einen neuen Krieg hätte denken können.

Der Kaiſer ernennet einen neuen Gouverneur; welcher aber kurz vor ſeiner Abreiſe ſtirbt.

Nachdem der Kayſer bereits im Jahr 1547. zu erkennen gegeben hatte, daß er entſchloſſen ſey, einen Gouverneur nach Paraguay zu ſchicken: ſo that Dom Juan de Sanabria, ein ſehr reicher Herr, dem Kaiſer den Vorſchlag, eine ziemliche Anzahl Familien und zwey hundert und funfzig Soldaten, auf eigene Koſten dahin zu führen; an dem Hafen St. Franciſcus, von dem wir bereits geredet haben, und der an der Mündung des Fluſſes dieſes Namens, zwiſchen der Inſel Cananea und St. Catharina liegt, ingleichen an dem Einfluß des Rio de la Plata ein Etabliſſement aufzurichten; Weitzen, Rocken, Gerſte, und anderes Gedraide dahin zu führen, um das Land zu beſäen; ferner zehn Geiſtliche aus dem Franciſcaner Orden mitzunehmen und auf der Reiſe frey zu halten; Materialien zur Erbauung von zehn Brigantinen mit einzuſchiffen; endlich den Spaniern allerley Kaufmannswaaren auf Credit zu geben, um eine Handlung mit den Landeseingebohrnen aufzurichten. Sein Anerbieten wurde angenommen, doch unter der Bedingung, daß er noch über dieſes tauſend Centner Eiſen, hundert Centner Stahl, die bey einer neuen Colonie nöthigen Handwerksleute, Lebensmittel bis zur erſten Erndte, und ſechs vollſtändige Capellen mitnehmen ſollte. Sanabria willigte in alles; worauf ihm der Kayſer alle Titel und alle diejenige Gewalt ertheilte, welche Dom Pedro de Mendoza gehabt hatte.

Er ernannte ihn zum Adelantade, Gouverneur, Generalcapitain und Alguazil Major von der Provinz Rio de la Plata, und wieß ihm alle, mit dieſen Würden

den verbundene Einkünfte an. Über dieſes beſtellte er ihn zum Generallieutenamt aller derienigen Oerter, die er bauen würde, und ertheilte ihm die nöhige Vollmacht, ſo wie er es ſelbſt für gut anſehen würde, das Land ferner zu entdecken und zu bevölkern. Endlich befahl er ihm, nicht mehr als einen Regidor an dem Orte zu dulten, wo er ſeinen Auffenthalt nehmen würde. Nachdem der neue Adelantade ſeine Beſtallung bekommen hatte, begab er ſich nach Sevilla, um daſelbſt alles zur Abreiſe in den Stand zu ſetzen. Daſelbſt empfieng er neue Befehle von dem Kayſer, die vornemlich darinnen beſtunden, daß er den Portugieſen in Braſillien nicht erlauben ſollte, mit den Einwohnern von Paraguay zu handeln; daß er von den Religoſen nichts für ihre Überfahrt fordern, und aus der königlichen Caſſa dreyhundert Ducaten nehmen ſollte, um ihnen alles nöthige zu dem Gottesdienſte anzuſchaffen. Allein da er eben am eifrigſten beſchäftiget war, ſich zur Reiſe anzuſchicken, ſtarb er zum gröſten Leidweſen aller derer, die ihn kanuten, und denen die paraguayſchen Angelegenheiten am meiſten am Herzen lagen. Und in der That war auch der Tod dieſes Mannes ein ſehr groſſer Verluſt für dieſe Colonie, welche mehr als iemals einen Gouverneur, wie er war, nöthig hatte.

Sein Sohn tritt an ſeine Stelle, und kommt in einem Schifbruche um.

Der Kayſer ließ den Sohn dieſes Edelmannes anbieten, ob er an die Stelle ſeines Vaters treten, und das Angefangene hinaus führen wollte. Dieſer nahm es auch mit Dank an; allein verſchiedene Hinderniße, die ihm in den Weg kamen, machten, daß er nicht ſo bald abreiſen konnte, als es zu wünſchen geweſen wäre. Endlich ſchiffte er ſich ein. Alles aber was wir von dem Erfolg ſeiner Reiſe wiſſen, beſtehet darinnen, daß er, nachdem er mit ſeinen beyden Schiffen in der Bucht des Rio de la Plata angekommen,

daſelbſt Schifbruch gelitten habe, und mit ſeiner ganzen Equipage, bis auf einige Matroſen, die dieſe betrübte Nachricht, zur gröſten Beſtürzung der Einwohner nach Aſſumption brachten; untergegangen ſey. Der Pater del Techo meldet, daß der Kaiſer, den Irala nach den Tode des Sanabria des Vaters, eine neue Beſtallung überſchickt habe: welches auch gar wohl geſchehen ſeyn kann, da der Kaiſer geſehen, daß es dem jungen Sanabria nicht möglich ſey, ſo bald noch abreiſen zu können. Herrera hingegen, der ſonſt alles, was ſich damals in Anſehung der Provinz Paraguay zutrug, auf das genaueſte aufgezeichnet hat, gedenket nichts davon. Zudem hatte Irala auch keine neue Beſtallung nöthig, ſo lange man ihm keinen Nachfolger an die Seite ſetzte; man müſte denn ſagen, daß diejenige die er bereits hatte, nur auf eine gewiſſe Zeit eingeſchränkt geweſen ſey, die damals eben zu Ende gegangen war.

Erhebung der Kirche zu Aſſumption zu einem biſchöflichen Sitz.

Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo erfuhr man faſt zu gleicher Zeit zu Aſſumption die Nachricht, daß nächſtens ein Biſchof daſelbſt anlangen würde. Der Kaiſer war ſchon ſeit langer Zeit darauf bedacht, der Provinz de la Plata dieſen Vortheil zu ſchaffen, welches derſelben weit nöthiger war, als etwann viele Perſonen in den Colonien glauben mochten. Dieſe Sache wurde endlich den erſten Julius 1547. in einem Conſiſtorio, welches Pabſt Paulus der dritte zu Rom hielte, glücklich zu Stande gebracht. Die Stadt Aſſumption wurde zu einem biſchöflichen Sitze unter dem Titul oppidum ſeu pagus de Rio de la Plata erhoben. Das Inſtrument dieſer Erhebung, und die Beſtallung des Biſchofs wurden an einem Tage unterzeichnet, und der erſte Biſchof war der Pater Johann de Barros oder Barrios aus dem Orden des heiligen Franciſcus. Ich kann nicht ſagen, was ihn gehindert habe, die Regierung ſeiner Kirche ſelbſt zu übernehmen. So viel iſt

iſt gewiß, daß er nie einen Fuß dahin geſetzet, und daß der Pater Pedro de la Torre, aus eben dieſem Orden, in einem den ſieben und zwanzigſten Auguſt 1554. gehaltenen Conſiſtorio, an die Stelle des vorigen, der das Bisthum von St. Maria in dem neuen Reiche Granada überkam, zum Biſchof zu Aſſumption erwehlet worden ſey. Dieſer reiſete auch das Jahr darauf nach Paraguay ab, und vermuthlich war er es ſelbſt, der die erſte Nachricht von ſeiner Erhebung dahin brachte.

Ankunft des erſten Biſchofs.

Er hielt am Palmſonntage 1555. ſeinen Einzug in der Hauptſtadt, unter einem groſſen Freudengeſchrey der ganzen Stadt, die das Vertrauen zu ihm hatte, daß er der Noth, welche die meiſten Einwohner druckte, abhelfen würde. So bald man die erſte Nachricht von ſeiner Ankunft bekam, giengen ihm die Weltgeiſtlichen, deren aber nicht viele waren, die Religioſen des heil. Franciſcus, und zween Patres der barmherzigen Brüder entgegen, und trafen ihm mit einem ſchönen Gefolge von Prieſtern und Hausbedienten an; indem der Kaiſer befohlen hatte, daß er mit einem, ſeiner Würde anſtändigen Gefolge, in ſeiner Dioces den Einzug halten ſollte. Der Gouverneur, der eben nicht gegenwärtig war, als die erſte Nachricht von ſeiner Ankunft einlief, eilte endlich auch herbey, ihn zu bewillkommen, und bat ihn auf den Knien um ſeinen Seegen.

Verordnung des Kaiſers in Anſehung der bezwungenen Indianer.

Dieſer Prälat war mit drey Schiffen aus Spanien abgereiſet, die der Kaiſer mit Mannſchaft, Waffen und Munition hatte verſehen laſſen. Das Commando darüber war dem Martin de Urua anvertrauet, welcher dem Irala neue Beſtallungen mitbrachte, die ihn in ſeinem Gouvernement beſtättigten, ingleichen einige Pappiere von dem Kaiſer, welche verſchiedene Verordnungen enthielten, wovon die vornehmſten die

Commanden angiengen. Dieſes war ein Mittel, welches man zur Belohnung ſolcher Perſonen ausgedacht hatte, welche etwas zur Gründung der Colonie beygetragen haben, und die man, wie ich ſchon geſaget habe, die Eroberer von Paraguay zu nennen pflegte. Wir werden bald eine nähere Beſchreibung von dieſen Commanden geben. Gegenwärtig bemerken wir nur, daß ſie aus einer gewiſſen Anzahl bezwungener Indianer beſtunden, welche denenienigen allerley Frohndienſte zu leiſten verbunden waren, denen man ſie übergab. Weil man aber derſelben noch nicht ſo viele hatte, daß man allen denen, die an dieſer Belohnung ein Recht zu haben glaubten, einige geben konnte; ſo entſchloß ſich der Gouverneur, mit Beyſtimmung des Biſchofs und aller derienigen, die eine Stimme in dem Rathe hatten, neue Wohnplätze von den Eingebohrnen des Landes aufzurichten, über die man ein Recht zu befehlen zu haben glaubte.

1557. Die Stadt Guayra wird verlegt.

Das folgende Jahr 1557. ſchickte der Gouverneur den Capitain Rui Diaz Melgareio in die Provinz Guayra, welchen Namen ienes ganze Land führet, welches der Parana über dem großen Fall, und die Flüße, die ſich in denſelben ergießen, durchſtrömen. Nachdem Melgarejo einen guten Theil dieſes Landes in Augenſchein genommen hatte, fand er, daß die Lage der Stadt Guayra nicht gar bequem ſey. Er zog deswegen alle Einwohner aus derſelben, und nachdem er ſie auf die andere Seite des Parana geführet hatte, legte er daſelbſt drey Meilen höher, nahe an dem Orte, wo ſich der kleine Fluß Piquiry in dieſen Fluß ergießet, eine neue Stadt an, die er Ciudad Real nennete. Ohngeachtet die Luſt daſelbſt eben nicht gar geſund iſt, ſo hatte doch die Lage andere ſehr große Vortheile; beſonders fehlte es nie an Wildpret und Fiſchen. Man übergab den Einwohnern daſelbſt vierzig tauſend Indianer, und

dieſe

dieſe wurden ohne Mühe zur Feldarbeit angewöhnt. Dadurch bekamen ſie in kurzer Zeit viel Getraide, Hülſenfrüchte und Baumwolle. Ich finde ſogar in einigen Nachrichten, daß ſie auch Weinſtöcke und Zuckerröhre gepflanzet, die in dieſer Gegend ſehr wohl anſchlugen.

Nuflo de Chaves reiſet gen Peru zu.

Der Gouverneur hatte zu eben der Zeit, da er den Melgareio in die Provinz Guayra abſchickte, den Nuflo de Chaves mit zweyhundert und fünf und zwanzig Soldaten, und dreytauſend fünf hundert Indianern abgeordnet, ein gleiches Etabliſſement bey den Xarayez aufzurichten. Chaves, der ſeine heimlichen Abſichten hatte, fand in dieſem Lande keine bequeme Lage zur Erbauung einer Stadt. Er wendete ſich deswegen gegen Abend, maſſen man ihm geſagt hatte, daß er einige Guaranis nahe an der Gränze von Peru antreffen würde, woferne er ſeine Reiſe auf dem Weg fortſetzte, den man ihm zeigte. Die erſte Nation, auf welche er ſtieß, waren die Chiquites, die ihm den Durchzug nicht erlauben wollten, und mit denen er ſich folglich zu ſchlagen genöthiget ſah. Doch ließ er es, ehe er dieſes that, auf das äußerſte kommen. Denn da er nicht in dieſer Abſicht ausgezogen war, um Krieg zu führen, überdieſes auch ſeine bey ſich habenden Leute ſchonen mußte, ergrif er Anfangs ein Auskunftsmittel, und ſuchte ihnen auszuweichen. Allein, da er von dieſen tapfern Indianern, welche den Eroberern von Peru ehehin ſchon vieles zu ſchaffen gemacht hatten, nichts mehr zu befürchten zu haben glaubte, erblickte er ſie auf einmal gerade gegen ihm über, an einem Orte, wo ſie ſich mit Palliſaden ſtark verſchanzet, und mit Pfeilen, Wurfſpießen und Picken wohl verſehen hatten. Sie hatten ſogar die Vorſicht gebraucht, ihre Verſchanzung mit Laufgräben zu umgeben, und um und um ſpitzige Pfähle von einem ſehr harten Holze in die Erde zu ſchlagen.

Uberwindet die Chiquites. Hieraus konnte er leicht abſehen, daß ſie entſchloßen ſeyn müßten, ſeine weitere Reiſe zu verhindern; daher grif er ſie ohne viele Umſtände an. Sie vertheidigten ſich ſehr wohl, ohngeachtet ſie nicht mit gleichen Waffen fochten. Endlich wurden ſie genöthiget zu weichen, und die Flucht zu ergreifen. Allein er wußte noch nicht, wie theuer ihm dieſer Sieg zu ſtehen kam. Alle diejenigen, die unter ſeinen Soldaten, und ſelbſt unter den Indianern verwundet worden waren, ſtarben, wenn auch gleich ihre Wunde gar nicht viel zu bedeuten hatte, in wenig Tagen, und man merkte erſt nachher, daß die Pfeile der Chiquites vergiftet geweſen waren. Hierauf verlangten die Spanier wieder zu den Xarayez zurücke zu kehren, indem ſie ſich entſchloßen, ihrer erſten Beſtimmung gemäß, ſich unter dieſen Indianern anzubauen. Die Gelegenheit wäre ſchön geweſen, ſich des Königshafens zu verſichern; Chaves aber war einmal feſt entſchloſſen, nicht wieder nach Paraguay zurücke zu kehren.

1557.-1558, Tod des Irala. Mittlerweile da dieſes vorgieng, bekam er Nachricht von dem Tode des Irala. Es war derſelbe in ein indianiſches Dorf gegangen, um daſelbſt Holz fällen zu laſſen, das er zu Erbauung einer Capelle in der Hauptkirche zu Aſſumption beſtimmt hatte. Daſelbſt wurde er von einem auszehrenden Fieber überfallen, welches ihn nach Aſſumption zurücke zu kehren nöthigte, wo es ihn in kurzer Zeit aufrieb. Unterdeſſen hatte er doch Zeit genug, ſich auf ſeine Erſcheinung vor dem Richterſtuhle Gottes vorzubereiten. Er wendete ſie auch ſehr wohl an. Der Biſchof verließ ihn in dieſen koſtbaren Stunden nicht. Endlich ſtarb er mit ſolchen Geſinnungen, die höchſt erbaulich waren. Sobald er das Ende ſeines Lebens herbey kommen ſah, ernannte er den Dom Gonzale de Mendoza, ſeinen Eidam, zum Generallieutenant und Commendanten der Provinz, bis der Kaiſer einen Gouverneur

neue dahin würde abgeſchickt haben. Dieſe Wahl wurde von iedermann gebilliget. Mendoza hielte es auch für ſeine Pflicht, in Anſehung der Anlegung neuer Wohnplätze, ſich nach den genommenen Maasregeln ſeines Schwiegervaters zu richten; und da ihm beſonders dasienige Etabliſſement ſehr am Herzen lag, welches Chaves unter den Xarayez aufzurichten beordert war; ſchickte er ausdrücklich iemand mit den Befehl an dieſen Capitain ab, daß er dasienige, was ihm der Gouverneur anbefohlen hatte, pünktlich ausrichten ſollte.

Verſchiedene Begebenheiten des Chaves.

Dieſer Abgeordnete traf ihn an eben dem Orte an, wo er die Chiquites aus ihrer Verſchanzung getrieben hatte. Allein Chaves war bereits zu weit fortgerückt, als daß er wieder an eine Rückkehr hätte denken können. Zu dem war er auch feſt entſchloßen, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er ließ es ſogar darauf ankommen, daß ihn der größte Theil ſeiner Leute verließ; und in der That erklärten ſich auch hundert und vierzig Mann, daß ſie nicht länger bey ihm bleiben könnten, woferne er ſich nicht entſchließen wollte, zu den Xarayez umzukehren. Er gab ihnen zur Antwort, daß er keinen Menſchen aufzuhalten gedenke. Sie erwehleten ſofort den Capitain Gonzalez Caſco zu ihrem Commendanten, und traten den Rückweg zu den Xarayez an. Nach dem Berichte des Herrera blieben nicht mehr als funfzig, oder, wie andere wollen, ſechzig Mann bey dem Chaves. Mit dieſem kleinen Haufen marſchirte er bis auf die Ebene der Tamaguaſis, wo er den Capitain Andreas Manſo antraf, der auf Befehl des Marquis de Caniette, Vicekönigs von Peru, mit genugſamer Mannſchaft dahin gekommen war, um daſelbſt ein Etabliſſement aufzurichten.

Anlegung der Stadt Santa Cruz de la Sierra.

Ohngeachtet dieſe beyden Officiers ein ſehr weitläuftiges Land vor ſich hatten, um ihrem Ehrgeitze ein

Genügen zu leiſten, ſo konnten ſie ſich doch nicht mit einander vereinigen. Man mußte es alſo auf den Ausſpruch der königlichen Audienz *) de la Plata ankommen laſſen. Der Präſident dieſes hohen Gerichts, Dom Pedro Ramirez de Quinjones verfügte ſich ſelbſt in dieſe Gegend, und wieß einem jeden ſeinen Diſtrict an. Chaves ließ hierauf ſeine Leute unter dem Commando des Fernand de Salazar ſeines Lieutenants zurücke, und ſuchte ohne Zeitverluſt dem Vicekönig zu Lima aufzuwarten, und ſagte dieſem Herrn, daß das Land, welches man ihm eben angewieſen hätte, ſehr reich ſey, und daß man daſelbſt die beſten Etabliſſements aufrichten könnte. Der Marquis de Canjette, dem er bisher nur dem Namen nach bekannt war, und der weiter nichts von ihm wußte, als daß er eine von ſeinen Anverwandten, nämlich die Tochter des zu Aſſumption enthaupteten Mendoza geheurathet hätte, ließ ſich dieſen Vorſchlag ſehr wohl gefallen, und ernannte auf der Stelle den Dom Garzie de Mendoza, ſeinen Sohn, zum Gouverneur dieſes ganzen Landes, den Chaves aber beſtellte er zum königlichen Lieutenant darüber, und befahl ihm, ſich unverweilt dahin zu begeben. Er befolgte dieſen Befehl, und machte damit einen Anfang von dem Gebrauch ſeiner neuen Würde, daß er in dieſer neuen Provinz, an dem Fuße eines Berges, und an dem Ufer eines ſehr angenehmen Flußes, eine Stadt unter dem Namen Santa Cruz de la Sierra anlegte. In kurzer Zeit waren ſechzigtauſend Indianer, ohne Streit unter das Joch gebracht; da aber die meiſten derſelben von der Nation der Moxes waren, die erſt ohngefähr hundert und funfzig Jahre hernach das Chriſten-

*) Die königlichen Audienzen ſind hohe Gerichtshöfe, welche niemand über ſich haben, als die Vicekönige. Alles was unter dem Namen von Paraguay begriffen iſt, gehöret unter den Gerichtszwang der Audienz der Stadt de la Plata.

ſtenthum annahmen; ſo war ihr Gehorſam während dieſer langen Zeit, meiſt nur verſtellt; ſie ließen ſich auch das Joch nur alsdann gefallen, wenn ſie ſolches nicht von ſich wegbringen konnten. Man iſt nach der Zeit mit der Stadt Santa Cruz funfzig Meilen weiter gegen Norden zurück geruckt; und nach aller Wahrſcheinlichkeit, kamen die Moxes damals völlig wieder zu ihrer vorigen Freyheit.

Tod des Mendoza. Vergara wird zum Gouverneur ernennet.

Unterdeſſen hielten ſich die Spanier, die ſich von dem Chaves getrennet hatten, und alle die Indianer, die mit ihm zogen, nicht länger bey den Xarayez auf, als bis ſie ihre Fahrzeuge, ſo ſie daſelbſt gelaßen hatten, wieder ausgebeſſert, und in den Stand geſetzt hatten, daß ſie auf denſelben nach Aſſumption zurückreiſen konnten. Sie erfuhren bey ihrer Ankunft daſelbſt, den Tod des Generallieutenants, und daß Dom Juan Ortiz de Vergara, nachdem er einmüthig zu ſeinem Nachfolger erwählet worden, von dem Biſchof, in Gegenwart des Volkes im Namen Sr. Maieſtät zum Gouverneur, Generalcapitain und Chef der Juſtiz der Provinz Rio de la Plata, zum allgemeinen Vergnügen der ganzen Stadt, ernennet worden ſey.

Aufruhr der Guaranis.

Das folgende Jahr empörten ſich die Guaranis; bey welcher Gelegenheit aber, und warum ſolches geſchehen ſey, wird nicht gemeldet. Vielleicht hatten ſie keine andere Urſache dazu, als die Hofnung, ſich ein Joch von dem Halſe ſchaffen zu können, das ihnen von Tag zu Tage unerträglicher wurde. Ich will den Grund dieſer Vermuthung ſogleich anzeigen. Verſchiedene derſelben hatten den Nuflo de Chaves auf ſeiner Expedition, von welcher wir oben geredet haben, begleitet, und da ſie die Würkung der vergifteten Pfeile der Chiquites kennen gelernet, ſo nahmen ſie eine ziemliche Menge derſelben mit ſich. Mit die-

dieſen Waffen nun, dachten ſie vielleicht im Stande zu ſeyn, einen Theil der Spanier auszurotten, die übrigen aber zu nöthigen, das Land ſelbſt zu verlaſſen. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo wurde doch die Sache von Zeit zu Zeit viel ernſtlicher, als man anfänglich geglaubet hatte, und der Gouverneur mußte alle ſeine Macht anwenden, dieſe Rebellen zu bändigen. Bey den erſtern Angriffen, war das Glück auf ihrer Seite; und woferne ihre Pfeile nicht ſchon einen guten Theil von dem Gifte verlahren gehabt hätten, ſo würden die Spanier in der Gefahr geſtanden ſeyn, den Kürzern zu ziehen. Man mußte ſogar mit denen, die am erſten zum Frieden geneigt zu ſeyn ſchienen, gelinde verfahren, aus Furcht, es mögte ſich dieſe ganze zahlreiche Nation vereinigen, und in der Verzweiflung mehr ausrichten, als ihre vergifteten Pfeile. Die Gelindigkeit, die man gegen ſie bezeugte, brachte ſie endlich wieder auf den Weg, ihre Schuldigkeit zu thun. Unterdeſſen ließ man ſich doch in der Folge durch dieſes Beyſpiel nicht witzigen. Man dachte wenig daran, Leute, die man nicht entbehren konnte, und deren Neigung, wie aus der Folge erhellen wird, nicht leicht zu gewinnen war, mehr zu ſchonen, als man bisher gethan hatte. Wir werden indeſſen bald Gelegenheit haben, eine ähnliche Betrachtung anzuſtellen.

1560. Ein anderer Aufruhr in der Provinz Guayra.

Kaum war der Gouverneur, der in eigener Perſon wider die um Aſſumption herum wohnenden Guaranis zu Felde gezogen war, in dieſe Stadt zurück gekommen, ſo langte ein Indianer daſelbſt an, den Melgarejo abgeſchickt hatte, um ihn um ſchleunige Hülfe, wider die, um Ciudad Real herum wohnenden Guaranis zu bitten, welche die Waffen wider ihn ergriffen hatten. Der Indianer ſetzte noch hinzu, daß er mitten durch die Feinde gezogen ſey, die ihn ganz gewiß würden gefangen genommen, und wohl gar getödet haben,

wo

wo er nicht die Vorſicht gebraucht hätte, gegen alle dieienigen, die ihm begegneten, ſehr viel Böſes von den Spaniern zu reden. Da der Gouverneur ſahe, daß er ganz nackend war, und nichts, als ſeinen Bogen und Pfeile bey ſich hatte, fragte er ihn, womit er die Wahrheit ſeines Auftrags beweiſen wollte. Der Indianer antwortete kein Wort hierauf, ſondern gab ihm nur ſeinen Bogen in die Hand, mit der Bitte, ihn genau anzuſehen. Der Gouverneur nahm ihn; er drehete ihn hin und her; er gab ihn auch denen, die bey ihm waren. Niemand aber konnte etwas entdecken. Hierauf nahm ihn der Indianer wieder, und zeigte ihnen in der Mitte der Krümmung des Bogens einen faſt unmerklichen und wohl verſtopften Spalt, aus dem er ein Billet von der Hand des Melgarejo heraus zog, welches ſein Creditiv war.

Riquelmi kommt Ciudad Real zu Hülfe.

Man hatte alſo weiter nichts zu thun, als auf ein Mittel zu denken, wie dieſer neue Aufruhr zu ſtillen wäre. Der Gouverneur trug dieſes Geſchäfte dem Dom Alfonſo de Riquelmi auf, der ſich bey dem vorigen Aufruhr der Guaranis bereits ſehr wohl gehalten hatte. Dieſer hatte zwar anfänglich einige Bedenklichkeit darein zu willigen, weil er ſich mit dem Melgarejo überworfen hatte; endlich reiſete er doch mit ſiebenzig Spaniern ab, und fand bey ſeiner Ankunft, daß der Aufruhr in ganz Guayra ſchon faſt überall ausgebrochen, und Ciudad Real in großer Noth war. Er mußte, um dahin zu kommen, die Wagenburg, welche die Feinde um dieſelbe geſchlagen hatten, forciren. Der Gouverneur ſahe ihn zwar mit keinem guten Auge an, welches deutlich aus der Art, wie er ihn empfieng, erhellete: Unterdeſſen bat er ihn doch einen Ausfall zu thun, und entſchuldigte ſich, daß er nicht im Stande ſey, dieſes Geſchäft ſelbſt vorzunehmen, indem ihn ein auf die Augen gefallener Fluß, ſeines Geſichts faſt gänzlich beraubet hätte.

Niederlage der Rebellen. Riquelmi willigte darein, und forcirte an der Spitze von hundert Spaniern und eines Haufens Indianer, auf die man ſich aber nicht ganz ſicher verlaßen konnte, die Wagenburg; verfolgte die Rebellen bis auf ihre erſten Dörfer, und bemächtigte ſich einiger von ihren Häuptern, die er auf der Stelle aufhängen ließ. Indem er aber ſeinen Marſch immer weiter fortſetzte, kamen endlich die Caciken, und baten, in einer ſehr demüthigen Stellung, um den Frieden. Dieſen aber bewilligte er ihnen nicht eher, als bis ſie ihm, wegen ihrer künftigen Treue, genugſame Verſicherungen gegeben hatten. Er ſchifte ſich endlich auf den Parana ein, und da er vernommen hatte, daß in ienen Gegenden noch eine groſſe Anzahl Indianer anzutreffen ſey, welche ſich verſchworen hätten, Ciudad Real abzubrennen, und alle Spanier niederzumachen, ſuchte er dieſelben ebenfalls auf.

Nachdem er durch einen ſehr dicken Wald gekommen war, traf er eine ziemliche Menge von Wilden an, die ſich ſehr vortheilhaft poſtirt hatten. Er grif ſie an, und verfolgte ſie ſo lebhaft, daß ſie ſich genöthiget ſahen, in der gröſten Unordnung die Flucht zu ergreifen. Allein da ſich eine Menge Indianer mit ihnen vereinigten, ſtellten ſie ſich abermahls zur Gegenwehr, und auf einmal, wurde Riquelmi in einem ſehr langen und engen Thal von allen Seiten her angefallen. Er ſah die Größe der Gefahr wohl ein; allein er ließ eine ſolche Unerſchrockenheit blicken, die ſeine Feinde in die größte Verlegenheit ſetzte. Sie ließen ihm die Ebene gewinnen, wo ſehr viele Indianer ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Er befahl Feuer unter ſie zu geben, tödete eine Menge derſelben, und bekam ſehr viele Gefangene; beſonders einige Häupter, welche ihm, um ihr Leben zu retten, ſagten, daß ſie von den mächtigſten Caciken ihrer Nation, ingleichen von denen, von welchen die Spanier ihre Commanden aufgerichtet hatten,

ten, und deren Joch ſie ein für allemal von ſich abſchütteln wollten, ſeyen genöthiget worden, die Waffen zu ergreifen. Er brachte hierauf den ganzen Winter in dieſer Provinz zu, um in ſelbiger die Ordnung und Ruhe wieder herzuſtellen. Endlich kehrte er wieder nach Aſſumption zurück, wo ihn die ganze Stadt, gleichſam im Triumph, aufnahm.

Unvermutheter Zufall, und was daraus erfolgte.

Der Gouverneur, welcher ſeine Beſtallung vermuthlich noch nicht bekommen hatte, und der deßwegen den Melgarejo nach Spanien abſchicken wollte, theils um ſich ſelbige auszubitten, theils aber auch, um dem Kaiſer den Zuſtand der Provinz zu hinterbringen, glaubte Ciudad Real und die Provinz Guayra keiner geſchicktern Perſon anvertrauen zu können, als demjenigen, der vor kurzen die eine befreyet, und in der andern die Ruhe wieder hergeſtellet hatte. Er ließ daher den Melgarejo zu ſich kommen, zu deſſen Reiſe ſchon ein Schiff in Bereitſchaft ſtund. Man hatte in Paraguay noch kein ſo groſſes und wohlgebautes Fahrzeug geſehen, als dieſes war. Man war auch ſchon im Begrif, die Equipage an Bord zu bringen, als daſſelbe mitten in der Nacht im Feuer ſtunde. Jedermann eilte zwar hinzu, um das Feuer zu löſchen: Es war aber zu ſpäte, und das Fahrzeug verbrannte zu Aſchen. Man konnte auch niemals erfahren, wer der Urheber von dieſem Brande geweſen; doch vermuthete man, daß ſolcher von iemand, der dem Gouverneur nicht gut war, und ſeinen Poſten ſelbſt gerne gehabt hätte, veranſtaltet worden ſey.

1560.-1565. Man giebt dem Gouverneur einen böſen Rath.

Hierauf riethen ihm einige Perſonen, er ſollte ſich ſelbſt zu dem Vicekönig von Peru verfügen, und ſich von ihm die Beſtätigung ſeines Gouvernements geben laſſen. Ohngeachtet man ihm aber keinen Rath hätte geben können, der ſo wohl ihm ſelbſt

als der Provinz ſchädlicher geweſen wäre, ſo ließe er ſich ſelbigen doch gefallen, und machte bereits alle Anſtalten, ihn zu vollziehen. Doch wollte er nicht eher abreiſen, bis er einen neuen Aufruhr der Indianer geſtillet, welches aber nicht ohne ein groſſes Blutbad auf beyden Seiten ablief. Sodann ließ er alles zu ſeiner Reiſe in Bereitſchaft ſetzen, ohne etwas zu ſparen. Der Controleur Philipp de Carceres, der Factor Pedro de Orantes, die Hauptleute Pedro de Segura und Chriſtoph de Saavedra, der Generalprocurator Rui Gomez Maldonado und verſchiedene andere Edelleute, wollten ihn begleiten. Darüber aber wunderte man ſich am allermeiſten, daß auch der Biſchof dabey ſeyn wollte, und ſich von vierzehn Prieſtern begleiten ließ.

Er reiſet mit dem Biſchof, und andern Perſonen nach Peru.

Der Gouverneur übergab während ſeiner Abweſenheit dem Juan de Ortega das Commando zu Aſſumption, und nahm dreytauſend Spanier und drey tauſend Indianer zu ſeiner Begleitung mit. Bey dieſer Gelegenheit reiſete auch Nuflo de Chaves mit zurücke, welcher ſeine Gemahlin und Kinder abgeholet hatte, und als man bey den Jtatines ankam, ſuchte dieſer drey tauſend von dieſen Indianern, durch groſſe Verſprechungen zu überreden, ihm zu folgen. Nachdem er dieſe Verſtärkung erhalten hatte, ſo that er dem Gouverneur, ſo bald man das Gebiete von Santa Cruz betreten hatte, die Erklärung, daß daſelbſt niemand anders, als er alleine zu befehlen habe. Weil man nun nicht mehr wuſte, wer zu befehlen hatte, hörte alle Zucht und Ordnung auf, zudem riß ein Mangel an Lebensmitteln ein, es nahm auch die Beſchwerlichkeit, die man auf der Reiſe ausgeſtanden hatte, ſehr viele Leute weg. Beſonders war das Sterben unter den Jtatines ſehr gros, wodurch diejenigen, die noch geſund waren, bewogen wurden, Halte zu machen, und an einem Orte, wo ihnen das Land fruchtbar zu ſeyn ſchiene, ein Dorf zu bauen.

Verwegenes Unternehmen der Chaves.

Man war nicht mehr als noch dreyßig Meilen von Santa Cruz entfernet, und gab ſich Mühe gar dahin zu kommen. Allein man traf eben die Noth an Lebensmitteln daſelbſt an, die man ſchon auf dem Wege ausgeſtanden hatte. Es giengen auch ſehr viele von den Indianern, die den Gouverneur von Rio de la Plata begleitet hatten, darauf. Zu gleicher Zeit empörten ſich die Eingebohrnen des Landes, und dieſes Übel erſtreckte ſich bis ienſeits des Guapay. Chaves zog wider dieſe Rebellen mit funfzig Spaniern zu Felde, und gab bey ſeiner Abreiſe dem Fernand de Salazar, ſeinem Lieutenant Befehl, den Gouverneur von Rio de la Plata, und alle dieienigen, die ihn begleiteten, zu nöthigen, ihre Reiſe nach Peru bis zu ſeiner Zurückkunft aufzuſchieben. Da ſich aber Vergara durch einen abgeſchickten Courier bey der königlichen Audienz über dieſe Gewaltthätigkeit beklagen ließ, ſo wurde dem Salazar befohlen, ihn ſeine Reiſe fortſezen zu laſſen. Er kam endlich in dieſer Hauptſtadt von Charcas an, nachdem er ſehr vieles ſowohl von den Indianern, die Feinde der Spanier waren, als von dem Hunger ausgeſtanden hatte. Allein dasienige, was daſelbſt auf ihn wartete, war noch trauriger.

Der Gouverneur von Paraguay wird abgeſetzt.

Er erfuhr daſelbſt, daß man ihn bey der königlichen Audienz über mehr als hundert und zehen Punkte verklagt hatte, darunter einige ſehr wichtig waren, und daß man es ihm als ein ſehr groſſes Verbrechen anrechnete, daß er mit ſo groſſen Koſten ſeiner Provinz, ſo viele Spanier und Indianer mit ſich genommen hätte, von denen während ſeiner Reiſe eine beträchtliche Anzahl umgekommen wäre. Dieſer oberſte Gerichtshof wollte unterdeſſen doch nicht ſelbſt, über dieſe Klagen einen Spruch wider ihn ergehen laſſen, ſondern er wurde an den Dom Lope Garcia de Caſtro, Gouverneur und Generalcapitain von Peru, und Preſidenten der königlichen

Audienz zu Lima, wo er ſeinen Sitz hatte, verwieſen. Er begab ſich daher in dieſe Hauptſtadt, und als er daſelbſt angekommen war, wurde er ſeiner Würde entſetzet, ſein Gouvernement aber dem Dom Juan Ortiz de Zarate, einem wohlverdienten Officier anvertrauet, doch unter der Bedingung, daß er die Beſtätigung bey dem Könige Philipp II. ſuchen ſollte. Vergara bekam zu gleicher Zeit Befehl vor dem königlichen Rathe von Indien zu erſcheinen, und ſich auf die wider ihn vorgebrachten Klagen zu verantworten.

1560. Der neue Gouverneur reißt nach Spanien.

Das folgende Jahr reißte der neue Gouverneur von Rio de la Plata, von Peru aus nach Spanien, nachdem er ſeinem Generallieutenant Philipp de Carceres in ſeiner Abweſenheit das Commando aufgetragen, und ihm und ſeinem Gefolge, alles benöthigte zu ihrer Reiſe nach Aſſumption hatte einhändigen laſſen. Zarate wurde von Philipp II. ſehr wohl aufgenommen, der ihm die Vollmacht ſowohl, als die beſte Inſtruction gab, die Colonie in Aufnahme zu bringen, den Eingebohrnen des Landes Erleichterung zu ſchaffen, und die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in dieſem großen Lande zu befördern. Ich finde auch in einigen Nachrichten, daß er ihn mit der Würde eines Adelantade beehret hat.

Nach aller Wahrſcheinlichkeit ließen es der Biſchof, der Generallieutenant, und die ſo von den Spaniern und Indianern noch übrig waren, nicht lange mehr anſtehen, ihre Rückreiſe nach Paraguay anzutreten. Sie nahmen ihren Weg über Santa Cruz de la Sierra, wo ſie den Chaves antrafen, der ſie ſehr wohl aufnahm. Er wollte ſie ſo gar eine Strecke mit einer ziemlichen Eſcorte begleiten. Er hatte aber ſeine geheimen Abſichten bey dieſem höflichen Anerbieten; denn er verführte ihnen auf dem Wege ſehr viele von ihren Soldaten

und

und beſonders einen geſchickten Minirer, Namens Munjos. Als man an dem Orte ankam, wo die Itatines zurück geblieben waren, merkte man, daß dieſe Indianer die Spanier gar nicht gerne ſahen, indem ſie von ihnen eine üble Begegnung befürchteten, weil ſie ſelbige wider ihren Willen verlaſſen hatten. Dieſes veranlaßte den Chaves, ſich ein wenig zu entfernen, entweder um ihnen ihr Mistrauen zu benehmen, oder ihre Abſichten deſto beßer zu entdecken.

Trauriges Ende des Chaves.

Nachdem er zu einem indianiſchen Dorfe gekommen war, woſelbſt ſich, wie man ihm ſagte, einige Caciken verſammlet hatten, gieng er blos mit zwölf Soldaten begleitet in daſſelbe hinein, und ſtieg auf dem öfentlichen Platze vom Pferde ab. Hierauf liefen verſchiedene Indianer herbey, unter dem Schein ihm zu bewillkommen. Sie führten ihn auch in eine nahe liegende Cabanne, und baten ihn, daſelbſt auszuruhen. Da er ſehr müde war, warf er ſich in eine Hamacke, und legte ſeinen Helm ab, um ſich deſto beſſer abzukühlen, und bequemer ſchlafen zu können; allein einem Augenblick darnach, brachte ihm ein Cacik von hinten zu, einen Schlag mit einen Macana bey, der ihn auf der Stelle des Lebens beraubte. Zu gleicher Zeit wurden auch ſeine zwölf Soldaten nieder gemacht, bis auf den Trompeter, Namens Alexander, welcher ſeiner empfangenen Wunden ohngeachtet, ſich doch noch auf ſein Pferd ſchwang, und dem Dom Diego de Mendoza dieſen traurigen Zufall hinterbrachte, der vermuthlich, da er mit den übrigen Soldaten nachkam, ohne dieſe Nachricht, ein gleiches Schickſal würde gehabt haben.

1568 Die Spanier werden von den Itaines angegriffen.

Chaves hatte mit dem Generallieutenant, ehe er ihn noch verließ, die Abrede genommen, ſeiner an einem beſtimmten Orte zu erwarten. Als Caceres an demſelben anlangte, und ihn daſelbſt nicht antraf, ſo

war er ſehr darüber verlegen, bis ihm die Indianer, das traurige Ende des Chaves hinterbrachten. Er ſetzte demnach ſeine Reiſe fort, und kam, ohne einen widrigen Zufall zu Paraguay an. Er hatte ſechs von ſeinen Soldaten vorausgehen laſſen, um die Barken und Kähne, die er in den Grund ſenken laſſen, aus dem Waſſer zu bringen, damit er ſich derſelben zu ſeiner Rückreiſe nach Aſſumption bedienen könnte. Allein die Payaquas und einige andere Indianer merkten ſolches, überfielen ſie, und machten ſie zu Sclaven. Carceres kam einige Zeit darauf, nach; und da er das, was vorgegangen war, in Erfahrung gebracht hatte, bot er denen, die ſeine Soldaten zu Sclaven gemacht hatten, ein Löſegeld an. Sie gaben ihm Anfangs nicht mehr als drey von ihnen zurücke, die er noch dazu ſehr theuer bezahlen muſte. Nach einigen Tagen überſchickten ſie ihm auch die übrigen drey, verlangten aber ein noch gröſſeres Löſegeld für ſie, welches er ihnen auch bezahlen muſte.

Sieg der Spanier.

Er ſuchte hierauf das Land der Itatines zu erreichen; da er ſich aber ihrem vornehmſten Dorfe näherte; ſah er ſich auf einmal von ihnen umgeben. Der Angrif der Itatines war eben ſo lebhaft als vorſichtig. Und ob zwar die Spanier, die von dem Biſchof, und von den Geiſtlichen ermahnet wurden, ihr Vertrauen auf Gott zu ſetzen, ſich in der gröſten Ordnung und ſehr tapfer zur Gegenwehr ſtellten: So waren ſie doch ſo übel poſtirt, und die Wuth der Feinde gegen ſie ſo gros, daß ſie faſt alle Hofnung aufgeben muſten, ſich durch zu ſchlagen. Sie unterlieſſen unterdeſſen doch nicht, immer weiter fort zu rücken, und eben dadurch bekamen ſo wohl ſie ſelbſt, als ihre Indianer, die ſich ſehr tapfer hielten, auf das neue Muth. Da ſie ſich aber eben fertig gemacht hatten, ihr äuſerſtes anzuwenden, ſchienen die Itatines auf einmal von einer plötzlichen Furcht überfallen zu ſeyn; und einem Augenblick

blick darnach, ergrieffen ſie in aller Eilfertigkeit die Flucht.

Wem ſie ſolche zuſchreiben? Man will verſichern, daß ſie nach der Zeit ſelbſt ſollen erzählet haben, daß ſie von einem Reuter, der über und über einen ſehr hellen Glanz von ſich gegeben hätte, und deſſen Anblick ſie zu ertragen, nicht im Stande geweſen, genöthiget worden ſeyen, den Spaniern Platz zu machen. Die ſpaniſche Geſchichte kann mehr dergleichen Wunder aufweiſen. Unterdeſſen konnte man nicht einig werden, wer etwann dieſesmahl ihr Erretter möchte geweſen ſeyn, da ihn niemand als die Jtatines geſehen hatten. Einige hielten ihn für den H. Jacobus, andere aber für den H. Blaſius, der einer von den Schutzpatronen von Paraguay war, und dem man ſchon einmahl eine ähnliche Errettung ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo war dieſes doch nicht das letztemal, daß ſich Carceres mit den Jtatines ſchlagen muſte, die gleichſam einander abzulöſen ſchienen, um ihn auf dem Wege anzufallen. Er hielte es daher auch vor nöthig, beſtändig auf ſeiner Hut zu ſeyn, weil er gar leicht hätte können überfallen, und mit allen ſeinen Leuten niedergemacht werden, zumal da durch die vorhergehenden Scharmützel, ſchon viele von ihnen auſſer Stand geſetzt worden waren, ſich zu wehren. Endlich, da er noch ungefähr funfzig Meilen von Aſſumption entfernet war, traf er auf dem Wege lauter Alliirte von ihm an, welche ihm Lebensmittel und Erfriſchungen brachten, und ihm allen möglichen Beyſtand anboten. Kaum war er in der Hauptſtadt angekommen, welches zu Anfang des Jahrs 1569 geſchah, ließ er, ohne die Waffen abzulegen, auf der Stelle den Rath verſammlen, um demſelben ſeine Beſtallung, die er als Generallieutenant der Provinz erhalten hatte, vorzuzeigen.

zeigen. Er wurde auch ohne Widerſpruch, auf die gewöhnliche Art, von iedermann dafür erkannt.

Die erſten Befehle, die er ausſtellte, giengen dahin, daß man die Brigantinen und Barken, welche ſich in dem Hafen befanden, in einen brauchbaren Stand ſetzen ſollte: Sodann ſchiffte er ſich nebſt hundert und funfzig Mann auf denſelben ein, um bey der Ankunft des Secours, den ihm der Gouverneur ſchleunig zu ſchicken verſprochen hatte, an der Mündung des Fluſſes gegenwärtig zu ſeyn. Zu ſeinem Erſtaunen aber, traf er kein einziges Fahrzeug daſelbſt an. Er verzog zwar eine Zeitlang daſelbſt. Da er aber glaubte, daß ſeine Gegenwart zu Aſſumption nöthig ſeyn würde, ließ er einen Brief, in einer Bouteille zurück, welche er an ein hohes Creuz hängen ließ, das er an dem Ufer einer von den Inſeln St. Gabriel hatte aufrichten laſſen, und trat ſeine Rückreiſe in die Hauptſtadt an.

Der Commendant von Paraguay wird mit dem Biſchof uneins.

Kaum war er zu Aſſumption angelanget, ſo kam es zwiſchen ihm und dem Biſchof von Paraguay zu einem offenbaren Bruche. Die Stadt war in zwo Partheyen getheilet, und es ſchien als ob das Feuer in kurzer Zeit allgemein werden wollte. Das ſonderbareſte bey dieſer Sache war, daß ſich die Geiſtlichen auf die Seite des Carceres ſchlugen, die königlichen Bedienten aber die Parthey des Prälaten ergriffen. Der Generallieutenant ließ alle dieienigen, die ſich ihm widerſetzten, die Macht ſeines Anſehens empfinden; der Biſchof aber that ihn mit allen denen, die er zu Werkzeugen ſeiner Gewalthätigkeiten gebrauchte, in den Bann. Die Unruhe und Verwirrung wurde endlich ſo allgemein, daß man weder Freunde noch Feinde mehr von einander unterſcheiden konnte. Endlich erfuhr Carceres, daß in dem Rathe des Biſchofs der Schluß

gefaſſet ſey, ihn in Verhaft zu nehmen. Er ließ deswegen ſogleich alle dieienigen in Arreſt nehmen, vor denen er am meiſten ſich zu fürchten zu haben glaubte, und machte den Anfang mit dem Proviſor des Bisthums, dem Dom Alfonſo de Segovia.; und hierauf ſchifte er ſich ein, um wieder auf die Inſeln St. Gabriel zurücke zu kehren.

Als er an dem Orte angelanget war, wo er ſeinen Brief zurück gelaſſen hatte, ſchickte er eine Brigantine ab, und ließ nachſehen, ob man an dem Eingange der Bucht kein Schif wahrnähme. Nachdem man ihn aber die Nachricht brachte, daß ſich keines ſehen ließe, begab er ſich wieder am Bord, nachdem er zuvor noch mehr Briefe zurücke gelaſſen hatte. Er hatte den Proviſor des Bisthums bey ſich, und wollte ihn nach Tucuman führen. Dieienigen aber, denen er dieſes Geſchäfte aufgetragen hatte, konnten nicht in dieſe Provinz kommen, die man damals nur dem Namen nach in Paraguay kannte; ſie brachten ihn alſo wieder zurück. Er langte endlich nach einer vier monatlichen Abweſenheit wieder zu Aſſumption an, wo das Feuer der Uneinigkeit mehr als iemals überhand genommen hatte, welches er auch durch ſeine Gegenwart nicht löſchen konnte. Man ſagte ihm, daß ſein Leben daſelbſt in Gefahr ſey. Dieſes bewegte ihn, alle dieienigen in das Gefängniß legen zu laſſen, auf die er einen Verdacht hatte. Er ließ ſogar einen Edelmann von Sevilien, Namens Pedro de Eſquivil, in dem Gefängniße ſtranguliren, und ſeinen Kopf auf den Galgen ſtecken. Endlich ließ er unter Trompeten Schall ein Verbot kund machen, daß niemand bey ſchwerer Strafe einen Umgang mit dem Biſchof haben ſollte; und da er in Erfahrung brachte, daß ihn ſein Lieutenant Dom Martin Suarez de Toledo heimlich geſprochen hätte, entſetzte er ihn ſeiner Würde.

Der Biſchof führt ihn gefangen nach Spanien.

Die vornehmſten Einwohner der Stadt glaubten bey ſolchen Umſtänden nicht mehr ſicher zu ſeyn. Sie verließen daher die Stadt. Der Biſchof aber ſchloß ſich in das Haus der Väter der barmherzigen Brüder ein, wo man ihn iedoch nicht lange in Ruhe ließ. Aber der Generallieutenant konnte eben ſo wenig Ruhe genießen; er lebte in einer beſtändigen Furcht, und ließ ſich niemals ohne eine Wache von funfzig Soldaten ſehen, und auch dieſe veränderte er ſehr oft. Endlich verlohr der Biſchof alle Gedult, und eines Tages, da Caceres in die Hauptkirche in die Meſſe gieng, wurde er gefangen genommen, geſchloſſen und wohl bewacht. Sein Arreſt dauerte ein ganzes Jahr, und zu Ende deſſelben führte ihn der Biſchof ſelbſt nach Spanien. Wie dieſer Vorgang bey Hofe aufgenommen worden ſey, kann ich nicht ſagen; ſo viel aber iſt gewis, daß weder er, noch der Prälat, Paraguay iemals mehr geſehen haben.

1570.-1573. Anlegung der Städte Santafe und Xerez.

Sobald ſie beyde am Bord waren, ſetzte ſich Dom Martin Suarez de Toledo ohne Einwilligung, ia ſo gar wider Willen des Raths, in dem Beſitz ſeiner Würde. Einige Zeit hernach legte Juan de Garay ein Edelmann aus Biſcaia, den Grund zur Stadt Santafe, ungefähr zehen Meilen über den Ort hinauf, wo der Rio de Salado aus Tucuman ſich in den Rio de la Plata ergießt. Der Anfang zur Anlegung dieſer Stadt wurde den letzten September 1573. gemacht. Einige Jahre hernach wurde noch eine Stadt, unter dem Namen Xerez, dreyßig Meilen von dem gegen Morgen liegenden Ufer des Paraguay angelegt: Ich kann aber nicht ſagen, von wem, und bey welcher Gelegenheit dieſe Stadt gebauet worden ſey.

Nach-

Anlegung der Stadt Cordua in Tucuman. Nachdem der Stifter von Santaſe ſeine neue Stadt zu Stande gebracht, wollte er doch auch gerne ſeine Nachbarn, beſonders diejenigen, welche gegen Abend wohneten, kennen lernen, als woſelbſt er ſein Gebiete über den Fluß hinaus ausdehnen wollte. In dieſer Abſicht nahm er vierzig Soldaten zu ſich; und nachdem er eine Barke und etliche Piroguen bauen laſſen, mit denen er ſich auf den Rio Salado begab: wurde er überall, wo er hinkam, ſehr freundlich von den Indianern aufgenommen. Eines Tages aber wurde er dergeſtalt von ihnen umgeben, daß er anfieng, einigen Verdacht zu ſchöpfen. Er ſah ſich deswegen vor, damit er nicht überfallen würde, und bald darauf ſah er alle Einwohner des ganzen Landes in einer großen Bewegung. Hierauf ſchickte er alſobald an den Patron der Barke, die er hinter ſich gelaßen hatte, weil ſie vermuthlich außer Stande war, den Fluß weiter hinauf zu fahren, und befahl ihm, jemand auf den Maſtkorb ſteigen und ſehen zu laſſen, ob man die Urſache dieſes Aufruhrs nicht entdecken könnte. Er bekam auch ſogleich die Nachricht, daß das ganze Land mit bewafneten Indianern bedeckt ſey, die mit ſchnellen Schritten auf ihn zu eileten.

Er brachte ſodann ſeinen kleinen Haufen ſogleich in Ordnung, und ermahnte ſeine Leute, ſich vor dieſem Lumpenvolke nicht zu fürchten, welche das Feuer, das ſie aus ihrem Gewehr auf ſie geben würden, nicht auszuhalten gewohnt wären. Einen Augenblick darnach ließ ihm derjenige, der auf dem Maſtkorbe war, ſagen, daß er einen Reuter erblickt hätte, welcher einen Haufen Indianer verfolgte. Es ſtund auch nicht lange an, ſo ſah er ſelbſt ſechs Reuter, welche mit eben dieſen Indianern, die auf ihn zueileten, zu fechten ſchienen. Er ſah ſie aber in einem Augenblicke darauf, mit ſolcher Eilfertigkeit die Flucht ergreifen, daß ſie ſogar, um beſſer fortkommen zu können, ihre Bogen und Pfeile von ſich

warfen. Da ſie ihm immer näher kamen, ſo hörte er ſie rufen, daß ſie von den Spaniern verfolget würden. Er ſchickte ſogleich einen Indianer, der ihm ſehr ergeben war, und das Land wohl kannte, mit einem Brief an die Spanier ab. Sobald ſie ſolchen empfangen hatten, kamen ſie zu ihm, und ſagten ihm, daß ſie unter den Befehlen des Dom Hieronymus Ludwig de Cabrera, des Gouverneurs von Tucuman ſtünden. Dieſer hatte vor einiger Zeit eine neue Stadt, unter dem Namen von Neu Cordua angelegt, und ſie ausgeſchickt, das Land auszukundſchaften, und dieſes hätte die Indianer in den Harniſch gebracht. Garay fragte ſie, zu welcher Zeit Neu Cordua wäre angelegt worden, und bekam zur Antwort, daß man den erſten Grund darzu, den letzten Tag des Septembers 1573. gelegt hätte.

Uneinigkeit zwiſchen den Stiftern von Santafe und Cordua.

Sie nahmen hieraus von den Garay Abſchied: dieſer kehrte nach Santafe zurück: die ſechs Spanier aber ſuchten ihren General wieder auf, welcher ſich mit ihnen nach Cordua begab. So bald er daſelbſt angekommen war, ſchickte er den Onufre de Aquilar an den Garay und ließ ihm ſagen, daß Santafe unter ſein Gouvernement gehöre, weswegen er von ihm forderte, daß er ihn für ſeinen Gouverneur und Generalcapitain erkennen ſollte. Aquilar brachte dieſe Forderung in beſter Form Rechtens nicht nur bey dem Garay, ſondern auch bey allen Einwohnern der neuen Stadt vor. Es wurde ihm aber geſagt, daß Santafe auf Befehl des Commendanten zu Aſſumption, und dererjenigen welche den Rath der Provinz Rio de la Plata ausmachten, angelegt worden ſey. Der Gouverneur von Tucuman müſte alſo ſeine rechtliche Anſprüche, die er an Santafe hätte, dort anbringen. Während dieſer Unterhandlung langten zu Santafe drey Kähne mit Indianern an, die dem Garay einen Brief von den Adelantade Dom Juan Ortiz de Zarate, der in dem

dem Hafen von St. Gabriel unterſchrieben war, überbrachten.

Ankunft des neuen Gouverneurs von Paraguay.

Dieſer General, der bey ſeiner Ankunft in der Mündung des Rio de la Plata die Anlegung dieſer neuen Stadt vernommen hatte, berichtete ihn ſeinen Mangel an Lebensmitteln, und daß er eine Hülfe nöthig hätte, um die Charuas vom Halſe zu bringen, welche ihm nicht erlauben wollten, auf dem feſten Lande Lebensmittel einkaufen zu laſſen. Er ernennete ihn in eben dieſem Briefe zu ſeinem königlichen Lieutenant, und vermöge ſeiner habenden Vollmacht, machte er ihn auch zum Chef der Juſtitz zu Santafe. Er hatte auch eine Abſchrift von ſeiner Beſtallung, und von einigen königlichen Befehlen beygelegt. Aquilar war noch zu Santafe, als dieſe Schriften ankamen. Garay zeigte ſie ihm, und da er nichts dawider einzuwenden hatte, machte er ſich auf den Rückweg nach Cordua.

Wir haben bisher in unſerer Geſchichte noch keine Gelegenheit gehabt, von Tucuman zu reden. Wir können aber in derſelben nicht fortfahren, ohne dasienige zu erzehlen, was ſich ſowohl in dieſer, als in der Provinz Chaco zugetragen hat. Damit man aber dasienige, was ich von dieſen beyden Provinzen zu ſagen habe, deſto beſſer verſtehen möge, will ich zuvor von ihrer Gröſſe und Lage, von ihren natürlichen Einwohnern, von der Art, wie ſich die Spanier daſelbſt zuerſt niedergelaſſen haben, und von den Seltenheiten, die in der einen Provinz ſowohl, als in der andern angetroffen werden, reden.

Gröſſe und Lage der Provinz Tucuman.

Die Provinz Tucuman gränzet gegen Morgen an Chaco, wenn ſie in den Umfang genommen wird, den ihr der Pater Lozano, der einzige Geſchichtſchreiber der uns etwas

von

von dieſem Lande gemeldet hat, beyleget; gegen Abend an die Provinz Cuyo, die von Chili abhängt, und an die Gebirge von Peru; gegen Nord und Nordweſt, an die Provinz Charcas, und gegen Nordoſt an Santa-cruz de la Sierra. Das ganze Land liegt völlig zwiſchen den drey und zwanzigſten und zwey und dreyſigſten Grad Norderbreite. Das ſonderbarſte iſt, daß je näher man daſelbſt dem Wendekreiße kommt, deſto kälter es wird; welches daher kommt, daß der ganze gegen Norden liegende Theil, nicht weit von verſchiedenen Reihen von Bergen entfernet iſt, davon einige ſehr hoch ſind. Sie hat die Geſtalt eines Kegels, wovon die Spitze unter dem Wendekreiß iſt. Das Land hält ungefehr ſechszig Meilen von Morgen gegen Abend. Den Namen hat ſie von der Nation behalten, von der ſie bewohnet wurde, als man aus Peru dahin kam.

Einwohner derſelben. Die meiſten von den Einwohnern, welche etwas weiter gegen Mitternacht wohnen, halten ſich in ſumpfichten Orten auf, wo ſie ſich meiſtens von den Fiſchen nähren. Diejenigen, ſo weiter gegen Mittag hin wohnen, ziehen auf dem freyen Felde, von einem Orte zum andern, wo ſie von der Jagd leben. Man hat vorgegeben, daß man einige Skelete von Menſchen daſelbſt angetroffen habe, welche über zwanzig Schuh lang geweſen ſeyn ſollen; es iſt dieſes aber nicht die einzige Fabel, die man von dieſen entfernten Ländern des ſüdlichen America ausgebreitet hat. Eben dieſes hat man auch von den Völkern ausgegeben, die an der Magellaniſchen Meerenge wohnten, und die unter dem Namen der Patagonier bekannt ſind. Wir werden in der Folge dieſer Geſchichte ſehen, daß dergleichen Vorgeben grundfalſch geweſen ſey. In der Mitte der Provinz Tucuman ſind die Einwohner insgemein viel kleiner und viel einfältiger, aber auch eben ſo faul und eben ſo wild, als diejenigen, die man in den Thälern der Cordillieren von Peru angetroffen hat. Es giebt einige

Völker-

Völkerſchaften daſelbſt, welche keine andere Wohnungen haben, als Höhlen unter der Erde, wo man kaum das Tageslicht ſiehet. Diejenigen, ſo etwas näher an Peru und an der Provinz Charcas wohnen, ſind von den Bequemlichkeiten des Lebens nicht ſo ſehr entblöſet. Sie wohnen auch in Dörfern beyſammen. Es giebt auch einige welche Kupfer und Silber haben, das ſie aus der Provinz Charcas bekommen, wo das Potoſiſche Silberbergwerk iſt. Sie ſcheinen es aber nicht gar gros zu achten.

Thiere daſelbſt. Man trift in Tucuman Schafe an, deren man ſich ſtatt der Laſtthiere bedienet. Sie ſind ſo gros, wie ein kleines Kameel, und haben eine groſſe Kraft in den Lenden. Ihre Wolle iſt ſehr fein, woraus man Zeuche macht, die von Seide zu ſeyn ſcheinen. Die Löwen und Tiger ſind ſehr gemein daſelbſt; die erſten aber ſind ſehr klein, und wenig zu fürchten, die andern aber ſind an keinem Orte ſo groß und ſo wild, wie hier. Ich habe den Unterſchied unter dieſen beyden Thieren ſchon gemeldet, da ich von den Lande redete, durch welches der Paraguay und der Rio de la Plata läuft; es ſcheinet dieſes auch auf dem ganzen feſten Lande des ſüdlichen America etwas allgemeines zu ſeyn. Die Indianer jagen die Tiger damit aus den Wäldern, daß ſie Feuer daſelbſt anzünden; ſie tödten auch viele mit ihren Pfeilen, mit denen ſie ſehr gewis treffen können. Sie müſſen ſich aber wohl vorſehen, wenn ihnen dieſelben nicht vorkommen ſollen.

Flüſſe und Seen, Fruchtbarkeit des Landes. Durch dieſe Provinz laufen zween Hauptflüſſe. Der eine heißt insgemein Rio Salado, und der andere Rio Dolce. Der beträchtlichſte nach dieſen beyden iſt der Rio Tercero, von dem wir bereits geredet haben. Ohngeachtet aber in die beyden erſten viele kleinere Flüſſe fallen, ſo haben ſie doch, wenn trockene Zeit einfällt, nicht Waſſer genug, daß ſie eine Pirogue tragen können. Sie entſpringen

ſpringen beyde in den Peruaniſchen Gebirgen und verändern ihrem Namen ſehr oft. Der Rio Salado ergießt ſich in den Rio de la Plata, und der Rio Dolce verliehret ſich in einigen Teichen, die man Parangos nennet. Es giebt verſchiedene andere, die in der Erde wieder verſiegen, wie ſie aus derſelben entſprungen ſind. Viele haben auch einen ſo kurzen Lauf und ſo wenig Waſſer, daß man ihnen nicht einmal einen Namen beygeleget hat, wenigſtens iſt dieſes auf den Landcharten nicht geſchehen. Die meiſten bekommen in den Dörfern, wo ſie vorbey laufen, einen neuen Namen. In den Wäldern trifft man viele Quellen und faſt überall kleine Teiche oder Moräſte an, die niemals austrocknen. Durch dieſen Überfluß an Waſſer wird die Luft ausgefriſcht und der Erdboden fruchtbar gemacht. Daher kommt es auch, daß, ob es gleich ſechs Monate lang des Jahrs in Tucuman nicht regnet, doch die Felder, welche durch die Überſchwemmungen und durch das Austreten der Flüſſe, ſo der beſtändige Regen in den übrigen ſechs Monaten verurſachet, fruchtbar gemacht werden, verſchiedene Arten von Getrayde und Hülſenfrüchten hervorbringen, wenn man ſie anbauet.

Von dem Gouvernement und den Reichthümern der Provinz Tucuman.

Tucuman war ziemlich bevölkert, als die Spanier nach Peru kamen; und damals ſtunden diejenigen Völkerſchaften, welche zunächſt an dieſem Reiche wohneten, unter der Herrſchaft der Yncas; die andern aber hatten ihre Caciken, welche von niemand abhiengen. Die herumſchweifenden Völker waren Famillienweis von einander abgeſondert, und dieſe erkannten niemand vor ihren Herrn, als die Häupter derſelben. Zwiſchen dem Rio Dolce und dem Rio Salado gab es viel Honig und Wachs; auch ſind die Wälder voller Bienenſtöcke. Man trift daſelbſt an verſchiedenen Orten Baumwolle, Johannisbrod, Cochenille und Paſtel an. Das Johannisbrod kann man das ganze Jahr über daſelbſt haben, und einige Völkerſchaften brauchen ſelbiges

zu ihrer ordentlichen Speiſe. Der gröſte Reichthum dieſer Provinz aber beſtund, in den erſten Zeiten in der Baumwolle.

Urſache der Armuth der Spanier in Tucuman.

Sie zogen auch viel groſes und kleines Vieh. Die Spanier, welche am erſten in dieſe Provinz kamen, hatten einige Ochſen und Pferde, die ſie aus Peru mitgebracht, in das freye Feld und in die Wälder laufen laſſen, und dieſe haben ſich auſſerordentlich vermehrt. Sie erſparten dadurch die Mühe, ſie ſelbſt zu ziehen und zu ernähren, und ſie durften nur auf die Jagd nach ihnen ausgehen; ſo lebten ſie ganz bequem, in dieſer neuen Colonie. Allein ſie waren mit dieſem mittelmäßigen Glücke nicht zufrieden. Sie ſuchten Gold, aber ſie fanden ſehr wenig; und weil ſie zu faul waren, ſich durch ihre Arbeit die Nothwendigkeiten des Lebens zu erwerben, fielen ſie den Indianern damit zur Laſt, und machten ſich dadurch unverſöhnliche Feinde, welche ihre Streifereyen bis in ihre Wohnplätze, ja oft ſogar bis in ihre Städte erſtreckten. Daher iſt dieſe Colonie, die doch ſo nahe an Potoſi und Peru liegt, eine der ärmſten in der neuen Welt.

Von dem Clima und der Witterung.

Die Kälte iſt im Winter an einigen Orten in Tucuman auſſerordentlich groß, und man trift nicht ſelten erfrorne Thiere daſelbſt an. Um dieſe Zeit regnet es nicht nur nicht, ſondern man ſiehet beinahe keine Wolke. Dagegen wird die Annäherung des Frühlings durch ſo ſtarke Regengüße angekündiget, daß die Gaſſen in den Städten, wie kleine Flüſſe ausſehen, und daß das zuſammengelaufene Waſſer auf dem freyen Felde ganze Seen bildet, welche das Land eine ziemliche Strecke über und über bedecken. Dieſe Regengüße ſind mit Bliz, Donner und Hagel begleitet, der oft ſo groß, wie ein Hühnerey iſt. Auch der Sommer hat ſeine Unbequemlichkeiten. Die Hitze

bringt eine erſtaunliche Menge Wanzen hervor, von denen man keine Ruhe hat, woferne man nicht in den Gärten unter dem freyen Himmel liegt. Unterdeſſen iſt doch, überhaupt davon zu reden, das Clima in der Provinz Tucuman ſehr geſund.

Erſte Ankunft der Spanier in Tucuman.

Wenn auch alles dasienige, was man von einem gewißen Caeſar, den Sebaſtian Gabot, wie man vorgiebt, mit drey Soldaten von ſeinem Fort Saint Eſprit abgeſchickt haben ſoll, um einen Weg nach Peru auszukundſchaften, eben ſo wahr wäre, wie man es heut zu Tage für fabelhaft hält: ſo wäre es darum noch nicht richtig, daß dieſer Menſch der erſte Spanier geweſen, der nach Tucuman gekommen; es müßte denn ſeyn, daß es im Vorbeygehen geſchehen wäre, und ohne, daß er es ſelbſt gewußt hätte; wie ſolches von zween andern Soldaten des Dom Pedro de Mendoza geſchehen iſt, die ihm durchgiengen, da dieſer General die Stadt Buenos Ayres bauen ließ. Mit mehrerem Grunde könnte man dieſe Ehre dem Nuflo de Chaves zueignen, welcher auf ſeinen Märſchen mehr als einmal in dieſe Provinz gekommen iſt, und ſolche Nachrichten von dem mitternächtlichen Theile derſelben gegeben hat, die vorher nicht bekannt geweſen, ohngeachtet verſchiedene durch ſelbige bis an den Rio de la Plata gekommen waren.

Der erſte Gouverneur wird von den Indianern getödet.

Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel richtig, daß erſt im Jahr 1542. Vaca de Caſtro, der Vicekönig von Peru, als er nach der berühmten Schlacht bey Chupas, worinnen er den iungen Almagro völlig überwunden hatte, ſeinen Hauptleuten, die ihm an dieſem merkwürdigen Tage beygeſtanden waren, um ihre treuen Dienſte zu belohnen, die Provinzen austheilte, über die er nun, vermöge ſeines erhaltenen Sieges zu befehlen hatte. Dem Dom Diego de Roias, der ſich

während dem bürgerlichen Kriege, durch ſeine Tapferkeit und Treue beſonders hervorgethan hatte, übergab er die Provinz Tucuman, welche damals noch nicht erobert war. Er gab ihm zum königlichen Lieutenant, den Phillipp Guttierez; Franceſco de Mendoza aber wollte ihn als ein guter Freund begleiten. Roias betrat das ihm angewieſene Gouvernement mit dreyhundert Mann, beſah einen Theil deſſelben, und wurde von verſchiedenen Völkerſchaften ſehr wohl aufgenommen. Er ſtarb aber das folgende Jahr an einer Wunde, die er von einem vergifteten Pfeil der Indianer bekommen hatte, weil er ſo eigenſinnig war, und ſich von einer Indianerin, die ihn zu heilen verſprochen hatte, nicht wollte helfen laſſen.

Dom Franceſco de Mendoza folgt ihm in dieſer Würde nach.

Hierauf übernahm Guttierez das Commando der Armee. Da er aber mit dem Dom Diego de Roias vorher einen Streit gehabt hatte, ſo weigerten ſich die Officiers und die Soldaten ihm zu gehorchen, und erwehlten den Franceſco de Mendoza zu ihrem General. Guttierez wollte ſeine Rechte behaupten; endlich überredete Mendoza die Soldaten, daß ſie in eine Theilung des Commando unter ſie beyde willigten. Sie machten hierauf einige Märſche miteinander; allein ſie wurden gar bald uneins. Mendoza ließ ſodann den Guttierez in Verhaft nehmen, und durch dreyßig Reuter, und ſechs Mann von ſeinen Anhängern, nach Peru führen. Hierauf verlangte er von der Armee den Eyd der Treue; allein Nicolaus de Heredia widerſetzte ſich dieſem Vorgange unter den Vorwande, daß er noch keine Beſtallung von dem Vicekönige habe. Unterdeſſen hatte er niemand, der ihm beyſtimmte; er ſahe ſich alſo genöthiget, mit den übrigen den Eyd der Treue zu ſchwören.

Ein neuer Gouverneur wird ernennet.

Unterdeſſen wurde die meiſte Zeit mit hin und herziehen in dem

Lande zugebracht. Nachdem Mendoza bis an den Ort gekommen war, wo ſich der Thurm des Gabot befunden hatte, wendete er ſich gegen Chili zu, und richtete nirgends ein Etabliſſement auf. Endlich ernennte der Präſident de la Gaſca im Jahr 1549. den Juan Nunjes de Prado zum Gouverneur von Tucuman, gab ihm genugſame Mannſchaft, um die Indianer im Zaum zu halten, und auch einige Familien zur Bevölkerung ſeiner Provinz mit. Er befahl ihm auch einige Geiſtliche und Religioſen mitzunehmen; überhaupt ertheilte er ihm faſt eben dieienige Inſtruction, die er dem Centeno, in Anſehung der Provinz Rio de la Plata gegeben hatte. Die Patres Alfonſo Trueno und Caſpar de Caravaca, aus dem Orden der barmherzigen Brüder, zogen mit ihm dahin, und waren die erſten, welche das Evangelium in Tucuman predigten. Ihr Apoſtelamt aber würde weit mehrern Nutzen geſchafft haben, wann Prado länger gelebt hätte, oder wann ſich ſeine Nachfolger eben ſo genau nach der Inſtruction gerichtet hätten, die ihnen dießfalls war ertheilet worden.

Städte die in Tucuman erbauet worden ſind.

Dieſer Gouverneur wollte ſich den Eingang in ſeine Provinz erleichtern, und bauete zu dem Ende in dem Thal Calchaqui zwiſchen dem vier und zwanzigſten Grad, dreyßig Minuten, eine Stadt, die er St. Michael nennete, die aber nicht lange geſtanden hat; denn man muß ſie nicht mit einer andern Stadt dieſes Namens vermengen, von welcher wir in der Folge reden werden. Aus dem Thal Calchaqui rückte der Gouverneur in das ebene Land fort, und ließ an etlichen Orten Creutze aufrichten, die er zugleich zu Freyorten machte; und dieſes brachte den Ungläubigen eine ſo große Hochachtung gegen dieſes heilige Zeichen bey, daß ſie in allen ihren Dörfern dergleichen Creutze aufrichteten. Nach einiger Zeit reiſete Dom Franceſco de Vilagras, welcher einige Soldaten von Peru, nach Chili führte, durch

die Provinz Tucuman, und wollte, unter dem Vorwande, daß dieſe Provinz von Chili abhienge, das Anſehen des Prado ſtreitig machen. Prado ſuchte ſein Recht mit Hülfe der Waffen zu behaupten, wurde aber geſchlagen und gefangen genommen. Vilagras hingegen war zufrieden ihn gedemüthiget zu haben, und gab ihm daher ſeine Freyheit wieder, doch mit dem Beding, daß er den Gouverneur von Chili für ſeinen Obern erkennen ſollte.

Er ſtarb kurze Zeit darauf; und Dom Pedro de Valdivia, der Chili erobert hatte, und Gouverneur daſelbſt war, ſchickte den Dom Franceſco d'Aguirre nach Tucuman, daß er daſelbſt, als ſein Generallieutenant das Commando führen ſollte. Nachdem d'Aguirre einige Zeit hernach zum Gouverneur von Tucumann ernennet worden war; ſo legte er im Jahr 1562. die Stadt Santiago, zwiſchen dem acht und zwanzigſten Grad der Breite, auf einen ſandigen, aber doch feuchten Boden, unter einer ſehr heißen Himmelsgegend an. Der Rio Dolce, an dem er dieſe Stadt bauete, bildet an dieſem Orte eine Art eines Sees, oder vielmehr Teiches, und daher hat dieſe Stadt den Namen Santiago de l'Eſtero bekommen. Zwey Jahre hernach wurde der gemeinen Sage nach, die Stadt St. Michael, acht und zwanzig Meilen gegen Nordweſt von Santiago, an einen kleinen Fluß verlegt, der ſich in den Rio Dolce ergießt, nicht weit von den höchſten Gebirgen dieſer Gränze, die man Quebrada de Calchaqui nannte, in einer ſehr ſchönen Gegend, und auf einem fruchtbaren Boden. Dieſe Verſetzung brachte Dom Diego de Villaroel, auf Befehl des Gouverneurs, deſſen Vetter er war, zu Stande.

Im Jahr 1567. bauete Dom Diego de Heredia an dem Ufer des Rio Salado eine Stadt, die

er Notre Dame de Talavera de Madrid nennete, und die ehehin mehr unter dem Namen Eſteco, (denn ſo hieß der Ort, wo ſie angelegt wurde,) als unter dieſem bekannt war. Der Pater del Techo behauptet, dieſe Stadt ſey auf Befehl des d'Aquirre, und alſo weit früher erbauet worden; Man kann aber beyde Nachrichten miteinander vereinigen, wenn man annimmt, daß d'Aquirre eine Schanze an dieſem Orte anlegen laſſen, Heredia aber in der Folge der Zeit eine Stadt daraus gemacht habe.

Im Jahr 1582. legte Dom Hernando de Lerma, Gouverneur dieſer Provinz, in dem Thal von Salta eine Stadt an, unter dem Namen San Philippo de Lerma. Sie lag zwiſchen dem vier und zwanzigſten Grad, funfzehen Minuten, und war faſt allezeit unter dem Namen Salta bekannt. Die Lage dieſer Stadt iſt ſehr ſchön. Das Thal von Salta iſt mit ziemlich weit entfernten Bergen umgeben, aus denen verſchiedene Flüſſe entſpringen, die es auſſerordentlich fruchtbar, und zu einer treflichen Viehweide machen, auf welcher ſo viel Vieh Nahrung finden würde, daß man alle benachbarte Provinzen damit verſorgen könnte. Kurze Zeit zuvor hatte man, funfzehn Meilen beſſer gegen Norden hin, eine andere Stadt unter dem Namen San Salvador de Jujuy angelegt. Dieſelbe wurde zweymal von den Indianern aus Chaco wieder zerſtöret, und 1593. zum dritten mal wieder aufgebauet. Dieſe drey Städte, ſind zu dem Ende gebauet worden, daß ſie der Provinz Tucuman zu Gränzveſtungen wider die Völker der Provinz Chaco dienen ſollten, die faſt nie unterlaſſen haben, ſie zu beunruhigen, und ihnen Schaden zuzufügen.

Es erforderte es aber auch die Nothwendigkeit, dieſe Provinz auf der Seite gegen Mittag zu beveſtigen; und als im Jahr 1558. Dom Hurtado de Mendoza,

doza, ein Sohn des Marquis de Canjette, Vicekönigs von Peru, zum Gouverneur von Chili ernennt worden war, ſo ſchickte er dem Dom Juan Gomez de Zurita, in der Qualität eines Gouverneurs nach Tucuman, welcher auf dem Wege von Santiago nach Chili, eine Schanze anlegte, welche er Canjette hieß, die nachgehends, als man eine Stadt daraus machte, welche aber gegenwärtig nicht mehr ſtehet, zur Ehre der Königinn von England, Maria, der Gemahlinn Philipp II. Königs von Spanien, Neu London genennet wurde. Von der Anlegung der Stadt Cordua, die heut zu Tage die Hauptſtadt in Tucuman, und der biſchöfliche Sitz dieſer Provinz iſt, habe ich ſchon geredet.

Dieſe Stadt liegt mitten in der Provinz, und in gleicher Entfernung von Santafe und Saint Jean de la Frontiera, ſo zu Chili gehöret. Sie hat keinen Fluß, ſondern nur einen kleinen Bach, welcher ſich nach einem kurzen Laufe in einen Teich ergießt, und denſelben mit Fiſchen bereichert. Auch fehlet es daſelbſt nicht an Wildpret, wie ſie denn überhaupt alle Bequemlichkeiten hat, die man von einer großen Stadt fordern kann, fruchtbare Felder, und angenehme Abhänge von Gebirgen, die man mit Weinſtöcken beſetzt hat, wovon man viel Wein bekommt. Endlich iſt dieſelbe auch gleichſam der Mittelpunct der Handlung zwiſchen Buenos Ayres, Chili und der Provinz Charcas. Die Jeſuiten haben ein großes Collegium, und eine berühmte Univerſität daſelbſt, ein Novizenhauß, und ein Seminarium für junge Edelleute, welches Montſerrat heißt. Übrigens iſt dieſes die einzige Stadt in dieſer Provinz, welche wie eine Stadt ausſiehet, und dieſen Namen in der That verdienet.

Beſchaffenheit dieſer Städte überhaupt.

Der Pater Gaetan Cattaneo ein Jeſuit aus Modena welcher 1728. nach Paraguay gereiſet iſt, ſich aber

nur kurze Zeit daſelbſt aufgehalten hat, beſchreibet in einem ſeiner Briefe, welche Muratori in ſeinem letzten Werke (*) abdrucken laſſen, die Stadt Rioja, von welcher wir in der Folge reden werden, und woſelbſt die Jeſuiten ein Collegium haben, als eine Zuſammenſetzung verſchiedener Dörfer, die durch Felder, die mit Bäumen beſetzt ſind, und durch Gebüſche und Sträuche von einander abgeſondert ſind; weswegen er auch, als er daſelbſt angekommen war, erſtaunen müſſen, als er ſich ſchon mitten in der Stadt und ganz nahe bey ſeinem Collegio befand, da er noch weit davon entfernet zu ſeyn glaubte. Unterdeſſen haben doch nicht alle Städte ein ſo dorfmäſiges Anſehen, es gibt ſo gar einige, die wenigſtens mit Palliſaden umgeben ſind; die meiſten aber ſind freylich ſchlecht gebauet. Die Städte in den Provinzen Paraguay nnd Rio de la Plata ſind, wenn man die Hauptſtädte ausnimmt, eben ſo ſchlecht gebauet, und eben ſo wenig bevölkert.

Dom Juan Gomez Zurita war der erſte, welcher dieſer Provinz eine ordentliche Geſtalt gegeben hat; er war in ſeinen Kriegen wider die Indianer glücklich, und machte die ſpaniſchen Waffen weit und breit herum furchbar, daß er, da er 1553. diejenigen zählen ließ, die entweder mit Gewalt, oder freywillig unter die ſpaniſche Bothmäßigkeit gekommen waren, in der einigen Jurisdiction von Santiago vier und achzig tauſend Mann antraf, welche dem catholiſchen Könige Tribut bezahlten. Bey allem Glücke aber das dieſer Gouverneur hatte, konnte er doch der Ungnade des Gouverneurs von Chili, von dem er abhieng, und der ihn 1561. durch den Gregorio Caſtanjenda ablöſen ließ, nicht ausweichen. Zurita weigerte ſich, ſeinen Poſten zuverlaſſen; allein er war nicht vermögend ſich auf demſelben

zu

(*) Il Chriſtianeſimo felice nelle Miſſioni de'Padri della Compagnia de Jeſu nel Paraguay.

zu erhalten, ſondern wurde überwunden und gefangen nach Peru geſchickt. Unterdeſſen war doch der Provinz damit nicht gerathen, zumal nachdem Caſtanjenda die Stadt London hatte ſchleiffen laſſen. Man muſte 1563. den Dom Franceſco d'Acquirre dahin ſchicken, welcher die Sachen wieder ziemlich in Ordnung brachte. Er hatte aber nicht ſo viel Zeit, daß er die Früchte von ſeinen Bemühungen einerndeu konnte, indem er gar bald wieder nach Peru abgeruſen wurde. Nach aller Wahrſcheinlichkeit wurde damals beſchloßen, daß Tucuman in Zukunft blos von den Vicekönigen von Peru abhängen, und unter die königliche Audienz von Charcas gehören ſollte.

Größe und Lage der Provinz Chaco.

Ich habe geſagt, daß dieſe Provinz von den Provinzen Paraguay und Rio de la Plata, die lange Zeit zuſammen nur eine eintzige Provinz ausmachten, durch die Provinz Chaco abgeſondert iſt, die noch nicht erobert worden, und dem ungeachtet ſo unentbehrlich in dieſer Geſchichte iſt, daß ich ſie hier zu beſchreiben und eine allgemeine Nachricht, von den Einwohnern derſelben zu geben vor nöthig erachte. Ich habe bereits angemerket, daß der Pater Lozano dieſem Lande eine Strecke giebt, welche die Provinzen Paraguay und Rio de la Plata begränzet, von der Weſtſeite bis an den groſſen Fluß, welcher dieſe beyden Namen führet; aber unbeſchadet des Rechts dieſer beyden Provinzen, wie auch der Provinz Tucuman, und auch ſo gar der Provinz Charcas, welche Anſprüche auf das Land haben können, welches dieſer Schriftſteller unter den Namen Chaco begreift, und welche keine beſtimmten Gränzen an dieſer Seite erkennen, und deren Gouverneurs ſo gar aus Noth gezwungen ſind, die Feindſeligkeiten der Völker aus Chaco zurück zu treiben.

Doch wir wollen dieſes iezt an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, und gegenwärtig nur dasienige anführen, was der oben gedachte Schriftſteller von dieſen großen Lande meldet. Der Name Chaco ſcheinet nicht ſehr alt zu ſeyn, wie er denn nicht einmal in dem Leben des H. Franciſcus Solano, eines Religioſen aus dem Orden des H. Franciſcus zu finden iſt, welcher dieſes Land von einem Ende zum andern durchſtrichen hat, um darinnen das Evangelium zu predigen. In der Quitchoaniſchen Sprache aber, welches die Peruaniſche Landſprache iſt, nennet man Chacû, dieienigen Heerden roth Wildprät, welche die Völker dieſes Theils von America auf ihren Jagden zuſammentreiben; und man hat eben dieſen Namen den gedachten Lande gegeben, weil ſich nach der Eroberung von Peru, eine große Anzahl Peruaner dahin geflüchtet. Aus Chacu, welches die Spanier Chacou ausſprechen, hat die Gewohnheit Chaco gemacht. Es ſcheinet ſo gar, man habe anfänglich unter dieſem Namen nur dasienige Land begriffen, welches zwiſchen den Gebirgen von Cordilliera, dem Pilco Mayo und dem rothen Fluſſe eingeſchloſſen iſt, und man habe ihn hernach weiter ausgedehnet, ſo wie ſich andere Völkerſchaften zu denen dahin geflüchteten Peruanern geſchlagen, um ihre Freyheit wider die Spanier zu vertheidigen.

Beſchaffenheit dieſes Landes. Man iſt darinnen einig, daß man Chaco als eines der ſchönſten Länder in der Welt vorſtellet. Allein dieſes Lob gehöret wirklich nur demienigen Theile, welchen die Peruaner im Anfange einnahmen. Eine Reihe von Bergen, die ſich im Gefichte von Cordua anfängt, und ſich bis nach Santa Cruz de la Sierra erſtreckt, indem ſie ſich von Weſten gegen Norden wendet, bildet an dieſer Seite ſo wohl verwahrte Schrancken, vornehmlich in dem was man die Cordilliera der Chiriquaner nennet, daß man nicht dazu kommen kann. Viele von dieſen Bergen

gen ſind ſo hoch, daß die Dünſte aus dem Erdboden, nicht bis zu ihrem Gipſel hinaufkommen, und daß, weil die Luft daſelbſt beſtändig heiter iſt, nichts die Ausſicht beſchränket. Die Winde aber ſind allda ſo ungeſtüm, daß ſie oftmals die Reuter aus dem Sattel heben, und man muß, um daſelbſt bequem Athem zu holen, einen Schutzort ſuchen. Der bloße Anblick der Abgründe würde die Unerſchrockenſten ſchwindlich machen, wenn nicht dicke Wolken, die man unter den Füſſen ſiehet, die Tiefe derſelben verſteckten.

Bergwerke und Flüſſe daſelbſt.

Man kann nicht zweifeln, daß dieſe Gebirge, welche ein Stück von der groſſen Cordillere ſind, nicht einige Erzadern enthalten ſollten. Man hat ſo gar ſeit kurzen einige entdecket: Man läßt uns aber noch in der Ungewißheit, was es für Metall iſt. Indeſſen iſt doch eine beſtändige Sage zu Peru, daß die Chicas und die Orejones, welche ehemals eben dieſe Gebirge bewohneten, und wovon viele nach Chaco, und andere in eine Inſel geflüchtet ſind, welche mitten in dem Xarayer See liegt, vor der Ankunft der Spanier, Gold und Silber nach Cuſco, der Hauptſtadt von Peru gebracht haben. Aus den meiſten dieſer Gebirge, kommt auch eine groſſe Anzahl Flüſſe; deren Gewäſſer, die ſehr geſund ſind, vieles beytragen, Chaco fruchtbar zu machen; ohne diejenigen zu rechnen die nach Norden flieſſen, dergleichen der Guapay und der Pirapiti ſind, welche ſich in den Mamore ergießen und ſich zuſammen mit den Maranjon vereinigen. Die anſehnlichſten von denen, welche durch Chaco fließen, ſind der Pilco Mayo, Rio Salado und Rio Vermejo.

Der Pilco Mayo.

Der Pilco Mayo, welcher alle die andern übertrift, würde allein ſchon genug ſeyn dieſes Land zu bereichern, wenn er ſtets überall ſchiffbar wäre. Allein an einigen Orten hat er nicht genug und an andern zu viel Waſſer. Man hat geſehen, daß er aus den Gebirgen kommt, welche Potoſi von Peru abſondern,

ſondern, und einige Berichte verſichern, daß ein kleiner Fluß, Namens Tarapaya, welchen der Pilco Mayo dicht bey ſeiner Quelle einnimmt, und welcher durch Potoſi fließet, eine Menge Silber enthält, welches man nicht heraus bringen kann, weil es ſich in den Leimen einſenket. Die Bergleute haben ausgerechnet, daß in sechs und funfzig Jahren, von 1545. bis 1601. dieſer Verluſt vierzig Millionen ausmachte. Man ſetzet hinzu, es gehe auch durch dieſen Weg ſo viel Queckſilber, in den Pilco Mayo, daß einige Seemeilen weit kein Fiſch darinnen leben könnte. Der Pilco Mayo theilt ſich, wenn er über die Ebenen von Manſo gegangen iſt, in zween Arme, die für ziemlich groſſe Fahrzeuge ſchifbar ſind. Das Waſſer des nordlichen Armes iſt faſt ſalzigt; auch findet man an ſeinem Ufer viel Salpeter. Der Pilco Mayo fängt nur erſt bey ſeinem Eintritte in Chaco an, ſehr fiſchreich zu werden; man trift aber auch viel Caymans in demſelben an.

Die beyden Arme dieſes Flußes ergießen ſich in den Paraguay, der eine ein wenig unterhalb des Zuſammenflußes dieſes Stromes mit dem Parana, der andere ein wenig unterhalb Aſſumption, welches ſich alſo auf einer Inſel befindet, deren mittlere Breite fünf Seemeilen, und die Länge achzig iſt. Dieſe Inſel iſt ziemlich niedrig und folglich ſumpficht bis auf eine gewiſſe Weite von der Abſonderung beyder Arme. Zu der Regenzeit vermengen ſich dieſe beyden Arme. Den alsdann laufen ſie dergeſtalt an, daß ſie ſich zuſammen, und ſo gar mit dem Rio Vermejo vereinigen, und wenn ſie darauf wieder in ihre Betten zurücktreten, ſo laſſen ſie auf dem Boden, welchen ſie bedeckt haben, viele Sümpſe, die niemals austrocknen. Nach dem Garilaſſo de la Vega heißt der Nahme Pilco Mayo, in der Peruaniſchen Sprache, Sperlingsfluß, und der Uraguay, welcher der nordlichſte von ſeinen beyden Armen iſt, bedeutet in der Guaraniſchen Sprache

Sprache Verſtandsfluß, weil man mit vieler Vorſichtigkeit darauf ſchiffen muß, damit man nicht den Strom verliehre, und in die Sümpfe gerathe, welche ein Labyrinth ausmachen, woraus nicht leicht zu kommen ſeyn würde.

Der Rio Salado.

Rio Salado kommt nach Chaco unter dem Namen des Uebergangsfluſſes. Er iſt daſelbſt von einer ſo großen Schnelligkeit, daß man ſich ihm nicht ohne Gefahr anvertrauen kann. An dem Orte wo die Stadt Eſteco war, verändert er ſeinen Nahmen in Rio de Valbuena, und von ſeiner Quelle an, bis hieher, das iſt, in einem Raume von ungefähr vierzig Seemeilen, hat ſein Waſſer eine Blutfarbe, welches man dem Erdreiche in dem Thale Calchaqui zuſchreibet, wo dieſer Fluß durchgehet, und welche Farbe ſich nach dem Maaſe verändert, wie er andere Waſſer einnimmt. Er fängt nur erſt in der Höhe von Santiago an, den Namen Salado, oder geſalzener Fluß zu führen, ohne daß man weiß woher er ſolchen bekommen hat. Endlich, ehe er ſich in dem Rio de la Plata verliehrt, macht er einen Umweg nach Oſten; und da er einen kleinen Fluß, Saladillo genannt, einnimmt, ſo bildet er eine Inſel, die gleichſam einen Bogen macht, woran die Sehne der Fluß iſt. Dieſe Krümmung führt den Namen Rio de Coronda.

Der Rio de Vermejo.

Rio de Vermejo geht quer durch Chaco von Nordweſt gegen Südoſt, und verändert ſeinen Namen ebenfalls ſehr oft. Man weiß nicht woher dieſer Fluß den Namen roth hat, welcher dem Rio Salado beſſer zu zukommen ſcheinet. Er verliehrt ſich in dem Rio de la Plata, unter dem Namen Rio grande, oder des groſſen Flußes. Sein Lauf iſt ſo ruhig, daß es faſt eben ſo leicht iſt, ihn hinauf, als herunter zu fahren, vornemlich mit einem

kleinen

kleinen Sudwinde, der ſich alle Morgen um neun Uhr erhebt, und die Luft ſehr erfriſchet. Seine Ufer ſind auſſerordentlich angenehm. Er iſt ſehr fiſchreich, und man eignet ſeinem Waſſer allerhand Kräfte zu, als daß es den Stein und Gries, alle Harnübel, das Grimmen, die Gicht, die Waſſerſucht und die Unverdaulichkeit hebt. Es bekommt ſolche, ſagt man, von einem, an ſeinen Ufern ſehr gemeinen Kraute, welches die Spanier Yerva de Urina genannt haben. Man ſetzet hinzu, diejenigen, ſo es gewöhnlicher maſſen trinken, leben bis in das höchſte Alter ohne Runzeln und ohne Krankheit. Wenigſtens iſt es eine feſtgeſetzte Sage unter den Spaniern, daß von allen denen Soldaten, die von 1628. bis 1635. an Erbauung der Stadt Santiago de Guadalcazar gearbeitet, in der ganzen Zeit kein einziger geſtorben oder krank geworden, obgleich die bloſſe Umgrabung der Erde vermögend geweſen, Krankheiten zu verurſachen; und daß im 1710. und 1711. Jahre Dom Eſtevan d'Urizar, welcher lange Zeit auf dieſem Fluße, in Chaco hinfuhr, und in ſehr ſchlechter Geſundheit dahin gekommen, kaum von ſeinen Waſſer getrunken, ſo habe er ſich wieder vollkommen hergeſtellt befunden. Man fiſchet in einem Teiche, den er unter dem Namen Rio grande machet, die Perlen, von denen ich in dem erſten Buche dieſer Geſchichte geredet habe.

Verſchiedene andere Flüße.

Die meiſten andern Flüße in Chaco haben insgemein eine beſondere Eigenſchaft. Man findet einen daſelbſt, welcher grünes Waſſer hat, und Rio Verde heißt, ohne daß man hat entdecken können, woher es dieſe Farbe bekommt, welche nicht hindert, daß es nicht angenehm, geſund, und gut zu trinken ſey. Dieſer Fluß ergießt ſich in den Paraguay, ungefähr ſechzig Meilen über Aſſumption. Man hatte an ſeinen Ufern eine Stadt gebauet,

Namens Nueva Rioja, die nicht lange geſtanden hat. Ein anderer Fluß in Chaco, Namens Guayru, welcher von der chiriguaniſchen Cordilliera herunter kommt, und zwiſchen dem Pilco Mayo und Rio Vermejo fließt, hat ſehr ſalziges Waſſer. Einige andere gehen wieder in den Schoos der Erde, wie man ſolches auch an denen in Tucuman beobachtet.

Das Clima und die Fruchtbarkeit von Chaco.

Es gehet ihrer eine ſo große Anzahl aus der Cordilliera, daß, wenn der Schnee ſchmelzet, womit ſie bedecket iſt, welches insgemein um die Regenzeit geſchiehet, ſie austreten, und aus einem Theile von Chaco nur ein großes Meer machen, wovon das ganze Jahr über eine Menge Sümpfe übrig bleiben, die voller Fiſche ſind. Alsdann ſind die Einwohner genöthiget, die Zeit in ihren Piroguen zuzubringen, oder auf die Bäume zu klettern, wo ſie ihre Wohnung ſo lange nehmen, bis die Waſſer verlaufen ſind.

Dieſe Beſchwerlichkeiten aber werden durch große Vortheile erſetzet. Kaum iſt die Überſchwemmung vorbey, ſo werden alle die Ebenen von Chaco wie große Grasplätze, die von den hohen Bergen eine angenehme Ausſicht machen. Wie glücklich würde dieſes ſchöne Land ſeyn, wenn es fleißigere Einwohner hätte, welche die Vortheile, die ihnen die Natur anbietet, zu gebrauchen wüßten? Allein die Indianer in Chaco begnügen ſich nur, die Erde ein wenig umzugraben, wenn ſie nicht mehr überſchwemmt iſt; welches gleichwohl nicht hindert, daß ſie ihnen nicht überflüßige Früchte bringen ſollte; wiewohl die Jagd und Fiſcherey zu ihrem Unterhalte hinlänglich ſeyn könnten.

Wälder in dieſer Provinz.

Ein Theil von dieſer Provinz iſt mit großen Wäldern beſetzet, wovon einige kein anderes Waſſer haben, als was man in den

holen Bäumen findet; denn das ſind gleichſam ſo viele Behälter von einem ſehr klaren und ſehr geſunden Waſſer. Die Hitze ſollte daſelbſt natürlicher Weiſe übermäßig ſeyn, und das um ſo viel mehr, weil die Miſchung der Luft, daſelbſt viel Warmes und Trockenes an ſich hat. Der Sudwind aber, welcher ordentlich alle Tage daſelbſt wehet, breitet viele Kühle aus. In den mittägigen Theilen, iſt die Kälte zuweilen hart und ſtechend. Die Bäume, welche wir in Europa haben, ſind daſelbſt ſehr ſelten; unterdeſſen werden ſie durch andere erſetzt, die eben ſo gut ſind, als die unſrigen.

Längſt einem kleinen Fluße, Sinta genannt, findet man Cedern, die an Höhe aller andern Länder ihre übertreffen; und an der Seite der alten Stadt Guadalcazar ſieht man ganze Wälder, darinnen die Stämme über drey Klaftern im Umfange haben. Die Quinaquina iſt daſelbſt ſehr gemein; es iſt dieſes ein großer Baum, deſſen Holz roth, und von einem angenehmen Geruche iſt, und woraus ein wohlriechendes Harz tröpfelt. Seine Frucht iſt eine große, ſehr harte Bohne, die wegen ihrer Kraft in der Arzneykunſt ſehr berühmt iſt. Eben dieſes Land hat zehn bis zwölf Meilen lange Wälder, die einzig und allein aus großen Palmbäumen beſtehen. Der Kern dieſer Bäume, mit ſeinem Mark gekocht, iſt eine geſunde Speiſe, und von ſehr gutem Geſchmacke. Diejenigen, welche längſt dem Pilco Mayo wachſen, ſind eben ſo hoch, als die großen Cedern. Der Rival iſt ein Baum, der mit breiten, und ſehr harten Dornen ſtark beſetzt iſt, deſſen Blätter, wenn ſie gekauet werden, für ein allgemeines Hülfsmittel für alle Augenkrankheiten gehalten werden. Seine Frucht iſt ſüß und angenehm. Dieſes Land hat auch zweyerley Arten von Gayac, wovon dasjenige am höchſten geſchätzet wird, was die Spanier Santo Palo nennen.

Von den Kräutern. Die Anzahl der Arzeneykräuter, die man in Chaco gefunden hat, iſt unendlich; der Pater Lozano behauptet ſogar, daß man daſelbſt für ein jedes Übel ein beſonderes Kraut angetroffen habe. Dieſes könnte man aber, ohne die Sache zu vergrößern, wohl von allen bewohnten und bewohnbaren Ländern behaupten. Denn es iſt wohl ſchwerlich zu glauben, daß der Herr der Natur einem Lande, die einfachen und natürlichen Arzeneymittel, die daſelbſt nöthig ſind, ſollte verſaget haben. Sehen wir denn nicht, wie die Thiere überall, blos von dem Inſtinct getrieben, zu gewißen Kräutern ihre Zuflucht nehmen, und dieſelben beſſer zu nutzen wiſſen, als wir ſelbſt? Endlich bereitet man in Chaco auch Brod und ſehr gute Getränke von Getrayde und andern Früchten der Erde. Allein die Indianer thun der Sache manchmal zu viel, und machen ihre Getränke zu ſtark, wodurch ſie ſodann zu allen denenjenigen Ausſchweifungen verleitet werden, welche die Trunkenheit nach ſich ziehet.

Von den Thieren. Die Löwen in der Provinz Chaco haben rothes und ſehr langes Haar. Sie ſind ziemlich ſanftmüthig, und ſo furchtſam, daß ſie auf das Bellen eines Hundes die Flucht nehmen, und, wenn ſie nicht auf einen Baum klettern können, ſich fangen laſſen. Die Tiger ſind hier eben ſo groß, und grimmig als in Tucuman. Man hat daſelbſt bemerket, daß ſie den Harn eines Menſchen nicht vertragen können; und man bedienet ſich dieſer Kenntniß, ſich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu ſetzen. Man bemerket auch, daß ſie alle ihre Stärke verliehren, wenn ſie in den Weichen, um die Gegend der Nieren verwundet werden. Übrigens ſind ſie eben ſo gute Jäger im Waſſer, als auf dem Lande. In dieſer Provinz giebt es auch Eber von zweyerley Farbe, grau und ſchwarz. Die Haaſen, die Hirſche, die Straußen, die Meerwölfe ſind daſelbſt eben von einer ſolchen Beſchaffenheit, wie in den be-

nachbarten Provinzen. Es giebt daſelbſt ebenfalls rothe und ſchwarze Ziegen, wie in Tucuman. Man ſiehet keine weiße, als an den Ufern des Pilco Mayo. Man findet in dieſem Lande biß auf ſechſerley verſchiedene Arten von Gänſen und allerhand Federvieh.

Die Spanier nennen den Anta oder Danta, von dem wir ſchon geredet haben, das große Vieh; und aus dem, was der Pater Lozano von dieſem Thier meldet, ſcheinet zu erhellen, daß der Anta zu Chaco, in etwas von demienigen unterſchieden iſt, deſſen Beſchreibung ich oben von dem Pater Montoya entlehnet habe. Dieſes Thier, ſagt der Geſchichtſchreiber der Provinz Chaco, hat ſehr lange caſtanienbraune Haare, einen Pferdkopf und Mauleſelsohren, Kalbslippen, die Vorderfüße in zwo, die Hinterfüße in drey Klauen geſpalten. Auf der Schnauze hat es einen Rüſſel, den es verlängert, wenn es zornig iſt; ſein Schwanz iſt kurz, ſeine Beine ſind zart, und ſeine Zähne ſpitzig. Es hat zween Mägen, wovon ihm der eine zur Vorrathskammer dienet, worinnen man zuweilen verfaultes Holz und Bezoarſteine findet, die man für die beſten unter denen hält, welche aus America kommen. Wenn ſeine Haut an der Sonne getrocknet und zu Leder gemacht worden: ſo kann man ſie nicht durchſchießen; und ſein Fleiſch, iſt von dem Büffelsfleiſche nicht unterſchieden. Das Horn an ſeinem linken Vorderfuße hat eben die Kraft, welche man dem Elendsthiere, oder den Orignale in Canada zuſchreibt. Es bedienet ſich deſſelben eben ſo bey den Anfällen der fallenden Sucht, denen es unterworfen iſt, als das Orignal. Endlich verſichert man, daß, wann es zu viel Blut habe, es ſich die Ader mit der Spitze eines Rohrs öfnet, und daß die Indianer dieſes Hülfsmittel von ihm gelernet hätten.

Von dem Guanaco. Das Guanaco, oder Huanaco, welches in England unter dem Namen Wanostra bekannt iſt, vermuthlich weil ihm andere Völker in America dieſen Namen gaben, iſt in Chaco nicht weniger gemein, und trägt Bezoarſteine, vierthalb Pfund ſchwer. Man erzählet, der Indianer, von welchem die Spanier die erſte Kenntniß davon erhalten hätten, wäre von ſeinen Landesleuten umgebracht worden. Im Jahr 1723. hatten einige Engländer die Neugier, zwey Guanacos, die ſie zu Buenos Ayres gekauft hatten, mit nach England zu nehmen; man hat aber nicht erfahren, ob ſich dieſe Thiere daſelbſt vermehret haben. Dieſes Thier iſt eine Art eines kleinen Kameels; es hat keinen Fehler als dieſen, daß es diejenigen, welche es jagen, mit ſeinem Speichel beſpritzet, welcher krätzig macht. Man ſiehet ſie niemals anders, als truppweiſe, auſſer in wüſten Gegenden; und während der Zeit, da ſie auf dem freyen Felde ihre Nahrung ſuchen, ſtehet allezeit eines auf der Höhe ſchildwacht, um die andern bey der geringſten Gefahr, durch eine Art von Wiehern zu warnen. Alsdenn flüchten ſie ſich alle zuſammen in Oerter, die mit jähen Abſtürzen beſetzt ſind; und die Weibchen gehen mit ihren Jungen zuerſt. Das Guanacofleiſch iſt weiß, und von ziemlich gutem Geſchmacke, aber ein wenig trocken.

Andere Thiere. Die andern Thiere in Chaco: ſind der Zorillo, welcher von dem ſtinkenden Thiere in Canada nicht unterſchieden zu ſeyn ſcheinet; der Capivara, welcher ein zweylebiges Thier von der Geſtalt eines Schweins iſt, und von deſſen Fleiſche die Indianer große Liebhaber ſind, wie von dem Fleiſche des Loutre, welcher in dieſer Provinz ſehr gemein iſt, und ein ſehr zartes Haar hat; der Iguana, welcher von dem auf der Landenge wenig unterſchieden iſt. Der Quinquinchon iſt ein ſehr ſeltenes Thier, welches ſein Haus mit ſich trägt. Dieſes iſt eine ſehr harte Schaale,

in welche es ganz hinein kriecht. Sonſt hat es die Geſtalt eines Schweins. Es gräbet ſich mit ſeinen Pfoten und mit ſeinem Schwanze ein Loch in die Erde, drey bis vier Fuß im Durchſchnitte, worein es ſich verſtecket. Von den Schuppen, die es unter dem Bauche hat, gehet ſehr langes und dickes Haar hervor. Sein Fleiſch hat einen üblen Geruch. Man verſichert, es lege ſich, wenn es regnet auf den Rücken, um den Regen aufzunehmen, und bringe einen ganzen ganzen Tag in dieſer Stellung zu, indem es warte, daß ein erhitzter Damhirſch kommen, und das Waſſer ſaufen ſoll, womit ſeine Schaale angefüllet iſt. Sobald aber der Damhirſch ſeine Schnautze nur hinein geſtecket hat, ſo findet ſich ſolcher gefangen, ohne daß er Athem holen kann; und da ihn alle ſeine Bemühungen nicht wieder los machen können: ſo dienet er dem Quinquinchon zur Speiſe. Einige Engländer ſtellten 1728. dem Könige von Großbrittannien zwey von dieſen Thieren lebendig vor.

Es giebt noch eine andere Art Thiere, die man in Paraguay Tatou, und in Tucuman Mulica, oder Bulica nennet, welches in ſeiner Schaale eine ſo feſt verſchloßene Kugel bildet, daß man nicht einmal eine einzige Fuge gewahr wird. Es hat kein Haar, und ſein Fleiſch iſt von eines Spanferkels ſeinem nicht unterſchieden. Man trift auch einige derſelben in Braſilien an. Die Thäler endlich, welche zwiſchen den Gebirgen ſind, und durch die man in die Provinz Chaco kommt, haben dieienige Art von Schafen, die man in Peru Llamaez nennet, und welche man für kleine Kameele halten ſollte, wenn ſie einen Höcker hätten. Die Indianer des Landes bedienen ſich derſelben zu Laſtthieren; ihr Gang aber iſt ſo langſam, daß ſie des Tages nicht mehr als drey Meilen machen können, und wenn ſie die Müdigkeit nöthiget, ſich nieder zu legen, ſo

würs

würden ſie ſich eher tödten laſſen, als daß ſie mit ihrer Laſt wieder aufſtünden.

Von den giftigen Thieren.

Einige Schriftſteller verſichern, daß in Chaco kein giftiges Thier zu finden ſey; indeſſen hat man doch eine große Anzahl derſelben allda angetroffen. Es fehlet aber dieſem Lande nicht an Gegengift. Das vornehmſte darunter iſt die Vipernia, und die männliche und weibliche Contrayerva. Die Vipernia hält der Pater Lozano für des Dioſcorides Triſſago. Die andern ſind der Colmillo de Vibora, oder Solimon de la Tioſſa, das Tobacksblatt, die Aehre und der Halm von Maiz, und der Knochen von dem Beine einer Kuh gedörret, und auf die Wunde geleget. Man ſetzet hinzu, man müſſe, um dieſem letztern Gegengifte mehr Stärke zu geben, den Knochen mit Wein und Milch waſchen, und ihn ſo lange auf der Wunde laſſen, biß er von ſelbſt abfällt, welches geſchiehet, wenn kein Gift mehr vorhanden iſt.

Von den Bienen.

Es wäre zu verwundern, wenn es in einem ſo ſchönen Lande, wie dieſes iſt, keine Bienen geben ſollte. Alle Wälder ſind voll davon, und in den meiſten iſt kein Baum von einer gewißen Dicke, welcher nicht einen Bienenſtock enthält. Es iſt wahr, die Weſpen thun dieſen nützlichen Thieren erſtaunlichen Schaden; indeſſen hindert doch dieſes nicht, daß Chaco nicht einen großen Theil von America mit Honig und Wachs verſehen ſollte, welches an keinem andern Orte ſo vortreflich iſt, wie in dieſem Lande. Man ſaget nichts von den Vögeln dieſes Landes, die vermuthlich von gleicher Beſchaffenheit ſind, wie die Vögel in den benachbarten Provinzen. Man ſchließet aus dem Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber von ihrem Geſang, daß ſie daſelbſt, wie an allen andern Orten der neuen Welt, nicht ſo ſehr die Ohren durch ihren lieblichen Geſang, als die Augen durch

den Glanz und die Mannigfaltigkeit ihrer Federn entzücken.

Von der Zahl der Einwohner.

Wenn man nach der Anzahl der Völkerſchaften zu Chaco urtheilen wollte, deren Namen der Pater Lozano angiebt: ſo ſollte man ſich faſt einbilden, die Welt habe keine ſtärker bevölkerte Gegend; und in der That iſt dieſes Land auch mehr bevölkert, als irgend eine von den Provinzen, die es umgeben. Indeſſen iſt es doch nicht ſo ſtark bevölkert, als man es wegen der angenehmen Himmelsgegend, und der Fruchtbarkeit des Bodens wohl glauben ſollte. Eine iede von dieſen Völkerſchaften, kann nicht mehr als drey bis vier Flecken bevölkern, welches, bey genauer Überlegung der Umſtände, eben nichts ſonderbares iſt. Denn die Erfahrung hat uns ſchon gar oft belehret, daß ſich in denienigen Ländern, welchen die Natur vor andern günſtig geweſen, die Menſchen oft am allerwenigſten vermehren; es ſey nun, daß die Leichtigkeit, daſelbſt ohne Arbeit zu leben, die Menſchen viel fauler, nachläßiger und unabhängiger, und folglich, auch viel laſterhafter macht, oder daß auch die Zänkereyen und Kriege, welche aus dem unordentlichen Leben, und beſonders aus der Trunkenheit entſtehen, mehr Menſchen hinrichten, als ihrer können gebohren werden. Und daher kommt es, daß die Anzahl der Einwohner in dieſem Lande zuſehends abnimmt.

Uberdieſes weiß man aus einer ziemlich neuen Sage, daß die ſehr häufigen epidemiſchen Krankheiten, welche in den benachbarten Gegenden, beſonders in Tucuman, aus dem Verderbniß der Luft entſtehen, eine Menge Einwohner hinausgetrieben, welche ſich nach Chaco geflüchtet, und die anſteckende Seuche mit dahin gebracht haben. Wir haben auch ſchon bemerket, daß die Furcht vor den Spaniern eine große Anzahl Peruaner genöthiget habe, ihr Vatterland zu verlaſ-

ſen.

ſen. Von dieſer Nothwendigkeit, worinnen ſich dieſe Leute befanden, einen Zufluchtsort vor den Eroberern zu ſuchen, hat die Provinz zwar nicht wenig gewonnen. Allein dieſe Wanderungen haben nicht ohne Verluſt vieler Leute geſchehen können; und das herumſchweifende Leben, welches dieſe Flüchtlinge eine lange Zeit führen muſten, ehe ſie ſich auf beſtändig an einem Orte niederließen, war ihrer Vermehrung ebenfalls nicht gar günſtig.

Zwo beſondere Völkerſchaften in Chaco.

Nichts giebt die Vermiſchung der Völker, welche Chaco bewohnen, beſſer zu erkennen, als der Unterſchied ihrer Geſtalt, ihrer Gemüthsart und ihrer Gebräuche. Unterdeſſen kommen ſie doch in gar vielen Stücken miteinander überein, welches von dem genauen Umgange herrühret, den ſie miteinander haben, ingleichen von der Nothwendigkeit, ſich öfters mit einander zu vereinigen; und dazu veranlaſſen ſie die Spanier, welche auf allen Seiten um ſie herum wohnen, und durch die Schönheit ihres Landes, und durch die Begierde, ſich ſo verdrießliche Nachbarn vom Halſe zu ſchaffen, beſtändig bewogen werden, alle Mühe anzuwenden, dahin zu trachten, wie ſie den Meiſter über ſie ſpielen mögten. Gelegenheitlich werde ich von dem Unterſchied reden, der unter dieſen Völkerſchaften iſt; gegenwärtig aber kann ich nicht umhin, dasienige anzuführen was der Pater Lozano von zwoen dieſer Nationen, berichtet, die etwas ſo ſonderbares haben, daß ich niemals davon Meldung gethan haben würde, woferne ich nicht daß Zeugniß dieſes Mißionars vor mir hätte, der geſtehet, daß er dieſe Völkerſchaften zwar nicht ſelbſt geſehen, aber doch alle Beweiſe gehabt habe, die man von der Wahrheit einer Sache verlangen kann.

Er giebt der erſtern den Namen Collus oder Colluger; in der peruaniſchen Sprache aber heiſſet ſie Suripchaquins, welches Wort ſo viel als Straußenfüße bedeutet. Man nennet ſie darum ſo, weil ſie keine Waden an den Beinen haben, und weil ihre Füſſe, bis auf die Ferſen, den Straußen Füßen gleichen. Sie haben faſt eine Rieſengeſtalt. Ein Pferd kann ihnen nicht gleich laufen. Sie ſind ſehr kriegeriſch und haben ohne andere Waffen, als die Lanze, die Palomas, ſo ehehin eine zahlreiche Nation war, faſt völlig ausgerottet. Die zweyte hat nichts widernatürliches als die Größe, welche der Colluger ihre noch weit übertrift. Dasienige was der Pater Lozano von ihnen gemeldet hat, iſt aus einem Briefe des Pater Caſpar Oſorio entlehnet, von deſſen Martyrerstode wir in der Folge reden werden, und der dieſen Indianern das Evangelium geprediget hat. Folgendes hat er an ſeinen Provinzial, den Pater Franceſco Truxillo geſchrieben.

Er nennet ſie nicht, ſondern meldet nur, daß er ſie an einem kleinen Fluß nahe an dem Ort, angetroffen habe, wo die Stadt Guadalcazar, von der ich ſchon geredet habe, erbauet worden iſt. Nachdem er geſagt hat, daß er ſie ſo groß gefunden, daß wenn er ſeinen Arm aufgehoben, er noch nicht bis an ihren Kopf habe reichen können: ſetzet er hinzu, daß er ſich noch weit mehr über die Zärtlichkeit und über den Reichthum ihrer Sprache, über die Schönheit ihrer Gemüthsart, über ihre Höflichkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes habe wundern müſſen. In einem andern Briefe, den dieſer heilige Martyrer kurz vor ſeinem Tode an ſeinen General geſchrieben hat, ſcheint er es ſehr zu bedauern, daß man einer Völkerſchaft nicht beſſer begegnete, die wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Höflichkeit, ihrer guten Aufführung und ihrer Beſcheidenheit ſo hochachtungswürdig geweſen, und daß man nicht angefangen hätte, ihnen

eine Luſt zu der Lehre des Chriſtenthums beyzubringen, ehe man ihnen ein Joch auflegte, welches man ihnen von Tag zu Tage ſchwerer machte. Doch wir müſſen wider von den andern Völkerſchaften in Chaco reden.

Von den Einwohnern der Provinz Chaco überhaupt.

Überhaupt ſind die Indianer von Chaco von einer vortheilhaften Geſtalt; man hat, wie man ſagt, einige angetroffen, die mehr als ſieben Schuh lang waren. Sie haben ganz andere Geſichtszüge, als die meiſten Menſchen gemeiniglich haben, und die Farben womit ſie ſich mahlen, geben ihnen vollends ein ſchreckliches Anſehen. Sie ſuchen auch ihren Feinden dadurch einen Schrecken einzujagen. Ein ſpaniſcher Hauptmann, welcher mit Ehren in Europa gedienet hatte, wurde beordert, wider eine Völkerſchaft aus Chaco zu marchiren, die nicht weit von Santafe war, er wurde aber durch den bloßen Anblick dieſer Wilden dergeſtalt erſchreckt, daß er in eine Ohnmacht fiel. Die meiſten gehen ganz nackend, und haben gar nichts weiter am Leib, als einen Gürtel von Rinde, woran Vogelfedern von verſchiedenen Farben hängen. An ihren Feſten aber tragen ſie eine Mütze von eben dergleichen Federn auf dem Kopfe. Im Winter bedecken ſie ſich mit einer Kappe von ziemlich gut zubereiteten Fellen, die mit verſchiedenen gemalten Figuren gezieret ſind. Bey einigen Völkerſchaften gehen die Weiber eben ſo wohl nackend als die Männer.

Die gemeinſten Laſter aller dieſer Völker ſind die Wildheit, die Unbeſtändigkeit, die Treuloſigkeit und die Trunkenheit. Sie haben alle zwar viel Lebhaftigkeit, aber nicht die geringſte Fähigkeit des Geiſtes, etwas leicht zu begreifen, was nicht in die Sinnen fällt. Sie haben eigentlich zu reden, keine Art von Regierungsform. Ein jeder Flecken hat gleichwohl ſeine Caciken. Allein dieſe Oberhäupter haben keine andere Gewalt,

als die ſie durch ihre perſönlichen Eigenſchaften erlangen können. Viele von dieſen Völkern ſchweifen herum, und haben alle ihr Hausgeräthe bey ſich, welches eine Matte, ein Hamack, und eine Calebaſſe iſt. Die Gebäude derjenigen, die in Flecken leben, verdienen kaum den Namen der Cabanen. Es ſind elende Hütten von Baumzweigen, mit Stroh oder Graſe bedeckt. Indeſſen gehen doch einige an Tucuman gränzende Völkerſchaften bekleidet und haben beſſere Wohnungen.

Ihr liebſtes Getränk iſt der Chica, von dem ich bereits Meldung gethan habe. Sie verſammlen ſich, trinken, tanzen und ſingen, und dieſes währt ſo lange, bis ſie alle voll ſind. Alsdann fangen ſie an zu zanken; worauf es bald zu Schlägen kommt, ſo daß faſt ſelten ein ſolches Feſt vorüber gehet, ohne daß jemand das Leben dabey einbüßet, oder daß zum wenigſten Blut vergoßen wird. Die Weiber trinken auch bisweilen ſo viel, bis ſie ihre Vernunft verliehren. Sie gehen aber ordentlicher Weiſe auf die Seite, wenn ſie ſich in dieſen Verſammlungen befinden, ſo bald den Männern die Hitze in den Kopf ſteigt, und tragen ihnen ſo viel ſie können, die Waffen davon. Nichts iſt leichter, als daß dieſe Völkerſchaften untereinander uneins werden. Der Haß aber, den ſie gegen die Spanier hegen, macht daß ſie ſich gar bald wieder mit einander, wider dieſen ihren gemeinſchaftlichen Feind vereinigen, mit dem ſie ſich niemals aufrichtig ausſöhnen.

Faſt alle dieſe Indianer ſind Menſchenfreſſer, und haben keine andere Beſchäftigung als den Krieg und das Plündern. Sie haben ſich bey den Spaniern wegen ihrer grimmigen Blutbegierde in dem Gefechte, und noch mehr wegen ihrer Ränke, deren ſie ſich bedienen, ſie zu überfallen, ſehr furchtbar gemacht. Wenn ſie ſich zum Exempel vorgenommen haben, ei-

nen Wohnplatz auszuplündern: ſo iſt nichts in der Welt, was ſie nicht verſuchen, diejenigen einzuſchläfern oder zu entfernen, welche ihn vertheidigen können. Sie ſuchen ein ganzes Jahr lang den Augenblick, ſie zu überfallen, ohne ſich in Gefahr zu begeben. Sie haben unaufhörlich Kundſchafter im Felde, welche nur bey der Nacht ausgehen, und wenn es ſeyn muß, auf den Ellenbogen kriechen; die daher ſtets voller Schwielen ſind. Dieſes hat gemacht, daß einige Spanier geglaubt haben, ſie nähmen die Geſtalt eines Hausthiers an, um dasjenige zu beobachten, was bey ihren Feinden vorgieng. Wenn ſie ſelbſt überfallen werden, ſo macht die Verzweiflung ſie ſo grimmig, daß man keinen Spanier findet, der mit gleichen Waffen wider ſie ſtreiten wollte. Man hat Weibsperſonen geſehen, die ihr Leben den am beſten bewafneten Soldaten ſehr theuer verkauft haben.

Ihre Waffen. Wie ſie mit ihren Gefangenen umgehen.

Ihre Waffen ſind von der andern Indianer ihren nicht unterſchieden; es iſt ein Bogen, ein Pfeil, der Macana, nebſt einer Art Lanze oder Wurfſpieß von einem ſehr harten und wohlgearbeiteten Holze, den ſie mit vieler Geſchicklichkeit und Stärke führen, ob er gleich ſehr ſchwer iſt. Denn die Länge deſſelben beträgt funfzehn Spannen, und die Dicke iſt nach Verhältniß. Die Spitze davon iſt von Hirſchhorn mit einen krummen Hacken, welcher verhindert, daß ſie nicht aus der Wunde heraus gehen kann, ohne ſolche zu vergröſſern. Ein Strick, woran dieſer Wurfſpies gebunden iſt, dienet, ſolchen nach dem Stoße wieder zurückzuziehen. Das einige Mittel alſo, wenn man verwundet iſt, beſtehet darinnen, daß man ſich fangen läßt, oder ſich den Augenblick aufreißt, um ſich los zu machen. Wenn dieſe Unmenſchen einen Gefangenen machen, ſo ſägen ſie ihm den Hals mit einem Fiſchkienbacken

ab. Darauf ziehen ſie ihn die Haut von dem Kopfe, die ſie als ein Denkmal ihres Sieges aufheben, und womit ſie bey ihren Feſten prangen.

Ihre Geſchicklichkeit im Reuten.

Sie ſind geſchickte und verwegene Reuter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß ſie alle dieſe Theile des feſten Landes mit Pferden beſetzet haben. Dieſe Indianer halten ſie im Laufe auf, und ſchwingen ſich ohne Unterſchied von den Seiten, auch von hinten über das Creuz hinauf, ohne einen andern Vortheil, als daß ſie ſich auf ihre Wurfſpieße ſtützen. Sie bedienen ſich keiner Steigbügel; ſie lenken ihre Pferde nur mit einer bloſſen Halſter, und treiben ſie ſo muthig an, daß der am beſten berittene Spanier ſie nicht einholen kann. Weil die meiſten faſt allezeit nackend ſind: ſo haben ſie eine überaus harte Haut. Der Pater Lozano verſichert, den Kopf von einen *Mocovi* geſehen zu haben, deſſen Haut über dem Hirnſchädel einen halben Finger dick war.

Verſchiedene Gebräuche dieſer Americaner.

Die Weibsperſonen in Chaco zerſtechen ſich das Geſicht, die Bruſt und die Arme, wie die Mohrinnen in Africa und in Spanien, die Mütter zerſtechen ihre Töchter auf dieſe Art, ſo bald ſie gebohren werden; und bey einigen Völkerſchaften reißen ſie allen ihren Kindern von der Stirne an, bis auf die Scheitel des Kopfs, ſechs Finger breit die Haare aus. Alle Weibsperſonen in Chaco ſind ſehr robuſt, und kommen leicht nieder. So bald ſie entbunden ſind, baden ſie ſich, und waſchen ihre Kinder in dem nächſten Fluße. Ihre Männer begegnen ihnen hart, vielleicht weil ſie eiferſüchtig ſind. Ihrer Seits haben ſie nicht die geringſte Zärtlichkeit gegen ihre Kinder. Ihre Todten begraben ſie an dem Orte, wo ſie geſtorben ſind. Man ſteckt einen Wurfſpieß

auf das Grab, und hängt den Hirnſchädel eines Feindes daran, vornemlich eines Spaniers, wenn man einen haben kann. Darauf verläßt man den Ort und vermeidet ſo gar dahin zu gehen, ſo lange bis der Tode ganz vergeſſen iſt.

Urſprung der Chiriguones.

Die gröſte Hinderniß, welche die Spanier bey der Eroberung von Chaco, und die Mißionarien bey der Bekehrung zum Chriſtenthum gefunden haben, kam bisher von den Chiriguones her. Was den Urſprung dieſer Völker anbetrift, ſo ſind die Meinungen ſehr getheilet. Der Pater del Techo und Fernandez haben auf guten Glauben eines Manuſcripts des Ruy Diaz de Guzmann behauptet, ſie kämen von den Indianern her, welche den Alexis Garcia bey ſeiner Zurückkunft aus Peru umgebracht, und aus Furcht, es möchten die Portugieſen aus Braſilien ſeinen Tod zu rächen gedenken, ſich in die Chiriguoniſche Cordilliera geflüchtet hätten. Fernandez ſetzet hinzu, es wären ihrer damals nicht über vier tauſend geweſen. Garcilaſſo de la Vega aber, deſſen Zeugniſſ vorgehen muß, erzählet, es hätte der Ynca Yupanqui, zehnter Kayſer in Peru, unternommen, ſich die Chiriquones zu unterwerfen, welche ſchon in dieſen Gebirgen wohneten, wo ſie ſich durch ihre Tapferkeit und Grauſamkeit auf gleiche Art fürchterlich machten. Er ſetzet hinzu, der Zug des Ynca ſey ohne Frucht geweſen. Man weiß im Gegentheil, daß ſie keine andere Sprache haben, als der Guaranis ihre; man ſollte ſie daher faſt für eine Colonie dieſer Völkerſchaft halten, welche ihrer viele ſo wohl in Paraguay, als in Braſilien geſtiftet hat, wo ihre Sprache geredet, oder doch wenigſtens überall verſtanden wird.

Ihre Feindſeligkeit gegen die Spanier.

Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel richtig, daß die Spanier keine unverſöhnlichern Feinde haben, als die Chiriguo-

quones, welche an vielen Orten der Landſchaften Santa Cruz, de la Sierra, Charcas und Chaco ausgebreitet ſind; und ob ſie gleich in den neuern Zeiten unter dieſen Völkerſchaften Bundsgenoßen gehabt haben, welche ihnen ſehr wohl zu ſtatten gekommen ſind: ſo können ſie ſich doch auf ſie nicht weiter verlaſſen, als ſie ſolche durch die Furcht lenken können; und dieſes iſt eben ſo gar leicht nicht. Man kennet in dieſem Lande keine hochmüthigere, keine härtere, keine unbeſtändigere, und keine treuloſere Völkerſchaft, als dieſe iſt. Und wenn die Mißionarien noch nicht alle Hofnung aufgegeben haben, ſie zu gewinnen, ſo rühret dieſes blos davon her, weil ſie glauben, man müße niemals an der Barmherzigkeit Gottes verzweiflen.

Widerſetzen ſich dem Chriſtenthume.

Wenn man aber nach ihrer Gemüthsart, und nach der Haupturſache, die ſie von dem Chriſtenthum abgeneigt macht, nemlich nach dem Mißtrauen, daß ſie gegen die Spanier hegen, urtheilen ſoll, ſo wird beynahe ein Wunder nöthig ſeyn, wenn ſie zu ächten und beſtändigen Verehrern des wahren Gottes gemacht werden ſollen. Denn ſie ſtehen einmal in den Gedanken, daß ſie ſogleich von den Spaniern zu Sclaven würden gemacht werden, ſo bald ſie ſich erklärten, das Chriſtenthum anzunehmen. Man wird aus der Folge dieſer Geſchichte ſehen, daß ſie unter diejenigen gehören, von denen der Heiland zu ſeinen Jüngern geſagt hat, daß ſie den Staub von ihren Füßen abſchütteln ſollten, wenn ſie von ihnen hinweg giengen.

Der Pater Ignatius Chome, welcher ſehr nahe zu ihnen gekommen iſt, und ſeine Gedult gegen ſie, bis auf das höchſte getrieben hat, unterhielte ſich eines Tages mit einem von dieſen Unglaubigen, und ſagte ihm alles dasjenige, was ihm der heilige Eifer eingeben konnte, um einen Götzendiener auf die Wege des Heils zu leiten.

Nach-

Nachdem ihn dieſer Wilde ganz ruhig angehört hatte: ſprach er zu ihm: Du giebeſt dir ſehr viel unnütze Mühe; wir haben ein Herz, das viel härter iſt, als dieſe, (und hier wies er ihm ſeine Fauſt;) Du irreſt dich, erwiederte der Mißionar, euer Herz iſt wie ein Felſen. Das mag ſeyn, antwortete der Indianer; unterdeſſen ſind wir doch weit liſtiger, als du glaubeſt. Wenn iemand noch ſo verſchlagen iſt, ſo getrauen wir uns doch, ihn zu betrügen, er müßte denn ſehr auf ſeiner Hut ſeyn. Und eben dieſe ſchlimme Liſt, ſetzet der Pater Thome hinzu, iſt Urſache, daß es mit ihrer Bekehrung ſo ſchwer hält. Sie ſind, fähret er fort, von Natur ſehr luſtig, voller Feuer, ſcherzhaft, und ihre Scherze ſind auch witzig; verzagt, wenn ſie einen Widerſtand antreffen, hingegen auf das äußerſte verwegen, wenn ſie merken, daß man ſich vor ihnen fürchtet.

Unglücklicher Zug wider ſie.

Alle Macht in Tucuman hat ſie nicht zu Paaren treiben können, welches ſie gar wohl wiſſen. Sie haben auch ungeſtraft eine Menge Verheerungen in dieſem Lande angerichtet, und der unglückliche Erfolg eines Zuges, welcher 1572. durch den Vicekönig in Peru Dom Franceſco de Toledo verſucht wurde, um ſie unter das Joch zu bringen, hat ihren Übermuth nur mehr vergrößert. Alle Vorſtellungen, die man dieſem Herrn machte, waren vergebens; und da er ſich zu weit in ihr Gebirge hinein gewagt hatte, wurde er auf allen Seiten von ihnen umgeben; und konnte ſich mit genauer Noth, wiewohl in größter Unordnung, und mit Verluſt ſeiner Bagage, zurück ziehen.

Ihre Sitten.

Es ſcheinet die Chiriguones hätten ordentlicher weiſe nur eine Frau. Oftmals aber ſuchen ſie ſich unter den Gefangenen, die ſie im Kriege machen, die iüngſten Mädgens aus, um ſie als Beyſchlä-

ſchläferinnen zu gebrauchen, und ſie überall mit ſich herumzuführen. Das ſonderbarſte an ihnen iſt, daß ſie von einem Tage zum andern nicht einerley Menſchen ſind. Heute ſind ſie ganz vernünftig, und laſſen gut mit ſich umgehen; morgen ſind ſie ärger, als die Tiger in ihren Wäldern. Man erhält alles von ihnen, wenn ſie ihren Nutzen dabey ſehen. Wenn ſie nichts zu hoffen haben, ſo iſt ieder Menſch ihr Feind. Kurz, das lüderliche Leben und das Vollſaufen werden in ihrer Nation bis zur Ausſchweifung getrieben.

Einige friedfertigere Nationen von Chaco.

Wenn man dem rothen Fluße gegen Morgen folget, ſo trift man viele friedfertige Völkerſchaften an, die niemals iemand angreifen, die ſich aber zu ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung vereinigen, wenn ſie angegriffen werden. Xarque, ein ſpaniſcher Geſchichtſchreiber ſagt, daß dieſe Völker, bald nach der Ankunft der erſten Spanier in dieſer Provinz, die heilige Taufe empfangen hätten: da ihnen aber ihre neuen Herren übel begegnet, ſo hätten ſie die Parthey ergriffen, ſich zu entfernen; ſie hätten aber doch einige Gewohnheiten des Chriſtenthums beybehalten, vornemlich das Gebet, wozu ihre Caciken ſie verſammlen. Sie bauen das Feld, und ernähren ſich vom Vieh. Im Jahr 1710. machte Dom Eſtevan d' Urizar, Gouverneur in Tucuman einen Vertrag mit ihnen, wovon ſie noch das Original, als einen Schutzbrief wider die Unternehmungen der Spanier gegen ihre Freyheit aufbewahren. Ein Hauptpunct in dieſem Vertrage war, daß man ihnen einen Mißionar geben ſollte. Es äußerten ſich aber einige unbekannte Schwierigkeiten, welche hinderten, daß dieſes nicht geſchehen iſt. Dieſe Indianer ſind ſonſt von einem guten Naturelle, und die Fremden werden mit vieler Leutſeeligkeit von ihnen aufgenommen. Dieſes iſt es alles, was ich von dieſen Völkern, die der Pater Xarque nicht genennet hat, erfahren konnte.

Dom

Erſter Verſuch der Spanier auf Chaco.

Dom Andreas Hurtado de Mendoza, Marquis von Canjette und Vicekönig zu Peru, war der erſte, welcher den Vorſatz faſſete, der Krone Spanien den Beſitz von Chaco zu verſichern. Er ſchickte im Jahr 1556. den Hauptmann Manſo dahin, welcher ohne Hinderniß biß zu den großen Ebenen fortrückte, die man zwiſchen dem Pilco Mayo und Rio grande antrift. Dieſer Befehlshaber hatte unternommen, daſelbſt eine Stadt zu bauen, als er mitten unter der Arbeit, und in der größten Sicherheit, in einer Nacht, wo er mit ſeinen Leuten, im tiefeſten Schlafe lag, von den Chiriguones mit allen ſeinen Soldaten niedergemacht wurde. Der Name Manſo iſt denen Ebenen geblieben, die ſein Unglück berühmt gemacht hat.

Anlegung einiger Städte in Chaco.

Die Stadt Santafe, von deren Anlegung bereits Meldung geſchehen iſt, wurde anfänglich als eine zur Provinz Chaco gehörige Stadt angeſehen, weil ſie an dem gegen Abend liegenden Ufer des Rio de la Plata gebauet war, bis dahin viele dieſe Provinz erſtrecken. Da ſie aber ſeit deme ihre Lage geändert, ſo iſt ſie heut zu Tage viel zu weit von den Gränzen entfernet, welche der Pater Lozano der Provinz Chaco giebt. Man hatte eine andere Stadt, unter dem Namen Conception, an dem Ufer des rothen Flußes gebauet, oder vielmehr an einem Moraſte, welchen dieſer Fluß dreyßig Seemeilen weit von ſeiner Mündung in den Rio de la Plata machet. Sie erhielt ſich aber kaum ſechzig Jahre lang, und man ſiehet heut zu Tage nicht einmal mehr die Überbleibſel davon. Nichts beweiſet die Schwäche der Spanier in Paraguay beſſer, als daß ſie dieſes Etabliſſement nicht haben erhalten können, welches ihnen eine ſo ſchöne Thür eröfnete, in Chaco zu drin-

gen. Kurz, es iſt ſehr ſchwer geworden, den Ort wieder zu finden, wo die Stadt Guadalcazar, von der ich geredet habe, und die ſie ebenfalls haben verlaſſen müſſen, gelegen hat.

Der Pater Lozano berichtet, daß unter der Zeit, da Dom Martinez de Ledeſma mit Erbauung dieſer Stadt beſchäftiget geweſen, er niemals bis zu den Chicas Orejones, noch bis zu den Churumacas habe dringen können, welche ſich gegen Weſten in den Thälern, die unten an der Cordilliere ſind, und ſo nahe bey ihm niedergelaſſen, daß er den Rauch von ihren Dörfern ſah, wovon ſein Lager nur zehen bis zwölf Seemeilen entfernet war. Der Führer, welchen Ledeſma nahm, um ſich mit ſeinen Truppen dahin bringen zu laſſen, führte ſie allezeit irre. Eines Tages, da ſie ihn von ſeiner Untreue überzeugten, und ihm ſolche verwieſen, geſtund er ihnen, daß es ihm ſein Leben koſten würde, wenn er die Spanier in dieſe Dörfer führte. Warum wollen denn aber dieſe Leute nicht, fragte man ihn, daß man zu ihnen kommen ſolle? Weil ſie ſich fürchten, antwortete der Führer, daß, wenn ihr einmal den Weg dahin wüßtet, ihr ſie alle umbringen mögtet, wie es eure Vorfahren mit dem Ynca gemacht, um ſich ſeines Reiches und ſeiner Bergwerke zu bemächtigen. Der Führer ſetzte hinzu, die Chicas Orejones wären diejenigen, deren ſich die Yncas bedienet hätten, ihre Bergwerke zu bauen; nach dem kläglichen Tode des letzten von dieſen Kaiſern aber wären ſie zu den Churumacas geflüchtet, welche ſie wohl aufgenommen hätten. Eben dieſe Chicas, ſtammen, nach dem Berichte des Pater Lozano, von den edlen Orejones in Peru her, deren ſich die Yncae bedieneten, wenn ſie Eroberungen machen wollten.

Indeſ⸗

Indeſſen iſt gar nicht daran zu zweifeln, und die Spanier ſehen es mehr, als jemals ein, daß die Sicherheit und Ruhe der an Chaco gränzenden Provinzen, von der Eroberung der letztern abhänge. Allein ſie ſind bisher noch nicht im Stande geweſen, die Schranken zu durchbrechen, welche die Eroberung ſo ſchwer machen. Die Hofnung, welche die Prediger des Evangelii bisher noch nicht aufgegeben haben, daß ſie es durch die Vergießung ihres Blutes in dieſem Lande, noch dahin bringen würden, daß auch daſelbſt der wahre Gott ſollte angebetet werden, iſt ietzt das einige, was die Spanier noch tröſtet. Der Eifer der Mißionarien iſt auch noch nicht erkaltet. Der Herr aber hat dieſe feindſeligen Völkerſchaften bisher vielleicht blos deswegen unter ſo vielen chriſtlichen Kirchen gelaſſen, damit er ſich ihrer, wie ehehin der Philiſter, in dem Lande der Verheißung, bedienen könnte, dieienigen, die ſeine Güte mißbrauchten, zu ſtrafen, die Glaubigen aber zu prüfen.

Weiſſagung des heiligen Franciſcus Solano.

Die Spanier verlaſſen ſich auf eine Weiſſagung des heiligen Franciſcus Solano, wovon ihrem Vorgeben nach, ein großer Theil ſchon in die Erfüllung gegangen. Es iſt eine beſtändige Sage unter ihnen, dieſer Heilige habe die Verwüſtung der Stadt Eſteco, die Entdeckung vieler neuen Bergwercke, die Anlegung einer neuen Stadt zwiſchen Salta und St. Michael, und die Bekehrung der Provinz Chaco prophezeyet. Nun beſtehet Eſteco nicht mehr, und man hat Bergwerke zwiſchen Salta und Jujuy gefunden, die beyden andern Theile der Prophezeyung aber ſind noch in den Geheimnißen der Vorſehung. Allein wenn man mit Grund hoffen ſoll, daß ſich Chaco unter die Geſetze des Evangelii fügen werde, ſo iſt nöthig, daß die Spanier iene Gnade, die ihnen die catholiſchen Kö-

zugeſtanden haben, mit gehöriger Mäßigung gebrauchen, weil der Mißbrauch derſelben, der bisher noch nicht hat abgeſchaft werden können, eine Menge neuer Chriſten entweder zu Grunde gerichtet, oder die Flucht zu nehmen genöthiget, und der Bekehrung vieler andern eine unüberwindliche Hinderniß in den Weg geleget hat. Wir wollen dieſes, ehe wir in der Geſchichte von Paraguay fortfahren, deutlicher erklären.

Von den Commanden.

Man hat aus allen Indianern, die auf dieſe oder eine andere Art unter die Bothmäßigkeit der Spanier gekommen ſind, gewiße Departements oder Commanden aufgerichtet, die man gewißen Privatperſonen, auf eine beſtimmte Anzahl Jahre übergab, nachdem die Dienſte, welche dieſe Leute geleiſtet hatten, groß oder klein waren. Nachdem dieſe Zeit vorbey war, fielen ſie den Domainen wieder heim, und der Gouverneur gebrauchte dieſe Indianer, aus denen dieſe Commanden beſtunden, kraft ſeiner von dem Kaiſer erhaltenen Macht, zu den öffentlichen Arbeiten, wenn einige zu verrichten waren, oder er theilte ſie andern Privatperſonen aus, ſo, daß alſo ein ieder, wenn die Reihe an ihn kam, dieſes Vortheils theilhaftig gemacht wurde. Derienige, welcher eine ſolche Commande beſaß, hatte keinen Gerichtszwang über ſeine Indianer, welche ihm nur zwey Monate des Jahrs zu arbeiten, und von dem, was ſie ſich die übrigen zehn Monate verdieneten, einen gewißen Tribut zu bezahlen verbunden waren; von dem aber dieienigen, die das funfzigſte Jahr erreicht, ingleichen dieienigen, welche noch nicht achtzehen Jahr alt waren, frey ſeyn ſollten. Der fünfte Theil dieſes Tributs, mußte dem Seelſorger des Kirchſprengels zu ſeiner Unterhaltung gereicht werden. Die Beſitzer der Commanden hatten auch Befehl, für alle Nothwendigkeiten ihrer Indianer

zu

zu ſorgen, ſie in der Religion unterrichten zu laſſen, ſie wohl zu halten, und ihnen überhaupt als ihren Kindern zu begegnen. Weil aber Carl V. gar wohl einſah, daß dieſe guten Verordnungen nicht hinlänglich ſeyn würden, die Indianer von allen Plackereyen derer, denen man ſie anvertrauete, in Sicherheit zu ſetzen: ſo befahl er, einige Beamte über ſie zu ſetzen, die ihre Klagen anhören, und ihnen Recht ſchaffen ſollten. Allein auch die allerweiſeſten Anſtalten und die allerſchärfeſten Geſetze können oft der Gewinnſucht keine Schranken ſetzen, zumal wo der Souverain weit entfernet, und wo es leicht iſt, diejenigen, die ſeine Befehle ausrichten ſollen, zu beſtechen.

Indeſſen hätte bey dieſer gemachten Ordnung ein jeder ſeinen Vortheil finden können. Die Indianer hätten durch dieſes Mittel geſitteter gemacht werden, und eine Liebe zu ihren Herren bekommen können, welche als Väter mit ihnen umgegangen ſeyn würden; der König hätte treue Unterthanen bekommen, die nicht nur den Eigenthümern der Commanden, ſondern auch dem Staate nützlich geworden wären, wovon man in der Folge unwiderſprechliche Beweiſe finden wird; und die Kirche würde endlich gelehrige Kinder bekommen haben. Kurz, es ſcheinet nur allzurichtig zu ſeyn, daß dieſer ganze Theil von America das Chriſtenthum längſt würde angenommen haben, wenn alle diejenigen, die einige Gewalt über die Einwohner hatten, mit den Mißionarien einſtimmig geweſen wären, und ihnen eben ſo, wie dieſe, die Lehren des Evangelii angenehm gemacht hätten. Nach der Art aber, wie man ihnen würklich begegnet iſt, darf man ſich freylich nicht wundern, daß der meiſte Theil derejenigen, die das Chriſtenthum angenommen haben, demſelben wieder entſaget, weil man ihnen weder die Zeit, noch die Mittel zuließ, die Gebote deſſelben zu be-

beobachten. Denn nichts lag den Eigenthümern der Commanden weniger am Herzen, als die Sorge, ſie unterrichten zu laſſen. Zu dem machten die böſen Exempel, welche die Unglaubigen öfters vor Augen hatten, daß ſie dasjenige, was ſie ſahen, nicht mit dem, was man ihnen von der Heiligkeit des Evangelii ſagte, zuſammen reimen konnten. Es iſt daher auch gar kein Wunder, daß die einen nur ſo lange unter dem Joche geblieben ſind, als es ihnen unmöglich war, ſelbiges abzuſchütteln, und daß die andern heut zu Tage die allergefährlichſten Feinde der Spanier ſind.

Indeſſen iſt ſo viel richtig, daß der Nutzen, welchen man von dieſen Sclaven hatte, denn als ſolche werden ſie faſt insgemein behandelt, ihre Herren dergeſtalt an die Faulheit gewöhnet hat, daß ſie, wenn die Indianer entweder davon laufen, oder unter der Laſt der Arbeit unterliegen, in eine Armuth verfallen, wider die ſie ſich nicht zu ſchützen im Stande ſind. Es läßt ſich auch niemand von den traurigen Beyſpielen, die man immer vor Augen hat, witzigen. Der Mißbrauch der Commanden nimmt täglich zu, ohne daß die geſchärfteſten Befehle der catholiſchen Könige demſelben bisher haben Einhalt thun können.

Geſchichte von Paraguay.

Das vierte Buch.

Innhalt.

Wiederherſtellung des Hafens von Buenos Ayres. Lage und Beſchreibung dieſer Stadt. Von dem Clima und den Jahrszeiten daſelbſt. Von der Fruchtbarkeit des Landes umher. Mißionen des heiligen Franciſcus Solano, und des Pater Ludwig de Bolanjos in Paraguay. Zuſtand der Religion in dieſen Provinzen, nach ihrer Abreiſe. Die Jeſuiten werden nach Tucuman berufen. Drey derſelben kommen nach Salta, und von da aus nach Eſteco. Wie ſie zu Santiago aufgenommen werden. Ihre erſten Arbeiten in dieſer Stadt. Ihre Mißionen unter den Indianern. Drey andere Jeſuiten kommen nach Braſilien. Beſondere Begebenheit. Ein Unheiliger wird von Gott geſtraft. Die Vorſehung GOttes wachet über die Mißionarien. Sie kommen nach Cordua, und zween derſelben kehren nach Braſilien zurücke. Arbeiten des Pater de Ortega, und des Pater Barſena zu Cordua, und in den umliegenden Gegenden. Sie werden durch ein Wunderwerk von einer großen Gefahr befreyet. Drey Jeſuiten kommen nach Aſſumption, und wie ſie daſelbſt aufgenommen werden. Früchte ihrer Arbeiten. Die Patres de Ortega und Filds kommen in die Provinz Guayra. Von den Einwohnern dieſer Provinz. Von ihrer Religion. Verſchiedene Gebräuche dieſer Indianer. Von ihren Aerzten und Wahrſagungen. Beſchreibung der Provinz Guayra. Von einigen Steinen, die man daſelbſt gefunden hat. Fernere Nachricht von den Seltenheiten dieſes Landes. Was dieſe Provinz entvölkert hat. Die Patres Filds und Ortega kommen nach Aſſumption zurücke, wo die Peſt wütet. Der Pater Ortega unternimmt die Bekehrung eines indianiſchen Dorfes. Er kommt in große Gefahr. Die Jeſui-

ten bekommen zu Villarica ein Hauß. Empörung der Calchaquis. Der Pater Barſena hilft dem Gouverneur von Tucuman aus einem verdrießlichen Handel. Gemüthsart der Calchaquis; in was für einer Verfaßung ſie die Mißionarien verlaſſen. Gemüthsart der Lulles. Warum man ihnen das Evangelium nicht predigen könne. Vorſchlag einer Mißion bey den Frontones. Erfolg derſelben. Man arbeitet mit mehreren Nutzen zu Saint-Jean de Corientes. Neue Mißionarien zu Paraguay. Vorſchlag einer Mißion unter den Omaguacas. Beſchaffenheit dieſer Völkerſchaft. Jujuy wird zum drittenmal wieder hergeſtellet. Die Patres Barſena und Lorenzana kommen nach Paraguay zurück. Der Pater Romero kommt nach Aſſumption. In dieſer Stadt wird ein Collegium angelegt. Zuſtand der Religion in der Provinz Guayra. Erfolg der Arbeit des Pater de Monroy unter den Omaguacas; ſchöne Handlung dieſes Mißionarii. Er ſchlieſet einen Frieden mit dieſen Indianern. Derſelbe wäre bald wieder umgeſtoßen worden. Bekehrung der ganzen Nation. Tod und Bekehrung des letzten Prinzen aus dem Hauſe der Yncas. Tod zweyer Mißionarien. Begebenheit des Pater de Ortega. Etabliſſement der Jeſuiten zu Cordua. Zu den Diaguites kommen Mißionarien. Kommen in große Gefahr daſelbſt. Die Religion dieſer Indianer. Zahlreiche Bekehrung. Unvorſichtige Handlung eines ſpaniſchen Officiers. Folge derſelben. Die Vorſehung Gottes wacht über die Mißionarien. Die Jeſuiten bereden ſich über die Art und Weiſe, wie das Evangelium zu Paraguay geprediget werden ſoll. Vorſchlag einen Viſitator zu beſtellen, wird verworfen. Der Pater Ortega wird von dem heiligen Officio zu Peru in Verhaft genommen. Sein eigener Ankläger ſpricht ihn von der Anklage frey. Bekommt den Auftrag die Chiriguanes zu bekehren, iſt aber nicht glücklich in dieſem Geſchäfte. Sein Tod. Die Franciſcaner machen einen Verſuch die Chiriguanes zu bekehren; Folge deſſelben.

Das vierte Buch.

1580 - 1581. Wiederherſtellung des Hafens von Buenos Ayres.

Die vielfältigen Schifbrüche der ſpaniſchen Schiffe, welche aus Mangel eines ſichern Hafens an dem Rio de la Plata erfolgeten, machten endlich, daß man die Augen aufthat, und an dieſes nothwendige Stück mit Ernſt dachte; und da man nicht Urſache hatte lange zu wählen, wurde der Schluß gefaßt, den Hafen von Buenos Ayres wieder in brauchbaren Stand zu bringen, und alles mögliche anzuwenden, um die Einwohner wider die dort herum wohnenden Indianer in Sicherheit zu ſetzen. Dieſes Unternehmen war ſeit den neuen Niederlaſſungen, die man in den Provinzen Rio de la Plata und Tucuman gemacht hatte, viel leichter geworden, weil man daraus Beyſtand von Leuten hohlen konnte, um die Wilden im Zaume zu halten. Es iſt auch zu vermuthen, daß der Adelantade Dom Juan Ortiz de Zarate, ausdrücklichen Befehl dazu von Philipp II. erhalten habe; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß er nicht ohne Mannſchaft und Munition dahin gekommen iſt. Die Indianer ſuchten ſich zwar zu widerſetzen, ſo bald ſie merkten, daß man zu arbeiten anfieng. Der Adelantade aber ließ den Juan de Garay wider ſie in das Feld ziehen, der ſie auch nöthigte, ruhig zu ſeyn, nachdem ſie vorher etlichemal Schläge von ihm bekommen hatten. Die Stadt wurde an eben dem Orte wieder aufgebauet, wo Dom Pedro de Mendoza ſie angeleget hatte. Doch wurde der erſte Name derſelben Unſere

liebe Frau, mit dem Namen der heiligen Dreyeinigkeit von Buenos Ayres verwechſelt.

Lage und Beſchreibung dieſer Stadt.

Sie blieb indeſſen lange in einem ſolchem Zuſtande, welcher die Armuth der Provinz verrieth, wozu ſie gleichſam der Schlüſſel und der Mittelpunkt der Handlung iſt, die darinnen getrieben wird. Ich habe bereits gemeldet, daß ſie an dem gegen Abend liegenden Ufer des Rio de la Plata, ungefehr zweyhundert Meilen von dem Cap S. Maria, auf einem etwas erhabenen Erdreich liegt, welches gegen Norden zu, in den Fluß hinein gehet, zwiſchen dem vier und dreyßigſten Grad, vier Minuten, ſechzehn Secunden ſüdlicher Breite, nach dem Berichte des Pater Feuille, und nach den neueſten Beobachtungen, zwiſchen dem fünf und dreyßigſten Grade, dreyzehn Minuten. Die Stadt iſt ziemlich groß. Sie wird durch einen Bach von der Feſtung abgeſondert, wo der Gouverneur ſeine Wohnung hat. Sie beſtund anfänglich aus verſchiedenen Viertheln, zwiſchen welchen man Baumgärten und Ebenen gelaſſen hatte. Die Häuſer, welche meiſtens von Erde gebauet waren, hatten nur ein Stockwerk, ſo daß man die Stadt nicht eher ſah, als bis man ihr ſehr nahe kam. Dieſe Häuſer waren lange Vierecke, die nur ein Fenſter hatten, und viele hatten gar kein anderes Licht, als dasienige, welches durch die Thür hinein fiel. Ein Jeſuiterbruder aber, den man ungefehr vor vierzig bis funfzig Jahren hatte kommen laßen, die Collegienkirche zu bauen, lehrete die Einwohner Mauerſteine, Ziegel und Kalch zu machen. Seit dem ſind die Häuſer von Steinen und Ziegeln, und viele mit doppelten Stockwerken gebauet worden.

Zween andere Brüder von eben dieſem Orden, der eine ein guter Baumeiſter, und der andere ein geſchickter Maurer, beyde Italiäner, baueten, nachdem ſie

mit der Collegienkirche fertig waren, die Kirche der Väter der barmherzigen Brüder, die Franciſcanerkirche und das Portal der Hauptkirche; und dieſes ſind, wie man ſagt, lauter ſolche Gebäude, die ſich in den beſten ſpaniſchen Städten könnten ſehen laſſen. Man hatte auch dieſe beyden Meiſter angenommen, ein Rathhauß zu bauen. Da aber das Werk nach einem gar zu prächtigen Grundriße angefangen war, ſo fehlete es im Jahr 1730. am Gelde, und der Bau blieb ausgeſetzet. Indeſſen hatte die Stadt doch ſchon auf eine ſehr vortheilhafte Art ihre Geſtalt geändert; man darf ſich daher auch nicht wundern, wenn die Reiſenden, die ſelbige in den neuern Zeiten geſehen haben, eine viel ſchönere Beſchreibung davon machen, als diejenigen, die vor ihnen daſelbſt geweſen ſind.

Man zählte bereits ſechzehn tauſend Seelen darinnen, wovon aber faſt drey Vierthel Negern, Meſtitzen und Mulatten waren. Die erſten, deren Anzahl der andern ihre weit übertrift, machen, daß die Spanier leben können, welche ſich durch die Arbeit zu verunehren glauben würden. Selbſt diejenigen, welche neuerlich aus Spanien gekommen ſind, wollen als Edelleute leben. Es findet ſich nicht ein einziger, der ſich zum Dienſte des andern will gebrauchen laſſen; und man hat eben ſo viele Mühe, die freyen Indianer zur Arbeit zu bringen, welche über dieſes die Erlaubniß haben, in die Stadt zu kommen, und ſich auf den benachbarten Feldern nieder zu laſſen. Dieſe Abneigung von der Arbeit kommt daher, daß ſie bey der erſten Errichtung der Commanden übermäßig dazu gezwungen wurden. Man trift in den Gegenden von Buenos Ayres herum noch einige Flecken an, deren Einwohner zu den Commanden gehören, und die ihre Pfarrkirche an dem äußerſten Ende der Stadt haben, welche keine andere Kirche für die Spanier hat, als die Hauptkirche.

Von dem Clima und den Jahrszeiten daſelbſt.

Man hat dieſe Stadt ſeit einigen Jahren vergrößert; wir werden aber in der Folge davon reden. Sie hat übrigens wegen der Lage, und wegen der guten Luft, die man daſelbſt einathmet, alles, was eine Stadt blühend machen kann. Sie kann mit der Zeit in einen noch beßern Zuſtand kommen, wenn nur Paraguay, wovon ſie der einige Hafen iſt, mehr bevölkert würde, und die Einwohner anfiengen fleißiger zu werden. Der Winter fängt daſelbſt im Junius, der Frühling im September, der Sommer im December, der Herbſt aber im Märzmonate an; und dieſe Jahrszeiten ſind ſehr ordentlich. Im Winter ſind die Regen ſehr häufig, und ſtets mit ſo erſchrecklichen Donnern und Blitzen begleitet, daß die Gewohnheit das Schrecken vor demſelben nicht vermindert. Die Sonnenhitze wird dem Sommer über, durch kleine kühle Winde gemäßiget, die ordentlicher Weiſe zwiſchen acht und neun Uhr des Morgens entſtehen. Die Ausſicht eines Drittels der Stadt, erſtrecket ſich über weite Gefilde, welche ſtets mit einem ſchönen Grüne bedeckt ſind. Der Fluß machet die beyden andern Drittel ihres Bezirkes, und ſcheinet gegen Norden, wie ein großes Meer zu ſeyn, welches keine andern Gränzen hat, als den Horizont. Man findet darinne viele Fiſche; beſonders fiſchet man ſehr viele von einer Gattung, ſo die Spanier Peſche Reyes nennen.

Die Fruchtbarkeit des Erdreichs.

Die Fruchtbarkeit des Erdreichs um die Stadt, ſtimmet mit der vortreflichen Luft überein, und die Natur hat nichts geſparet, um einen angenehmen Aufenthalt daraus zu machen. Das Holz iſt daſelbſt ſelten, weil man noch nicht angefangen hat Bäume zu pflanzen, die doch ſehr wohl fortkommen würden. Man findet aber ihrer viele in den Inſeln wovon der Fluß voll iſt. Der einzige fruchttragende Baum, den man um Buenos Ayres herum findet

det iſt der Pferſichbaum, deſſen Früchte vortreflich ſind. Er iſt über dieſes ſo gemein, daß man Zweige davon zu verſchiedenen Gebrauche abſchneidet. Der Weinſtock kommt allda nicht fort, weil man noch kein Mittel hat ausfindig machen können, ihn vor einer Art von Ameiſen zu verwahren, die ihn bis die auf die Wurzel abfreßen, ſo bald er anfängt zu treiben. (*)

Franz Solano und Ludwig Bolanjos predigen das Evangelium in Paraguay.

Nichts fehlte der Stadt Buenos Ayres, wie überhaupt dem ganzen Lande, das unter dem Namen Paraguay begriffen wird, ſo lange, als die geiſtliche Hülfe, die ſo wohl zur Erhaltung der alten Chriſten in der Übung ihrer Religion; als zur Bekehrung der Unglaubigen nöthig geweſen wäre. Wir haben ehehin ſchon gemeldet, daß Carl V. denen Gouverneurs, die er dahin ſchickte, nichts ſo ernſtlich eingeſchärfet habe, als dieſes, daß ſie Geiſtliche und andere Ordensleute mit ſich nehmen, und ihnen zur Verrichtung ihres Amtes allen nöthigen Beyſtand leiſten ſollten. Philipp II. that eben dieſes; und die Mißionarien, wovon die erſten aus dem Franciſcaner Orden waren, machten ſich auch des Vertrauens, das dieſe großen Fürſten auf ſie ſetzten, nicht unwürdig. Sie tauften ſehr viele Indianer. Allein die öftern Empörungen dieſer Völker, gegen welche man nicht allezeit die gehörige Mäſſigung beobachtete; und die inneren Unruhen, welche ſeit ſechzig Jahren faſt täglich in dieſer Colonie herrſcheten, hinderten den Fortgang des Glaubens auf das äuſſerſte.

Die Provinz Tucuman war anfänglich weit glücklicher. Denn kaum hatten die Spanier angefangen, ſich daſelbſt nieder zu laſſen, ſo war man ſchon in Peru darauf

(*) Dieſe Beſchreibung iſt aus den ſchon angeführten Briefen des Pater Cataneo genommen.

darauf bedacht, Mißionarien dahin zu ſchicken. Es ſtund auch nicht lange an, ſo erſchien der heil. Franciſcus Solano, mit ſehr vielen Geiſtlichen aus ſeinem Orten daſelbſt. Er durchzog dieſes Land von einem Ende zum andern, kam ganz nahe an Chaco, und ſtreuete überall den Saamen des Wortes aus. Und dieſes geſchah mit einem ſo glücklichen Erfolge, als man natürlicher Weiſe von einem ſo frommen und von Gott ſo hochbegnadigten Manne erwarten konnte. Allein da er gar bald von ſeinen Obern nach Peru zuruck berufen wurde, ſo war ſeine Mißion nur wie eine bald wieder vergehende Wolke, die zwar die dürren Felder auf eine Zeitlang mit dem Regen, den ſie herabſchicket, befeuchtet und fruchtbar macht, ſie aber nachgehends wieder in ihre vorige Unfruchtbarkeit verfallen läſſet. Der Pater Ludwig de Bolanjos, einer von ſeinen Schülern, und ein ebenmäßig frommer Mann, hatte unter den Guaranis von Paraguay eine Gemeine eifriger Chriſten geſammlet, und ſie eine Zeitlang regieret. Er hatte ſo gar einen Catechiſmum in ihre Sprache überſetzet, von dem ich in der Folge noch weiter reden werde. Da ihm ſeine Obern, ſeines hohen Alters und ſeiner abnehmenden Kräfte wegen zurück beriefen, ſo fiel die kleine Heerde, die er geſammlet hatte, und welcher er vermuthlich keinen Hirten aus ſeinem Orden zurücklaſſen konnte, einige Jahre hernach in die Hände der Jeſuiten, und ward gleichſam der Saame jener blühenden Kirche von Parana und Uruguay, deren glückliche Anlegung wir bald melden wollen. Dieſer Knecht Gottes erfuhr ſolches kurze Zeit vor ſeinem Tode, zu ſeiner gröſten Freude.

Zuſtand der Religion in Paraguay nach ihrer Abreiſe.

Wenn wir dieſe kleine Heerde ausnehmen, die ſich mit vieler Mühe erhielt, ſo ſah es um die Religion in dieſen Provinzen ſehr betrübt aus. Die Weltgeiſtlichen, die nur für die Spanier beſtimmet, und

noch dazu nicht gar zahlreich waren, hatten für ſich genug zu thun; die Ordensgeiſtlichen aber, deren noch weniger waren, konnten nicht alle Indianer in den Commanden beſorgen, zumal da ſie ſich ſehr viele unnütze Mühe geben muſten, ihnen eine Religion angenehm zu machen, wider die ihnen die Unbarmherzigkeit ihrer Herren und die böſen Exempel, welche ſie beſtändig vor ſich ſahen, die ſchlimmſten Vorurtheile beygebracht hatten. Endlich ſahen ſich die Biſchöfe von Paraguay und Tucuman in die traurige Nothwendigkeit geſetzet, bey dem Könige, und dem Rath von Indien häufige und ernſtliche Vorſtellungen thun zu laſſen und um Arbeiter zu bitten, welche ihnen beyſtünden, ihrem Amte ein Genügen zu leiſten.

Die Jeſuiten werden nach Tucuman beruffen.

Beſonders litte die Provinz Tucuman Mangel daran. Man traf ganze Städte daſelbſt an, worinnen ſich kein Priſter befand. Niemand war vorhanden, der die Kinder unterrichtete, und oft muſten die Kranken, ohne einen geiſtlichen Beyſtand ſterben. Dom Franciſcus Victoria aus dem Dominicanerorden, der Biſchof dieſer Provinz, traf bey ſeiner Ankunft daſelbſt keinen einigen Geiſtlichen, und bey nahe auch keinen einigen Religioſen an, der mit den Indianern zu reden im Stande war. Er ſahe ſich daher zu ſeinem gröſten Verdruße genöthiget, ſeine Hofnung, die Unglaubigen zu bekehren, aufzugeben. Man fieng damals an, die Jeſuiten in America kennen zu lernen. Sie waren ſchon ſeit dreyßig Jahren in Braſilien, welches der Pater Anchieta mit dem Geruche ſeiner Heilichkeit und dem Glantze ſeiner Wunder erfüllte. Seit kurzen hatten ſie ſich in Peru niedergelaſſen. Sie hatten bereits in dieſen beyden Königreichen eine unendliche Anzahl Bekehrte gemacht, und man ſagte überall öffentlich, dieſer neue Orden, deſſen Stifter zu der Zeit gebohren

worden, da Chriſtoph Columbus anfieng, die neue Welt zu entdecken, hätten einen beſondern Beruf und Gnade vom Himmel erhalten, das Reich Jeſu Chriſti daſelbſt aufzurichten.

Aus dieſem Grunde faßte der Biſchof von Tucuman den Entſchluß, ſo viele von dieſen Ordensleuten in ſeine Diocös zu berufen, als er würde bekommen können. Er ſchrieb zu dem Ende zu einer Zeit zugleich, an den Pater Anchieta, und an den Pater Juan Atienſa, welche beyde Provinzialen ihrer Geſellſchaft, der erſte in Braſilien, der andere aber in Peru war, und beſchwur ſie auf das höchſte, ihm ihren Beyſtand nicht zu verſagen. Beyde waren über den traurigen Zuſtand, in welchem ſich dieſer Prälat befand, und über das Vertrauen, womit er ſie beehrte, ſehr gerühret. Der Pater Atienſa, welcher der nächſte, und am erſten im Stande war, ihm ſchleunig zu Hülfe zu kommen, befahl auf der Stelle dem Pater Franciſus Angulo, und dem Pater Alphonſo Barſena, die in der Provinz Charcas arbeiteten, ſich augenblicklich nach Tucuman zu begeben, und einen Frater, Namens Juan Villegas, als Catecheten mit dahin zu nehmen.

Drey derſelben langen zu Salta an.

Sie gehorchten ohne Anſtand, und langten 1586. zu Salta an, wo man in den vier Jahren, ſeit deme dieſe Stadt war erbauet worden, noch keinen einzigen Prieſter geſehen hatte, und wo ſie als Engel vom Himmel aufgenommen wurden. Alle Einwohner der Stadt, und ſelbſt diejenigen, die ſich allerley Ausſchweifungen ergeben hatten, freueten ſich über ihre Ankunft, und bedienten ſich ihres geiſtlichen Raths. Die Patres waren nicht weniger mit den Indianern zufrieden, deren Sprache ſie ſo ziemlich verſtunden. Es that ihnen nur leid, daß ſie nicht an einem Orte bleiben konnten, wo ihr

Eifer

Eifer ſo viel zu thun fand, und wo ſie dem Anſehen nach, auch nicht ohne Seegen würden gearbeitet haben. Allein man erwartete ſie zu Santiago. Sie reiſeten über Eſteco dahin, welches nur funfzig Meilen davon entfernet iſt. Sie trafen daſelbſt die nämlichen Bedürfniße, aber auch den nämlichen Eifer an, ſo wohl bey den Spaniern, als bey den Indianern, von denen viele ſchon von dem heiligen Franciſcus Solano waren getauft worden, ſich ihre Gegenwart zu Nutze zu machen. Sie konnten ſich aber nur einen Monatlang daſelbſt aufhalten, indem ſie von dem Biſchof einen Brief erhielten, worinnen er ſie bat, ohne Verweilung nach Santiago zu kommen.

Wie ſie zu Santiago aufgenommen werden.

Dom Juan Ramires de Velaſco, der Gouverneur von Tucuman, erwartete ſie mit einem eben ſo ungeduldigen Verlangen, als Dom Franciſcus de Victoria. So bald er erfuhr, daß ſie nicht mehr weit entfernet wären, ritt er ihnen, in Begleitung des Adels und der Officier, entgegen. Als ſie in die Stadt kamen, waren die Straßen, durch welche ſie gehen muſten überall mit Blumen beſtreuet. Man hatte auch verſchiedene Triumphbögen aufgerichtet. Der Biſchof, welcher ein feyerliches Dankfeſt angeordnet hatte, führte ſie, nachdem er ſie auf das zärtlichſte geküßet hatte, in ſeine Hauptkirche, bewillkommte ſie mit den gröſten Lobeserhebungen, und ſtimmte ſelbſt das Te Deum an, welches von ſeiner Geiſtlichkeit abgeſungen wurde. Endlich führte er ſie in ſein Haus, wo ſie in Zukunft wohnen ſollten.

Ihre erſten Arbeiten in dieſer Stadt.

Man zählte damals fünf hundert Familien zu Santiago; und das Land umher war ſehr ſtark mit Indianern beſetzet. Die Spanier richteten auch auf den benachbarten Feldern, welche ſehr angenehm ſind, faſt täglich neue Woh-

nungen auf. Unterdeſſen hatte der Biſchof nicht mehr als fünf Geiſtliche und etliche wenige Ordensleute, die er brauchen konnte. Er nahm zwar für ſeine Perſon allemal die ſchwerſte Laſt auf ſich; er muſte aber doch oft unterliegen. Die neuen Mißionarien trafen alſo hier genug Gelegenheit an, ihren Eifer zu beweiſen. Sie ermangelten aber auch nicht ihr Amt mit aller Treue zu verwalten. Den Anfang damit machten ſie bey den Altglaubigen, indem ſie wuſten, daß ihr gutes Beyſpiel bey den Neubekehrten und bey den Unglaubigen, für die ſie insonderheit geſandt zu ſeyn glaubten, großen Nutzen ſchaffen würde. Sie theilten ihre Zeit ſo ein, daß ſie bald predigten, bald Beichte hörten, bald die Kranken beſuchten, oder beſondere Unterredungen hielten. Man hörte ſie auch mit aller Ehrerbietung an, man kam mit dem gröſten Vertrauen zu ihnen, und überall trafen ſie ſolche Herzen an, die ihr Wort gerne annahmen. Die gantze Stadt bekam gar bald ein anderes Anſehen, man hörte ſowohl bey Tage als bey der Nacht, auf den Straſſen und in den Häuſern geiſtliche Lieder ſingen. Der Biſchof war eben ſo unermüdet, als ſie ſelbſt, und die Freude die ſein Hertz erfüllte, unterſtützte ihn bey allen Beſchwerlichkeiten, die er über ſich nehmen muſte.

Ihre Mißionen unter den Indianern.

Man vergaß auch der Indianer nicht. Der Pater Angulo konnte die quitchoaniſche Sprache, die unter ihnen geredet wurde, fertig ſprechen, und der Pater Barſena hatte diejenige, die ihre eigentliche Mutterſprache war, ebenfalls gelernet, ſo daß ihn jedermann verſtund. Die Ehrerbietung und das Zutrauen, wovon ihnen die Spanier die aufrichtigſten Merkmale gaben, ſetzten ſie bey den Eingebohrnen des Landes in guten Credit. Sie liefen Haufenweiſe zu und ließen ſich unterrichten, ſo daß ſich die Patres ſelbſt darüber wundern muſten, daß ſie alleine zu ſo vielen Arbeiten hinlänglich waren. Nach Verlauf einiger Zeit wünſchte der Pater Angulo, daß der

der Pater Barſena nach Eſteco zurückkehren, und einen Geiſtlichen dahin begleiten möchte, der zum Seelſorger dieſer Stadt war ernennet worden. Daſelbſt ſollte er eine Mißion unter den um dieſe Stadt herum wohnenden Indianern anfangen, die in funfzig Dörfer eingetheilt waren, welche ſehr weit von einander entfernet lagen, und durch verſchiedene Berge und Moräſte voneinander abgeſondert waren, wodurch die Communication unter ihnen ſehr ſchwer gemacht wurde.

Es war kurz vorher ein abgefallener und herumſchweifender Mönch daſelbſt angekommen, welcher, ohne ein Wort von der Landesſprache zu verſtehen, eine Menge Indianer getauft und zu Chriſten gemacht hatte. Da dieſe nicht einmal wuſten, was das Chriſtenthum eigentlich ſey, ſo verunehrten ſie die Heiligkeit der Würde, die ihnen mitgetheilet worden war, damit, daß ſie noch immer fortfuhren, nach ihrem alten Aberglauben und nach ihren viehiſchen Lüſten zu leben. Auf dieſe nun hatte der Mißionar ſein vorzüglichſtes Augenmerk gerichtet. Er kam innerhalb neun Monaten, mit dem Frater Villegas in alle ihre Dörfer, und machte nicht nur aus dieſen wahre Glaubige, ſondern vermehrte noch dazu die Anzahl derſelben mit ſechs bis ſieben tauſend neugetauften Chriſten, die alle wohl unterrichtet waren, und einen groſſen Eifer für die Religion bewieſen. Er hatte auch die Hofnung, ſeine geiſtlichen Eroberungen noch weiter zu treiben. Er wurde aber von dem Biſchof nach Santiago berufen, der ihn mit den Pater Angulo nach Cordua ſchicken wollte.

Drey Jeſuiten kommen von Braſilien nach Paraguay.

Der glückliche Erfolg ihrer Arbeit in dieſer Stadt, übertraf ihre eigene ſowohl als des Biſchofs Erwartung. Sie begaben ſich hierauf auch auf das Land hinaus, um den Unglaubigen Jeſum Chriſtum zu predigen. Sie

hatten auch bereits eine große Anzahl bekehret, als ſie Nachricht erhielten, daß man ihnen neue Gehülfen aus Braſilien zugeſchickt habe. Sie kehrten ſogleich nach Cordua zurücke, um dieſe neuen Arbeiter zu empfangen, die ſchon auf dem Wege dahin begriffen waren, und auch bald nach ihnen daſelbſt anlangten. Es waren ihrer fünf von Braſilien abgereiſet; nämlich der Pater Arminio, Superior dieſer kleinen Geſellſchaft, und die Patres Juan Salonio, ein Spanier, Thomas Filds ein Schottländer, Stephan Grao und Emanuel de Ortega, aus Portugal. Dieſer letztere war unter dem Pater Anchieta zu ſeinem Apoſtoliſchen Amte zubereitet worden.

Beſondere Begebenheit, die ſich mit ihnen zutrug.

Sie thaten dieſe Reiſe zur See; und als ſie in die Einfahrt der Bay von Rio de la Plata gekommen waren, ſo glaubten ſie ſchon auſſer aller Gefahr zu ſeyn, als ihr Fahrzeug von einem engliſchen Schiffe angegriffen wurde, welches ſich deſſelben leicht bemächtigte. Der Hauptmann entrüſtete ſich bey dem Anblick dieſer fünf Jeſuiten auf eine unanſtändige Art. Nachdem er ſie mit Schimpfworten beleget, ſo ſetzte er ſie auf einer wüſten Inſel aus, und war entſchloſſen, ſie daſelbſt erhungern zu laſſen. Er änderte aber hernach ſeine Gedanken wieder, und ließ ſie an Bord kommen, wobey er ſagte, er wollte ſie an die große Rhaa hängen laſſen. Sie fanden bey ihrer Ankunft daß man ihre Bagage geplündert hatte; wie ſie ſich denn deßen ſchon zuvor verſehen hatten. Einen Augenblick darnach erblickten ſie einen Engländer, welcher einige Agnus Dei auf das Verdeck warf, auf den Pabſt ſchimpfte, und ſie mit Füßen treten wollte.

Die göttliche Gerechtigkeit ſtraft einen Gottloſen.

Der Pater Ortega konnte dieſe Gottloſigkeit nicht vertragen. Er lief auf den Engländer zu, und da er durch ſei-

ne Vorſtellungen nichts bey ihm ausrichten konnte, ſo nahm er ihn bey dem Fuße, um ihn wegzubringen. Indem ſich dieſer Unglückſelige ſträubete, ſtieß er mit dem Kopfe wider ein Stück Holz, und verwundete ſich ganz leicht. Indeſſen gerieth das Schifsvolk bey Erblickung des Blutes, welches aus ſeiner Wunde floß, in eine Wuth, und warf in der erſten Hitze den Jeſuiten in das Meer. Weil dieſer Pater ſehr gut ſchwimmen konnte ſo erreichte er gar leicht das Schif wieder, und die Engländer halfen ihm herauf, damit ſie ihm, wie ſie ſagten, einen grauſamern Tod anthun könnten. Unterdeſſen da ſie ſich darüber berathſchlageten, fieng der Heiligthumsſchänder, den ſie rächen wollten, an zu ſchreyen, er empfände ſehr heftige Schmerzen an dem Fuße, womit er die Agnus Dei getreten habe. Man erblickte auch in der That ein Geſchwür daran, und der kalte Brand war ſchon dazu geſchlagen. Man eilete ihm das Bein abzunehmen, es war aber zu ſpät, der kalte Brand war ſchon in das Blut getreten, und der Kranke ſtarb noch an eben dem Tage.

Beſondere Vorſehung Gottes, in Anſehung dieſer Mißionarien.

Eine ſo ſichtbare Strafe Gottes ſetzte alle Engländer in Furcht. Man ſagte nichts mehr davon, daß man den Mißionar hinrichten wollte, und das Schif machte ſich zurechte die magellaniſche Straſſe zu erreichen. Nach Verlauf einiger Tage, welche die Jeſuiten zubrachten, ohne daß man ihnen etwas zu eſſen gab, ließ ſie der Hauptmann in ein kleines Fahrzeug, ohne Ruder und ohne Lebensmittel ſteigen und ſagte zu ihnen, ſie könnten hingehen wohin ſie wollten. Da ſie alſo der Willkühr der Wellen überlaſſen waren, ſo ſahen ſie nun nichts anders vor ſich, als daß ſie entweder würden untergehen oder verhungern müſſen. Allein ſie waren unter dem Schutze desjenigen, der den Elementen gebeut. Ihr Fahrzeug gieng gleichſam durch eine unſichtbare Hand geleitet, ohne ſich aufzuhalten, bis an den

Hafen Buenos Ayres hinauf, woſelbſt ſie den Biſchof von Aſſumption Dom Alfonſo von Guerra, aus dem Dominicaner Orden antrafen, welcher eben dieſe Stadt beſuchte, indem Buenos Ayres noch keinen eigenen Biſchof hatte.

Sie langen zu Cordua an.

Dieſer Prälat wendete alle Mühe an, ſie zu bereden, daß ſie ihn in die Hauptſtadt ſeiner Diocös begleiten möchten, und führte dieſes vornemlich als einen Bewegungsgrund an, daß die guaraniſche Sprache, die ſie in Braſilien gelernet hätten, ebendiejenige ſey, die insgemein von den Indianern in Paraguay geredet würde, und daß es ihnen folglich leicht ſeyn würde, bey ihrer Dahinkunft an dem Heile der Seelen zu arbeiten. Sie ſchützten aber den ausdrücklichen Befehl ihres Provinzials vor, vermöge deßen ſie gehalten wären, ſich nach Tucuman zu begeben; wie ſie denn auch wirklich nach Cordua abreiſeten. Sie hatten einen Weg von hundert und zwanzig Meilen zu machen, welcher meiſtens über große Ebenen gieng, wo man wenigſtens damals keinen Menſchen antraf. Da dieſer Weg noch nicht viel bekannt war, und nur ganz ſelten gemacht wurde, ſo muſten ſie ſich eines gemeinen Fuhrwerks bedienen, das aus einem bedeckten Wagen beſtund, der von Ochſen gezogen wurde, auf den man zugleich die nöthigen Lebensmittel, inſonderheit das Waſſer laden muſte, indem auf dem Wege keines zu finden iſt, das man trinken könnte.

Zween von ihnen kehren nach Braſilien zurück.

Sie erfuhren erſt bey ihrer Ankunft zu Cordua, daß ſich einige Ordensleute aus ihrer Geſellſchaft, in der Provinz Tucuman befänden. Dieſe Nachricht bekamen ſie von ihnen ſelbſt, und dadurch wurde der Pater Arminio veranlaſſet, den Entſchluß zu faſſen, nicht weiter zu gehen. Er ſahe bald ein, daß Tucuman viel leichter

ter aus Peru als aus Braſilien, Mißionarien würde bekommen können, wo es ohnedem ſo viel zu thun gab, daß man kaum Arbeiter genug aus Portugal würde herbeyſchaffen können. Er gab noch über dieſes dem Pater Angulo zu verſtehen, daß er glaubte, man würde dieſe Vermiſchung ſpaniſcher und portugieſiſcher Mißionarien an den Höfen zu Madrid und Liſſabon nicht gerne ſehen, ohngeachtet beyde Reiche damals nur einen Herrn hatten. Er erklärte endlich, daß er für ſeine Perſon entſchloſſen ſey, nach Braſilien zurücke zu kehren, doch wolle er keinen von denen die bisher mit ihm gereiſet wären, nöthigen, ihm zu folgen oder hier zu bleiben. Indeſſen war der Pater Grao der einzige, der ihn nicht verlaſſen wollte; die drey andern aber, die eine reiche Erndte vor ſich ſahen, entſchloſſen ſich erſt einen Befehl von ihrem Provinzial zu erwarten, ehe ſie in ihre vorige Mißion zurücke kehrten. Dieſer Befehl aber blieb aus. Der Pater Ortega blieb mit dem P. Barſena zu Cordua, und der Pater Angulo nahm die beyden andern mit ſich nach Santiago.

1588. Die Arbeiten des Pater Ortega und des P. Barſena zu Cordua, und in daſigen Gegenden.

Zu der Zeit, da Dom Hieronimus Ludwig de Cabrera die Stadt Cordua anlegte, zählte man vierzig tauſend Indianer in dem Diſtrict, den er dazu auserſehen hatte. Allein dieſe Anzahl fieng gar bald an, ſich zu verringern, woran niemand anders Schuld war, als die Einwohner dieſer Stadt ſelbſt. Sie hatten dieſe Völkerſchaften durchaus nicht geſchonet, die ſich ihnen ohnedem nur aus Furcht unterworfen hatten. Viele brachte der Verdruß und die harten Arbeiten, die ſie von ihnen forderten, um das Leben. Sehr viele andere hatten ſich entfernet, und auf diejenigen, die noch zurückgeblieben waren, konnte man ſich wenig verlaſſen. Das einige Mittel, ſiezu bewegen, daß ſie da blieben, und ſich in den Geheimnißen der Religion unterrichten

ließen, beſtund darinnen, daß man ſie mit Liebe, und durch Geſchenke zu gewinnen ſuchte. Allein die Armuth der beyden Ordensleute hinderte ſie, dieſen letztern Weg einzuſchlagen, der freylich nicht nöthig geweſen wäre, wenn man dieſe Unglaubige vorher nicht wild gemacht hätte. Mit der Zeit erſetzte aber der gute Ruf, den ſie ſich durch ihre Frömmigkeit erwarben, ihre guten Sitten, ihre Liebe und ihr Eifer, den Mangel aller andern Mittel.

Man hatte bisher in dieſem Lande viele Unglaubige getauft, ohne ſie zuvor zu unterrichten; und indem man die Ausbreitung des Glaubens mit den gröſten Eifer befördern wollte, legte man dieſem Geſchäften doch ſelbſt die gröſten Hinderniße in den Weg. Die Mißionarien ließen daher dieſes ihre erſte Sorge ſeyn, den Neugetauften dasjenige beyzubringen, was man ihnen gleich Anfangs hätte ſagen ſollen, daß man nämlich die chriſtliche Religion keineswegs nach dem Wandel derer, die ſich zu derſelben bekenneten, beurtheilen müße. Sie waren hierinnen auch weit glücklicher, als ſie es erwartet hätten. Die ganze Gegend um Cordua herum, war in kurzer Zeit mit Catechumenen und wahren Chriſten beſetzt. Ein einziger Winter war hinlänglich, eine ſo große Veränderung zu Stande zu bringen; und die beyden Mißionarien machten bereits alle Anſtalten, mit ihren geiſtlichen Eroberungen noch weiter zu gehen. Man ſtellte ihnen zwar die Gefahr vor, der ſie ſich ausſetzen würden, wenn ſie ſich in die unfruchtbaren Länder wagten, wobey ſie ſich zugleich der Wuth der allerwildeſten Völkerſchaften ausſetzen würden, die man in dieſem Theile des feſten Landes kennete. Allein ſie ließen ſich durch nichts von ihrem Vorhaben abwendig machen. Der Himmel ſegnete es auch mit ſeinem Gedeyen. Es war aber auch nöthig daß derſelbe, nach der Verheißung

Jeſu

Jeſu Chriſti, ihre göttliche Sendung durch Wunderwerke beſtätigte. Ich will nur ein einiges davon anführen, welches ſich auf das Zeugniß zweyer Schriftſteller (*) gründet, die es als eine iedermann bekannte Sache erzählet haben.

Der Himmel befreyet ſie von einer großen Noth.

Dieſe Mißionarien litten ſchon viele Tage Mangel an Lebensmitteln; ia es war bereits ſo weit mit ihnen gekommen, daß einer des Tags nicht mehr, als zwölf Körner Maiz zu verzehren hatte, ohne daß ſie eine Hofnung vor ſich ſahen, wie ſie ſich vor dem Hunger retten ſollten, wenn ihr Vorrath gar aufgezehret ſeyn würde. Der Pater Barſena, welcher nicht ſo ſtark war, als der andere, fieng ſchon an unterzuliegen, als er an einem Abend, da er von dem Gebete zurückkam, dem Pater Ortega befahl, die Meße zu leſen, ſobald die Mitternachtſtunde vorbey ſeyn würde, und ſich ſodann auf den Weg zu machen, um in einem ſpaniſchen Wohnplatze, der ungefehr funfzig Meilen von dem Orte, wo ſie ſich befanden, entfernet war, Lebensmittel einzukaufen. So ſonderbar dieſer Befehl einem Manne hätte vorkommen ſollen, der ſich kaum mehr in der Höhe erhalten konnte, ſo gehorchte er doch ohne Widerrede, und entlehnte ein Pferd. Kaum hatte er ſich aufgeſetzt, ſo ſchien es, als flöge daſſelbe mit ihm davon. Er muſte über die höchſten Gebirge, das Pferd aber lief, als ob es auf der Ebene wäre. Er ſtieß auf verſchiedene Haufen Indianer, welche ihm das Leben zu nehmen droheten, und doch getrauete ſich keiner ihn aufzuhalten.

(*) Der Pater del Techo, in ſeiner Geſchichte von Paraguay B. 1. C. 30. der Pater Canot, in einer geſchriebenen Nachricht.

Gegen Mittag wollte er ſein Pferd ein wenig ausruhen laſſen, und ſchlief ein. Nachdem er erwacht war, ſetzte er ſich wieder auf, und kurz darauf langte er bey den Spaniern an. Er vollendete alſo dieſe Reiſe in weniger als eilf Stunden, wozu ein anderer, wegen der ungebahnten Wege, wenigſtens etliche Tage würde nöthig gehabt haben. Er ſagte dem Herrn der Wohnung nichts davon. Als derſelbe aber hörte, weswegen er eine ſo lange und beſchwerliche Reiſe vorgenommen hatte, ließ er alſobald einen von ſeinen Leuten mit einigen Indianern abreiſen, um dem Pater Barſena alles zu überbringen, was er nöthig hatte. Der Pater de Ortega reiſete nach ihnen auch ab, und kam in einer eben ſo kurzen Zeit wieder bey dem Pater Barſena an, als er gebraucht hatte, den ſpaniſchen Wohnplatz zu erreichen. Die Leute hingegen, welche die Lebensmittel brachten, langten erſt nach zwölf Tagen an, ohngeachtet ſie wohl beritten waren, und ſich unterwegs nicht aufgehalten hatten.

Solche Männer, die der Himmel ſo aufſerordentlich beſchützte, konnten alles von Gott hoffen, dem ſie dieneten. Sie wurden aber zu der Zeit, da ſie nicht von ferne daran dachten, das Reich Jeſu Chriſti bis an das äußerſte Ende des feſten Landes auszubreiten, von dem Dom Franceſco Victoria nach Santiago zurückberufen. Dieſer Prälat hatte alles erfahren, was ſie ausgeſtanden hatten; er glaubte daher er würde ſie einbüßen, woferne er ſie der Hitze ihres Eifers überließe, und da er bereits erkläret hatte, daß er ſein Bisthum alſobald niederlegen würde, woferne er den Pater Barſena verliehren ſollte, ſo ernennte er ihn zu ſeinem Generalvicarius, und übertrug ihm ſeine ganze Macht ohne die geringſte Einſchränkung. Er ſchickte zu gleicher Zeit den Pater Ortega, und die zween andern Jeſuiten, die mit ihm aus Braſilien gekommen waren, zu den Indianern ab, die um den rothen Fluß herum

wohneten, indem dieſelben eine Neigung zur chriſtlichen Religion bewieſen. Der Pater Barſena erhielte die Erlaubniß ſie dahin zu begleiten; und da er eine faſt unglaublich Menge Indianer, die ſich daſelbſt verſammlet hatten, zu Geſicht bekam, gerieth er in einen ſolchen heiligen Eifer, daß er in eine Ohnmacht fiel; daher man ihn nach Santiago zurückbringen muſte.

Drey Jeſuiten kommen nach Aſſumption.

Die drey Patres, welche er an dem Ufer des rothen Flußes zurückgelaſſen hatte, und die ſich Hofnung gemacht, die Sprache der Indianer, unter denen ſie ſich befanden, von ihm zu lernen, wurden durch dieſen Zufall in eine große Verlegenheit geſetzet. Sie berichteten ihren Superior, daß ſie aufs neue von dem Biſchof zu Paraguay ernſtlich erſucht worden wären, zu ihm zu kommen, und daß ſie ihre Kenntniß, die ſie von der guaraniſchen Sprache hätten, ſogleich in Stande ſetzen würde, an dem Heil der Seelen zu arbeiten. Der Pater Angulo ließ ſich dieſe Vorſtellung gefallen, und gab ihnen die Erlaubniß nach Aſſumption reiſen zu dörfen. Sie hatten ſeine Erlaubniß kaum erhalten, ſo machten ſie ſich auf den Weg: Sie trafen den Biſchof daſelbſt nicht an, ſondern einen Pater aus dem Dominicanerorden, welcher ſeine Stelle vertrat. Die Einwohner nahmen ſie eben ſo freudig auf, wie die Patres Angulo und Barſena, bey ihrer Ankunft in der Stadt Santiago waren bewillkommet worden.

Sie trafen in eben dieſer Provinz, wenn man einige Guaranis ausnimmt, die von den Franciſcanern unterrichtet worden waren, eine eben ſo große Unwiſſenheit in den Geheimnißen der Religion, und noch weit ſchlimmere Sitten unter dieſen Indianern, aber auch eine eben ſo große Begierde ſie zu hören und ſich ihren Unterricht zu Nutzen zu machen, an, als in der Provinz

vinz Tucuman. Um die Spanier ſchien es eben ſo ſchlecht auszuſehen. Sie ſuchten alſo ihr Amt an den einen, wie an den andern zu verrichten, und in einer Zeit von weniger als drey Monaten konnte man die alten Chriſten nicht mehr von den neuen unterſcheiden. Sie richteten hierauf ihr Abſehen auf die gegen Morgen wohnenden Guaranis. Da ſich es aber nicht mehr thun ließ, die Hauptſtadt zu verlaſſen, ſo blieb der Pater Salonio daſelbſt, die andern beyden aber begaben ſich an Bord, um den Paraguay hinauf zu fahren.

Die Patres Ortega und Filds kommen in die Provinz Guayra. Beſchreibung dieſer Provinz und der Einwohner derſelben.

Nachdem ſie ihre Fahrt eine Zeitlang fortgeſetzet hatten, ließen ſie ſich auf der rechten Seite an das Land ſetzen, und giengen hundert und funfzig Meilen zu Fuß fort, bis ſie an die erſten Flecken der Guaranis in der Provinz Guayrá kamen, die von dieſen Indianern, welche öfters auch Guayranis genennet worden, vermuthlich ihren Namen bekommen hat. Da in dieſer Provinz, wie wir bald hören werden, der Grund von derjenigen chriſtlichen Republik geleget worden iſt, welche in der Folge einen der wichtigſten Gegenſtände in dieſer Geſchichte ausmachen wird, ſo wird es nöthig ſeyn, ſo wohl dieſe Provinz ſelbſt, als die Einwohner derſelben näher kennen zu lernen. Die Guaranis, welche an den Ufern des mitternächtigen Theils des Parana wohneten, und von denen nicht unterſchieden waren, welche Dom Alvare Nunjez Cabeca de Vaca antraf, als er von der St. Catharinen Inſel nach Aſſumption reiſete, hatten ſich auch an den Flüßen niedergelaſſen, welche ſich in dieſen Fluß ergießen; und dieſes iſt die Gegend welche man Guayra nennete. Sie lebten in ziemlich volkreichen Dörfern, worinnen die Caciken, von denen keiner von dem andern abhienge, und deren Würde erblich war, aus eben dieſem Grunde eine große Gewalt über ihre Vaſallen hatten. Doch gelangten bisweilen

auch bloße Privatperſonen, wie ſich dieſes bey allen Völkern, die mehr kriegeriſch, als geſittet ſind, öfters zu ereignen pfleget, durch ihre Tapferkerkeit, und manchmal auch dadurch, wenn ſie ihre Sprache wohl reden konnten, zu dieſer Würde. Dieſe Sprache ſoll nach dem Zeugniße des Pater de Montoya, welcher ſolche vollkommen innen hatte, keiner von den ſchönſten Sprachen, die uns bekannt ſind, etwas nachgeben. Es war daher ſolchen Perſonen, welche ſich in ihrer Sprache am beſten ausdrücken konnten, und die etwann noch über dieſes den Ruhm einer beſondern Tapferkeit hatten, etwas leichtes, eine gewiße Anzahl Familien an ſich zu ziehen, die ſie ſodann für ihre Caciken erkenneten. Auch ihre Nachkommen behielten alsdann dieſe Würde, deren Vorzüge beſonders darinnen beſtunden, daß ihre Vaſallen, ihre Felder anbauen, ihr Getraide einſammlen und ihnen ihre Töchter überlaßen muſten, wenn ſie es verlangten.

Ihre Religion. Nach dem Tode eines Caciken, konnte einer von ſeinen Brüdern, ſeine Wittwe heurathen. Dieſes aber geſchah gar ſelten. Überhaupt hatten dieſe Indianer keinen Gefallen an ſolchen nahen Heurathen; und diejenigen, welche das Chriſtenthum angenommen haben, heuratheten niemals in ihre Freundſchaft, und auch nicht einmal in ſolchen Graden, wo die Kirche zu diſpenſiren pfleget. Die Vielweiberey war unter ihnen niemanden als den Caciken erlaubt. Was ihre Religion anbelangt, ſo erkannten ſie nur einen einigen Gott; und wenn ſie auch den Gebeinen ihrer Gauckler, von denen ſie in ihren Leben einige Dinge geſehen hatten, die nach ihrer Meinung die Kräfte der Natur überſtiegen, einige Achtung bewieſen, ſo ſahen ſie ſelbige deswegen doch nicht für Götter an, ohngeachtet die Art des Dienſtes, den ſie ihnen leiſteten, von demjenigen, womit andere Nationen ihre Götzen ehreten, nicht viel unterſchieden war. Übrigens brachten ſie Gott niemals

mals ein Opfer; man hat auch niemals eine Spur von einer feſtgeſetzten Art des Gottesdienſts bey ihnen angetroffen.

Verſchiedene Gebräuche dieſer Indianer.

Sie rechneten die Jahre nach den Wintern. Selten aber zehlten ſie bis auf zehn, ohne ſich zu verſtoßen. Die Zeit zum Aufſtehen erkannten ſie daran, wenn das Siebengeſtirn an dem Horizont zu erſcheinen anfieng. Sie glaubten in dem Himmel ſey ein Tiger und ein ſehr großer Hund, welche die Sonne und den Mond zu verſchlingen pflegten, wenn ſich dieſe Geſtirne verfinſterten; und darüber geriethen ſie allemal in eine gewaltige Unruhe. So bald eine Frau niedergekommen war, ſo beobachtete ihr Ehemann, eine ſehr ſtrenge funfzehntägige Faſten, gieng nicht auf die Jagd, und hatte mit niemand einen Umgang. Die Indianer glaubten daß das Leben des Kindes von der genauen Beobachtung dieſes Gebrauchs abhienge. Sie haben eine Art der Taufe, von deren Beſchaffenheit man uns aber noch nicht unterrichtet hat. Was die Beylegung des Namens anbelangt, ſo geſchah ſolche auf eine Art, woraus die Wildigkeit dieſer Nationen deutlich abzunehmen iſt. Man wartete mit dieſer Ceremonie ſo lange, bis man einen Kriegsgefangenen gemacht hatte; dieſer wurde zum Tode beſtimmet; unter der Zeit aber wurde er ſehr wohl gehalten; man gab ihm auch ſo viel Mädgen und Weiber, als er nur wollte, und wenn der Tag gekommen war, ſo erwürgte man ihn mit vielen Umſtänden. So bald er todt war, kam iedermann, und rührte den todten Leichnam mit der Hand an, oder ſchlug ihn mit einem Stecken. Und bey dieſer Gelegenheit bekamen alle dieienigen Kinder einen Namen, die bisher noch keine gehabt hatten. Wenn dieſes vorbey war, ſo wurde der Cörper in Stücken zerſchnitten, und eine iede Familie trug ihren Theil davon, ließ ihn kochen, und verwandelte das Fleiſch in eine Art eines Breyes,

wovon ein ieder einen Löfel voll bekam. So gar pflegten die Mütter ihren Kindern, die noch an ihren Brüſten lagen, ein wenig davon in den Mund zu geben.

Die Art, wie ſie dieienigen bewillkommten, die von einer langen Reiſe zurück kehrten, hatte etwas ganz ſonderbares. Wenn der Reiſende angekommen war, ſo machte er den Anfang damit, daß er ſich in der Cabanne niederſetzte, ohne ein Wort zu ſagen. Sobald dieſes geſchehen war, giengen die Weiber eine Zeitlang ſtillſchweigends um ihn herum, auf einmal aber erhoben ſie ein iämmerliches Geſchrey, und hierauf folgte eine lange Erzehlung aller verdrießlichen Begebenheiten, die ſich in der Familie des Reiſenden, während ſeiner Abweſenheit zugetragen hatten. Die Mannsperſonen bedeckten ihr Angeſicht, und wiederholten eben dieſe Erzehlung mit leiſer Stimme, und dieſe Ceremonie dauerte lange, oder kurz, nachdem nämlich die Achtung, die man gegen den angekommenen Reiſenden trug, groß oder klein war. Hierauf wünſchte man ihm zu ſeiner Ankunft Glück, und beſchenckte ihn ſo gut man konnte.

Die Weiber ſtürzten ſich bey dem Tode ihrer Männer, von einem ziemlich hohen Orte herab, und verſtümmelten ſich dadurch manchmal auf ihre übrige Lebenszeit. Dieſe Indianer glaubten, daß ſich die Seele, wenn ſie aus dem Leibe ſcheidet, nicht weit von dem Cörper entfernete, und wohl gar bey demſelben in dem Grabe zur Geſellſchaft bliebe, woſelbſt man einen leeren Raum ließ, damit ſie fein Platz haben möchte. Die erſtern, welche das Chriſtenthum annahmen, konnten mit genauer Noth von dieſem Gebrauche abwendig gemacht werden. Man erwiſchte ſo gar einige chriſtliche Weiber, welche heimlich an den Ort des Begräbniſſes ihrer Kinder und Männer gegangen waren, und die Erde, womit ſie bedecket waren, durch ein kleines Sieb laufen lieſſen, um ihrer

Seele

Seele eine Erleichterung zu verſchaffen, die, wie ſie ſagten, ohne diſe gebrauchte Vorſicht, allzuſehr gedrucket werden würde.

Wenn ein Mädgen im Stande war zu heurathen, ſo wurde es einem Weibe übergeben, bey der es, acht Tage lang, die härteſten Arbeiten verrichten muſte, eine ſchlechte Koſt bekam, und nicht einen Augenblick Ruhe genoß. Aus der Art, wie ſie ſich dieſe Zeit über aufführte, urtheilte man, ob ſie arbeitſam und zur Sparſamkeit geſchickt wäre. Wenn dieſe Zeit vorbey war, ſo ſchnitt man ihr die Haare ab, kleidete ſie ſehr prächtig, gab ihr allerley Edelgeſteine, womit ſich dieſes Geſchlecht gerne ſchmückte, und erklärte ſie für mannbar. Es wurde einem Mädgen für ein groſſes Verbrechen angerechnet, wenn ſie vor dieſer Probzeit, einen Umgang mit einer Mannsperſon hatte; wenigſtens muſte dieſes ſehr heimlich geſchehen.

Von ihren Aerzten und Wahrſagungen.

Die Guaranis halten ſehr viel auf die Wahrſagungen; und nichts hat den Mißionarien mehr Mühe gemacht, als ihnen dieſe Chimere aus dem Kopfe zu bringen. Dieſes rührte vornämlich davon her, weil die Gauckler, die zugleich ihre Aerzte waren, ſich bey ihnen in ein groſſes Anſehen geſetzt hatten, indem ſie ihnen beybrachten, daß ſie aus dem Geſange der Vögel zukünftige Begebenheiten erkennen könnten, und daß ſie von dem Himmel die Macht erhalten hätten, alle Arten der Krankheiten zu heilen. Indeſſen beſtund ihre Art zu heilen blos darinnen, daß ſie an dem kranken Theile ſaugten, und ſich ſtellten, als ob ſie vermittelſt deſſelben etwas herausgeſogen hätten, das ſie vorhin in den Mund genommen hatten, und welches ſie nachgehends für die Urſache der Krankheit ausgaben. Dieſes Mittel hatte eine ſtarke Wirkung auf die Einbildungskraft der Kranken; und das heißt ſchon viel gethan. Übrigens fielen ſie ihnen nicht weiter zur Laſt,

Wenn ſie gleich der Natur nicht genugſam zu Hülfe kamen, ſo ſtörten ſie ſelbige doch nicht in ihren Wirkungen, und wo ſie die Kranken auch nicht geſund machten, ſo tödeten ſie ſolche doch auch nicht.

Allein dieſes Volk ließ ſich noch von einer andern Art der Quackſalber, die noch weit gefährlicher war, am Narrenſeile herum führen, wenn anders dasjenige, ſo man davon erzählet, wahr iſt. Dieſes waren Leute, die ſich für Zauberer ausgaben, und ſich rühmten es ſtehe in ihrer Macht, jedermann, wem ſie nur wollten, das Leben zu nehmen. Und da ſie es einmal ſo weit gebracht hatten, daß die Leute glaubten, ſie hätten ſchon viele Perſonen, vermöge ihrer Zauberkünſte umgebracht, ſo geſchahe es gar oft, daß ſolche Perſonen, die einen Feind hatten, aber nicht im Stande waren, allen Zauberern etwas zu geben, vor lauter Furcht ſtarben. Einer von dieſen Betrügern rühmte ſich einſtens, daß er den Pater de Montoya durch ſeine Zauberkünſte um das Leben bringen wollte. Da er aber merkte, daß der Pater über ſeine Drohungen nur lachte, kam er auf den Einfall, vorzugeben, daß ihm ſein Geiſt geſagt habe, daß ſich ſeine Gewalt nicht über die Prieſter der Chriſten erſtrecke.

Übrigens iſt es faſt unmöglich, ſich von dieſen Guaranis eine allgemeine Vorſtellung zu machen: denn ſie haben ſich an gar vielen, und oft ſehr weit voneinander entfernten Orten, und unter verſchiedenen Himmelsgegenden niedergelaſſen. Daher kommt es, daß ſie insgemein die Sitten und Denkungsart, welche an ſolchen Orten herrſchet, und die ihrer angebohrnen Art oft ganz entgegen iſt, angenommen haben. Unterdeſſen bemerkte man doch an ihnen allen zu der Zeit, von welcher ich gegenwärtig rede, einen ſehr ſtumpfen Verſtand, bald mehr, bald weniger Wildigkeit und Dummheit, ein froſtiges Weſen, einen Abſcheu vor aller Arbeit, und einen

nen Mangel der Vorſichtigkeit, der faſt nicht größer ſeyn könnte. Sie waren ſehr unwiſſend, und man konnte ſich auch auf die mündlichen Erzählungen, die von ihren Vorfahren auf ſie waren fortgepflanzet worden, wenig verlaßen. Ihre Berichte davon waren ſehr dunkel. Sie redeten ſehr viel von einer allgemeinen Sündfluth; der Ausdruck aber, deſſen ſie ſich bey dieſer Gelegenheit bedienten, bedeutet weiter nichts, als eine große Überſchwemmung. Diejenigen, welche ſich auf dem platten Lande niedergelaſſen hatten, und von dem, was ihnen die Erde, vermittelſt einer ſehr geringen Arbeit anbot, lebten, und allerley Geflügelwerk ernährten, waren viel biegſamer und vermehrten ſich auch weit ſtärker. Die andern aber waren durch ihr herumſchweifendes Leben, durch ihre Kriege und öftern Züge, und durch die Trägheit, welche ein ſolches Leben insgemein nach ſich ziehet, weit wilder und trotziger geworden.

Beſchreibung der Provinz Guayra.

Die Provinz Guayra woſelbſt diejenigen Indianer wohneten, von denen wir gegenwärtig reden, und zu denen die Patres Salonio und Filds gekommen waren, gränzet gegen Morgen an Braſilien, gegen Mitternacht an ein bedecktes und ſumpfigtes Land, welches man noch wenig kennet, und welches auch nicht ſtark bevölkert iſt; gegen Mittag hat es den Uruguay, und gegen Abend den Paraguay, wiewohl ſich dazwiſchen viele Völkerſchaften befinden, die meiſtens von einem Orte zum andern ziehen. Der Wendezirkel des Steinbocks, gehet in der Breite und faſt in der Mitte quer durch. Das Erdreich iſt feucht, das Clima ungleich, und die Luft insgemein ungeſund. Ihre Felder, außer den Gebirgen, ſind ſehr fruchtbar an Hülſenfrüchten, Wurzeln, Manioc, Maiz und andern Pflanzen, welche wenig Wartung erfordern. Man iſt daſelbſt ſehr oft dem Fieber ausgeſetzt, und das Land iſt voller Schlangen, Ottern und Caymans. Man

trift

trift allda faſt alle diejenigen Thiere an, deren ich in der allgemeinen Beſchreibung von Paraguay Meldung gethan habe. Es bringt vor ſich ſelbſt allerley Früchte hervor, zum Beyſpiel den Guembe und ſehr bittere Datteln. Die Cedern ſind daſelbſt ſehr gemein, ingleichen alle Arten der Fichten und Tannen, worinnen man, wenn ſie hohl ſind, viel Honig und Wachs findet. Es giebt auch mancherley anderes Holz daſelbſt, das man zum Bauen gebrauchen kann. Endlich wird dieſe Provinz auch durch verſchiedene Flüße bewäſſert, unter denen, nach dem Parana, der Paranapane, welcher viele andere einnimt, und der Guibay, die anſehnlichſten ſind, an welchen Villarica, ziemlich nahe an dem Orte erbauet war, wo er in den Parana fällt, welchem alle Flüße in dieſer Provinz ihr Waſſer zollen.

Von einigen Steinen, die man daſelbſt gefunden hat.

Man trift in der Provinz Guayra einige Steine an, welche etliche Jahre hindurch, in einen ſo ziemlichen Anſehen geſtanden haben. Sie ſind in einer Art einer ſehr harten Schale eingeſchloßen, ſind eyförmig, und liegen tief in der Erde. Man giebt vor, daß die Schale dieſer Steine, wenn ſie zeitig ſind, mit einem eben ſo großen Getöſe berſte, als wenn eine Bombe zerſpringt. Alsdenn kommt ein durchſichtiger Stein zum Vorſchein, der einen großen Glanz hat. Die Farbe iſt an ihnen nicht durchgehends gleich. Die meiſten ſind roth; doch giebt es auch grüne und violette. Sie ſind von Natur ſo verſchieden und ſo ordentlich zugeſchnitten, daß man faſt glauben ſollte, die Hand des Künſtlers habe daran gearbeitet. Eigentlich aber zu reden, ſind ſie weiter nichts, als eine ſcheinbare Schönheit, und faſt eben ſo wenig werth, als diejenigen, die man in dem Lückerland findet. Die Spanier ließen ſich anfänglich ſehr damit betriegen. Viele derſelben waren ſchon im Begrif, ihre Wohnplätze zu verlaßen, um dieſe Steine nach Spanien zu führen, wo ſie ein großes

Glück damit zu machen hoffeten. Man breitete auch, auf die erſte Nachricht, die man von dieſer Entdeckung erhielte, in dem ganzen Königreiche, als eine gewiſſe Sache aus, daß ganz Paraguay mit Amethyſten, Karfunkeln und Smaragden angefüllet ſey. Man wurde aber gar bald von dieſem Irrthume befreyet.

Fernere Nachricht von den Seltenheiten dieſes Landes.

In Guayra giebt es auch viele Bäume, aus denen ein balſamiſches Gummi herabträufelt, welches man in der Medicin gebrauchen könnte. Dieſes iſt es alles, was der Pater del Techo von dieſen Bäumen meldet. Die Streifereyen der Portugieſen aus Braſilien in dieſes Land, woraus ſie die Spanier vertrieben hatten, nachdem ſie Villarica und Ciudad Real zerſtöret, waren Urſache, daß man in dieſen Unterſuchungen nicht weiter gieng. Der Guembe von dem ich oben geredet habe, iſt eine länglichte an beyden Enden ſpitzige, und ungefähr einer Hand breite Frucht. Sie iſt mit kleinen gelblichten Körnern angefüllt, die ſehr ſüß ſind, wenn man nur daran ſaugt; wenn ſie aber mit den Zähnen zerbiſſen werden, ſo geben ſie einen Saft von ſich, deſſen Schärfe faſt unerträglich iſt. Die Pflanze welche dieſe Frucht trägt, ſcheinet ein Epheu zu ſeyn, der ſich an die Bäume anhängt und ſehr ſtark in die Höhe ſteiget. Man ſagt, wenn die Körner derſelben auf eine verfaulte Rinde fallen, ſo pflegten ſie kleine Faſern zu treiben, welche bis auf den Boden hinabſteigen, und junge Pflanzen von eben dieſer Art hervorbringen.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß die Datteln in dieſem Lande ſehr bitter ſind. Man ſagt, daß man einen Wein, und einen Brey davon mache, der ſehr nahrhaft iſt. Die Bäume an denen ſie wachſen, und die man überall antrift, kommen den Reiſenden, wenn ihnen die Lebensmittel ausgehen, ſehr wohl zu ſtatten, maſſen ihr Kern ſehr gut zu eſſen und ſehr nahrhaft iſt.

Die

Die wilden Schweine zu Guayra haben, wie an verſchiedenen andern Orten in Paraguay, ihren Nabel auf dem Rücken. Ich weiß aber nicht, ob man an andern Orten eben die Anmerkung gemacht hat, wie hier, daß man ihn wegſchneiden muß, ſobald das Thier todt iſt, weil ſonſt, ohne dieſe gebrauchte Vorſicht, der ganze Cörper bald in die Fäulniß gehen würde. Auch hat man beobachtet, das zwar das Honig in dieſem Lande vortreflich iſt, daß man aber das Wachs, worinnen es eingeſchloßen iſt, niemals habe bleichen können.

So ſahe das Land aus, in welchem die Patres Ortega und Filds Jeſum Chriſtum zu predigen anfiengen. Sie begaben ſich anfänglich nach Ciudad Real und erfuhren bey ihrer Ankunft daſelbſt, daß ſeit vielen Jahren kein Prieſter dahin gekommen ſey. Die meiſten Einwohner hatten auch faſt nichts chriſtliches mehr, als den bloßen Namen. Sie brauchten ein ganzes Monat ſie zu unterrichten und Beichte zu hören, um ſie in den Stand zu ſetzen, daß ſie an den heiligen Geheimnißen Theil nehmen konnten. Sodann begaben ſie ſich nach Villarica, wo ſie eben die geiſtliche Noth antrafen; aber ebenfalls die Freude hatten, die koſtbarſten Früchte ihrer Bemühungen einzuerndten. Nachdem dieſes geſchehen war, durchliefen ſie die indianiſchen Dörfer, als worauf das Abſehen ihrer Mißion vornemlich gerichtet war. Sie giengen den herumſtreifenden Guaranis in ihre Wälder und Gebirge nach. Da ſie mit dieſen mühſeligen Geſchäften, die aber durch den erwünſchten Erfolg, reichlich belohnet wurden, etliche Monate zugebracht hatten, kehrten ſie, vermöge des von ihrem Superior, dem Salonio erhaltenen Befehls, nach Aſſumption zurücke, und brachten ihm die Nachricht, daß ſie zweymal hundert tauſend Indianer angetroffen hätten, die ſehr begierig nach dem Reiche Gottes zu ſeyn ſchienen.

1589.
Die beyden Mißionarien kommen nach Aſſumption zurücke, wo die Peſt wütet.

Die Peſt hatte eben damals in dieſer Hauptſtadt eine große Verwüſtung angerichtet; ſie riß aber auch ſehr unter den Einwohnern auf dem Lande ein, woſelbſt ſie noch mehr Schaden that. Und gleichwie ſolche Zeiten der Noth, diejenigen Tage ſind, wo die Diener Gottes oft die reicheſte Erndte halten können, ſo ſchoneten ſich auch die drey Jeſuiten nicht, ſondern leiſteten den Kranken und Sterbenden allen möglichen Beyſtand; wie ſie denn in neun Monaten ſechs tauſend ſterbende Indianer tauſeten.

Der Pater de Ortega unternimmt die Bekehrung eines indianiſchen Dorfes.

Da dieſe Seuche ſich auch gegen Braſilien zu ausbreitete, bekam der Pater de Ortega Nachricht, daß ſich dreyßig Meilen über Villarica hinaus, einige herumſtreiſende Guaranis aufhielten, die ehehin zwar getauft worden wären, aber nun nicht einmal mehr wüſten, was die Taufe ſey, und die Spanier ſehr beängſtigten. Er ſuchte ſie daher auf, und unterrichtete ſie von den Pflichten, wozu ſie als Chriſten verbunden waren. Hierauf begab er ſich nach Villarica, wo ihm der Commendant eine neue Unternehmung vorſchlug. Es war ihm nämlich ſehr darum zu thun, ſich ein neues Dorf, das nicht weit von der Stadt entfernet lag, zu Freunden zu machen. Dieſen Endzweck aber glaubte er nicht beßer erreichen zu können, als wenn ſelbiges zur Annehmung der chriſtlichen Religion könnte gebracht werden. Der Mißionar ließ ſich dieſen Vorſchlag ſehr wohl gefallen; er reiſete auch, in Begleitung des Commendanten, auf der Stelle ab. Und da ſich in ganz kurzer Zeit vier hundert Indianer unterrichten und taufen ließen, ſo hatte dieſer Diener Gottes die ſicherſte Hofnung, ferner in ſeinen Unternehmungen glücklich zu ſeyn; er hätte aber bald durch einen glorreichen Martyrertodt, das Ende ſeiner Laufbahn erreichet.

Er kommt in große Gefahr.

Es geſchah nämlich daß in dieſem Dorfe wider ihn und den Commendanten eine ſehr heimlich gehaltene Verſchwörung angeſponnen wurde. In der Nacht aber, die vor dem, zur Ausführung derſelben beſtimmten Tage hergieng, legte ſich der ſehr ermüdete Pater nieder; konnte aber in keinen Schlaf kommen. Dieſes brachte ihn auf den Einfall, aufzuſtehen, um einen Spaziergang in dem Dorfe zu machen. Als er vor einer Cabanne vorbeygieng, hörte er ein ſtarkes Geräuſche darinnen. Er näherte ſich derſelben und erfuhr das ganze Complot, und die Art, wie es ſollte ausgeführet werden. Er gab ſogleich den Commendanten Nachricht davon, welcher den Entſchluß faßte, daß ſie ſich auf der Stelle mit der Flucht retten wollten, welches auch noch vor Anbruch des Tages geſchah. Die Verſchwornen verwunderten ſich ſehr darüber, als ſie ſolche nicht mehr antrafen, und ließen ihren Zorn an den Indianern aus, die in dem Gefolge des Commendanten dahin gekommen waren, ihn aber nicht mehr zurück begleiten wollten, und tödteten ſie ſamt und ſonders.

1589.-1590. Die Jeſuiten bekommen zu Villarica ein Haus.

Der Pater de Ortega traf bey ſeiner Ankunft zu Villarica den Pater Filds daſelbſt an, der ihn auf Befehl des Paters Salonio abhohlen wollte. Sie machten ſchon Anſtalt mit einander nach Aſſumption abzureiſen, als auf einmal in der ganzen Stadt ein Auflauf entſtund. Sie ſahen ſich bald mit einer Menge von Spaniern umgeben, die mit Thränen in den Augen zu ihnen ſagten: Wenn ſie, meine Patres! nichts als Seelen zu gewinnen ſuchen, ſo werden ſie nirgend mehr Gelegenheit finden, ihr Amt zu thun, als bey uns. Die Neugetauften, denen ihre Abreiſe noch weit mehr zu Herzen gieng, liefen ebenfalls herbey, fielen ihnen zu Füßen, und baten ſie, ſie möchten ſie ja nicht verlaſſen. Die Patres, welche ſo inſtändigen

Bitten nichts entgegen ſetzen konnten, als den Befehl ihres Superiors, gaben endlich der Bitte des Commendanten nach, und erwarteten die Zurückkunft eines Couriers, den er an den Pater Salonio abſchicken wollte. Dieſer Courier reiſete noch ſelbigen Tag ab. Und da die Antwort des Superiors nach dem Wunſch der Stadt ausfiel, machte man ſogleich Anſtalt, für die beyden Mißionarien ein Haus und eine Capelle zu bauen, die nun auf nichts anders bedacht waren, als ſich die guten Geſinnungen der Spanier und Indianer zu Nutzen zu machen, um bey den einen die Reinigkeit der Sitten wieder herzuſtellen, und die andern in den Schafſtall des guten Hirten zu bringen.

Empörung der Calchaquis.

Der Pater Salonio blieb alſo allein zu Aſſumption, woſelbſt er mit eben ſo großem Vergnügen als Segen arbeitete. Um eben dieſe Zeit aber trug ein Aufruhr der Calchaquis ſehr vieles bey, die neuen Mißionarien in Tucuman, für ſolche Leute anzuſehen, die eben ſo viel zur Sicherheit dieſer Provinzen, als zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion unter den Unglaubigen beytragen könnten. Es waren auf dieſem feſten Lande, zwo Völkerſchaften bekannt, welche beyde Calchaquis hießen, aber ziemlich weit von einander entfernet wohneten. Vermuthlich aber machten ſie urſprünglich nur eine einzige Nation aus, die ſich lange Zeit in einem derer Thäler der peruaniſchen Gebirge, Salta gegen Abend aufhielte, welches noch heut zu Tage das Thal der Calchaquis genennet wird. Dieſe Wilden hatten ſeit vielen Jahren die Spanier ſehr beläſtiget; endlich beſiegte ſie 1565. Dom Alfonſo Mercado de Villacorta, welcher zum drittenmal Gouverneur in Tucuman war. Ein Theil derſelben aber flüchtete ſich, wie man ſagt, auf die Seite von Buenos Ayres, wo ſich ihre Nachkommen noch heut zu Tage aufhalten.

Die

Die andern wurden an die Gränzen von Chaco gebracht, und in Commanden eingetheilet. Da ſie aber die harten Frohndienſte nicht mehr ausſtehen konnten, machten ſie ſich aus dem Staub, und begaben ſich auf die Gebirge, von wannen ſie öftere Streifereyen auf die ſpaniſchen Wohnplätze wagten. Dom Juan Ramirez de Velaſco, der Nachfolger des Alfonſo, ſuchte ſie zu bändigen, oder ſie wenigſtens zu nöthigen, daß ſie ſich ruhig hielten. Er zog daher wider ſie zu Felde, und bat den Pater Barſena, der von ſeiner Krankheit, womit er in Chaco überfallen worden, kaum wieder hergeſtellet war, ihn auf dieſem Zuge zu begleiten. Der Mißionar willigte darum in dieſes Verlangen, weil er Hofnung hatte, auch den Calchaquis das Evangelium zu predigen, worinnen er ſich auch nicht ganz betrogen ſah.

Der Pater Barſena hilft dem Gouverneur von Tucuman aus einer großen Gefahr.

Unterdeſſen wagte ſich der Gouverneur, welcher des Landes nicht genugſam kundig war, zu weit in die engen Päße, die der Feind wohl beſetzt hatte, und lief in Gefahr mit allen ſeinen Leuten darinnen umzukommen; der Pater Barſena aber wagte es, ihn aus dieſer Gefahr zu retten. Er gieng ganz alleine auf die Calchaquis zu, und ob ihm gleich dieſe Wilden den Weg abzuſchneiden ſuchten, ſo erreichte er doch die Höhe des Gebirges. Seine Verwegenheit ſetzte ſie in das gröſte Erſtaunen, und machte ſie gleichſam unbeweglich. Endlich näherte er ſich ihnen, und brachte es durch ſeine einnehmende Art ohne Mühe dahin, daß ſie verſprachen, die Spanier in Zukunft in Ruhe zu laſſen, wogegen er ihnen ſeines Orts verſicherte, daß ſie ebenfalls in ihren Wohnplätzen unangetaſtet bleiben ſollten.

Gemüthsart der Calchaquis.

Er hielt ſich eine Zeitlang bey ihnen auf, und nachdem er ihre Gemüthsart ein wenig hatte kennen lernen, fand er, daß ſie von Na-

Natur ſehr wild wären, und durch die Trunkenheit, deren ſie ſich ergaben, vollends unbiegſam gemacht würden. Unterdeſſen gab er doch nicht alle Hofnung auf, gute Chriſten aus ihnen zu machen. Es nahmen auch viele ſeinen Unterricht mit aller Ehrerbietung an. Doch glaubte er, daß ſie noch nicht genugſam vorbereitet wären, die Taufe zu erhalten. Er ließ es alſo dabey bewenden, daß er ſie zum beſten des Chriſtenthums eingenommen hatte, und hofte, der Saame des Wortes, den er in dieſem Lande ausgeſtreuet hatte, würde mit der Zeit ſchon Früchte bringen. Unterdeſſen hielt er es vor billig, ſich an einen andern Ort zu verfügen, wo er eine reifere Erndte wußte. Vermuthlich kehrten die Calchaquis bald wieder in ihre Thäler zurücke, wo wir ſie in der Folge wieder antreffen werden.

Gemüthsart der Lulles.

Diejenigen Indianer, von denen der Pater Barſena glaubte, daß ſie dem Reiche Gottes viel näher wären, waren die Lulles, welche nach des Pater Lozano Bericht, in der Provinz Chaco wohneten. Dieſer Schriftſteller beſtimmt aber die Gegend nicht genau, wo ſie ſich aufhielten. Er theilet ſie in die groſſen und kleinen Lulles ein, doch ohne den Grund dieſes Unterſchieds anzugeben. Er meldet ferner, daß die großen Lulles in verſchiedene Stämme abgetheilet geweſen, von denen ein ieder einen eigenen Namen hatte. Sie ſind alle, ſagt er, von dem heiligen Franciſcus Solano zu dem chriſtlichen Glauben bekehret worden, und es iſt gewiß, daß diejenigen, welche in der Nachbarſchaft von Eſteco wohneten, nachdem ſie getauft worden, ſich den Spaniern unterworfen haben, und in Commanden eingetheilet worden; daß ſie ſich aber, da ſie von den Innhabern der Commanden, zu hart gehalten worden, wieder in die Wälder zurücke begeben, aus denen ſie der Apoſtel von Chaco gezogen hatte.

Die

Die Lulles haben insgemein eine ſehr vortheilhafte Geſtalt, ſind von Natur ſehr aufgeräumt, und vergeſſen die Beleidigungen leicht, die man ihnen angethan hat. Ihr Verſtand reicht nicht weit. Sie ſind auch nicht im Stande, Vernunftſchlüße einzuſehen, ja ihre Sprache hat gar nicht einmal ſolche Wörter, womit ſie Dinge, die nicht in die Sinne fallen, ausdrücken könnten. Ihr größter Fehler, auſſer der Trunkenheit, iſt das Mißtrauen. Sie ſind wider alles, was ihnen ein Fremder ſagt, auf ihrer Huth; gegen einander aber ſind ſie leichtglaubiger, als die kleinen Kinder. Dasjenige, was man von ihrer Leichtſinnigkeit ſagt, läßt ſich kaum mit demjenigen vereinigen, was man ferner von ihnen behauptet, daß ſie, wann ſie ſich rächen wollen, ſich lange Zeit verſtellen, um ihre Rache deſto beſſer hinaus führen zu können. Deſto leichter iſt zu begreifen, wenn man vorgiebt, daß ſie die allereigennützigſten und undankbarſten Menſchen ſind, und daß ſie, ſo lange ſie etwas zu hoffen haben, ungemein liebkoſen können; und dagegen alles Gute, welches man ihnen erweiſet, nur für eine Schuld anſehen, die man ihnen abgetragen hat.

Diejenigen, welche Chriſten waren, hatten alles, was man ihnen von der chriſtlichen Lehre, und von den daraus folgenden Pflichten, geſagt hatte, vollkommen vergeßen, ſo daß unter ihnen faſt gar keine Spur des Chriſtenthums mehr zu finden war. Ihre Meynungen von den Geſtirnen und von den natürlichen Phaenomenis, ſind nichts, als ungegründete Träume. Unter allen Krankheiten halten ſie keine für natürlich, als die Kinderblattern; übrigens laßen ſie ſich es nicht ausreden, daß alle andere, eine Wirkung der Bosheit eines unſichtbaren Thieres ſeyen, welches ſie Ayaqua nennen. Dieſes Thier, ſagen ſie, ſchießt mit Pfeilen auf ſie, und trift ſie dahin, wo es nur will. Ihre Aerzte haben ihnen weis gemacht, ſie ſtünden mit dieſem Thiere

in einem vertrauten Umgange, und dieſen Betrügern überlaſſen ſie ſich mit dem einfältigſten Zutrauen. Der Pater Antonius Machoni, welcher in den neuern Zeiten ſtark an ihrer Bekehrung arbeitete, fragte einſtens einen von ihnen, wie ſich ſein Sohn befände, der einen groſſen Ohrenſchmerzen hatte. Dieſer Menſch antwortete ihn, daß er die ganze Nacht hindurch geſchrien hätte; und dieſes, ſetzte er hinzu, konnte auch nicht anders ſeyn; denn es iſt zu erbarmen, wie ſehr ſein Ohr von den Pfeilen zerriſſen iſt, womit ihn der Ayaqua getroffen hat. Der Mißionar gab ſich zwar alle Mühe, ihm dieſe lächerliche Meynung auszureden, es half alles nichts. Ein alter Mann der dabey ſtund, machte dem Streite damit ein Ende, daß er ſagte, es ſey vergeblich, dieſes ſolchen Leuten zu beweiſen, die nichts davon verſtünden.

Die Lulles machen ſich über dieſes von den Demonen ſolche Begriffe, und beobachten ihnen zu Ehren ſolche Ceremonien, die ihre große Dummheit genugſam verrathen. Man darf daher auch wenig Tugenden, bey einem ſo einfältigen Volke ſuchen. Sie kennen ſogar diejenigen nicht, welche andere Menſchen durch das bloße Licht der Natur gelernet haben. Und wenn man bey ihnen einige hervorkeimende gute Eigenſchaften beobachtet, ſo wird man faſt genöthiget, ſie für einen bloßen Jnſtinct anzuſehen, um ſo mehr, da ſie nicht einmal diejenigen beſitzen, die man an den unvernünftigen Thieren beobachtet. Ein Mißionar ſah einſtens, daß man im Begrif war, mit einem chriſtlichen Weibe, auch ihr Kind zu begraben, das ſie geſäugt hatte, und fragte, warum dieſes geſchähe. Man gab ihm zur Antwort, daß man keine Säugamme für dieſes Kind antreffen könnte. Und da er ſich ſogar anbot, eine Frau, die dem Kinde dieſen Dienſt leiſten würde, reichlich zu belohnen, ſo fand ſich doch niemand, der ſich hierzu wollte brauchen laſſen; er war alſo genöthiget, das Kind mit Geißmilch aufziehen zu läßen. Das aller-

allerſonderbareſte iſt, daß eben dieſe Weiber, welche ein Kind lieber wollen ſterben laſſen, ehe ſie demſelben etwas von ihrer Milch vergönnen, wenn ſie auch einen Überfluß daran haben, kleine Hunde, die von ihren Müttern verlaſſen worden, aufnehmen, und aufſäugen.

Ein Volk von dieſer Gemüthsart, ſcheinet wenig zu einem geſellſchaftlichen Leben aufgelegt zu ſeyn, woferne die Gnade nicht über die Natur ſiegt. Den Lulles waren auch die Annehmlichkeiten eines ſolchen Lebens unbekannt. Eine iede Familie unter ihnen lebte vor ſich alleine, ohne die mindeſte Gemeinſchaft mit den übrigen zu haben. Dieſes rührte auch guten Theils davon her, daß ſie alle Arten der Abhängigkeit, und alles, was ihrer Freyheit Schranken ſetzen könnte, verabſcheueten. Sie haten unterdeſſen doch Caciken unter ihnen. Dieſe aber hatten keine Gewalt über ſie, als zur Zeit des Krieges. Denn alsdann vereinigten ſie ſich miteinander, und folglich brauchten ſie auch ein Haupt, das ſie regierte. Auſſer dem war ein jeder ſein eigener Herr. Selbſt der Vater einer Familie war unter den ſeinigen, eine bloße Privatperſon. Aus dem Eheſtande machten ſie ſich ſehr wenig. Die geringſte Sache machte eine Trennung zwiſchen dem Mann und ſeinem Weibe; und die Kinder waren weder dem einen noch dem andern Theile gehorſam. Übrigens wurde die Hurerey und das Abtreiben der Kinder für etwas ſehr gleichgültiges angeſehen. Einem Mädgen, das die Frucht ihres unordentlichen Lebens umgebracht hatte, war es gar nicht ſchwer, einen Mann zu bekommen. Daher war das liederliche Leben unter dieſer ſeltſamen Nation eine faſt allgemeine Sache.

Die Lulles vereinigen ſich zwar, wie gedacht, alsdenn miteinander, wenn ſie ſich wider diejenigen vertheidigen wollen, die ihnen ihre Freyheit, worauf ſie allei-

ne eiferſüchtig ſind, zu nehmen gedenken. Auſſerdem aber greiffen ſie keinen Menſchen an. Denn es iſt leicht zu vermuthen, daß Leute von einer ſolchen Gemüthsart, wenig an Eroberungen denken werden. Indeßen verſammlen ſie ſich doch noch bey zwey Feſten, von denen daß erſte die Verſammlung der Teufel, genennet wird. Das, was an dem einem, wie an dem andern Feſte geſchiehet, beweiſet zur Genüge, daß keine Nation auf der Welt, dieſem Volke an Unmenſchlichkeit gleichkommt. Der Pater Lozano hat uns zwar eine Beſchreibung davon mitgetheilet; ich trage aber Bedenken ſie dieſer Geſchichte einzuverleiben. Einen guten Theil des Jahrs über haben dieſe Indianer kein anderes, als Regenwaßer zu trinken, und wenn ſie Mangel daran leiden, ſo bedienen ſie ſich der Waßermelonen, von denen ſie ſehr viele ausſäen, und einer gewißen Wurzel welche ſie Yacol nennen, die viel Waßer giebt. Das Fleiſch derſelben iſt weiß, und hat einen angenehmen Geſchmack, wenigſtens vor ſie.

Warum man ihnen das Evangelium nicht predigen könne.

So ſah die Nation aus, welche der Pater Barſena, auf die Nachricht daß ſich verſchiedene Chriſten unter ihnen befänden, Jeſu Chriſto zuzuführen hofte. Er fieng unter ihnen mit demienigen Eifer zu arbeiten an, der ſonſt überall ſo reiche Früchte getragen hatte, als zu Anfang des Jahrs 1590. die Patres Johann Baptiſt Agnaſco und Johann Fonte aus Peru zu Santiago ankamen, dieſer als Superior der ganzen Mißion, iener aber in der Abſicht, mit dem Pater Barſena an der Bekehrung der Unglaubigen zu arbeiten. Da er ſich eben aufmachen wollte, ihm entgegen zu gehen, ſahe ſich der neue Gouverneur, auf die erhaltene Nachricht, daß ſein Leben unter den Lulles in Gefahr ſtünde, genöthiget, ihn nach Tucuman zurücke zu rufen. Er gehorchte, ob zwar mit einigen Unwillen; und da er ſeinen Weg über St. Michel nahm, bekam er einen

zwey-

zweyten Befehl, daß er daſelbſt bleiben ſollte, weil man um dieſe Stadt herum von aller geiſtlichen Hülfe ſchlechterdings entblößet war. Der Superior aber erwählte, in Begleitung ſeines Vorfahrers, des Paters Angulo, die Gegend um den rothen Fluß herum, in dem Diſtrict von Conception, zu ſeinem Poſten.

Vorſchlag einer Mißion bey den Frontones.

Der Vorſchlag zu dieſer Mißion rührte von dem Adelantade Dom Alfonſo de Vera her, welcher die Abſicht hatte, ſo viel Indianer aus Chaco, als ihm nur möglich ſeyn würde, um dieſe Stadt herum zu verſammlen, ſie in verſchiebene Dörfer auszutheilen, und durch dieſes Mittel ihre Bekehrung zu erleichtern. Dieſe Sache war ſehr wohl ausgedacht, und wenn der Vorſchlag in das Werk wäre gerichtet worden, ſo würde ſchon die Hälfte von Chaco das Chriſtenthum angenommen haben. Allein der Mangel an Mißionarien, noch mehr aber die ſchlimmen Beyſpiele der alten Chriſten, ihre Härtigkeit und ihr Geitz waren Urſache, daß ſelbiger nicht in das Werk gerichtet werden konnte, ſo ſehr ſich auch der Adelantade bemühete, alle Hinderniße aus dem Wege zu räumen. Diejenigen Indianer, welche am nächſten an Conception wohneten, waren die Frontones, die dieſen Namen deswegen von den Spaniern bekommen haben, weil ſie ſich die Haare über der Stirn auszureißen pflegen, und deswegen eine Stirne zu haben ſcheinen, die um die Hälfte größer iſt, als gewöhnlich.

Gemüthsart dieſer Indianer.

Dieſe Indianer gehen alle nackend. Sie ſind über und über gemahlet und zerſtochen. Ihre Waffen, die aus einem Macana und Pfeilen beſtehen, hängen an einer Schnur, die ihnen ſtatt eines Gürtels dienet. Sie tragen beſtändig einen Bogen, und einen Stock in der Hand, der am Ende einen Stachel von einem Fiſchkienbacken hat.

Sie ſtreifen überall herum, bauen das Land nicht, und leben blos von Fiſchen und von dem Wilde. Sie liegen einander beſtändig in den Haaren; denn unter dem allgemeinen Namen Frontones werden verſchiedene kleinere Völkerſchaften begriffen. Die biegſamſten unter ihnen ſind die Mataras oder Mataranes, und dieſe waren es inſonderheit, auf welche der Atelantade ſein Augenmerk gerichtet hatte, um ſie durch die Bande der Religion mit ſich zu vereinigen. Er hofte auch um ſo viel gewißer in ſeinem Vorhaben glücklich zu ſeyn, da ſchon verſchiedene derſelben, vermuthlich von dem heil. Solano, oder von einem ſeiner Mitarbeiter getauft worden waren. Man fand aber unter ihnen kaum einige Spuren mehr von dem Chriſtenthum.

Erfolg derſelben.

Dom Alfonſo de Vera nahm die beyden Mißionarien ſehr wohl auf, da er aber gerne geſehen hätte, daß bald alle Mataranes das Chriſtenthum annehmen möchten, ſo bat er den Pater Fonte, die Patres Agnaſco und Barſena ebenfalls kommen zu laſſen. Sie bekamen dißfalls auch bald Befehl, konnten aber von dem Gouverneur mit genauer Noth die Erlaubniß erhalten, demſelben Folge zu leiſten. Sie erhielten ſolche aber doch endlich auf ihr inſtändiges Bitten, und kaum iſt es zu glauben, wie viele Seelen von dieſen Arbeitern in weniger als einem Jahre bekehret worden ſeyen, ohngeachtet man einen guten Theil dieſer Zeit auf die Erlernung der Sprache wenden muſte. Sie machten auch ſchon Anſtalten, weiter unter dieſe Wilden hinein zu kommen. Da aber die Spanier ſich vorſtellten, daß die Völker welche ſie aufſuchen wollten, gar nicht geneigt wären, ſie aufzunehmen, wurde beſchloßen, daß die Patres Agnaſco und Barſena alleine abreiſen ſollten, und ohngeachtet ſie es ſehr verbaten, ſo ließ ſie doch der Gouverneur von ſeinem

Bruder

Bruder, Dom Franceſco de Vera, und durch ein Detachement Soldaten begleiten; und dieſes verderbte das ganze Spiel.

Man arbeitet mit mehreren Nutzen zu St. Jean de Corientes.

Die Mogoſnas, welche unter den Frontones am meiſten an ein herumſchweifendes und laſterhaftes Leben gewöhnt waren, überfielen die Spanier mit Liſt, und brachten ſie nebſt ihrem Commendanten alle um das Leben. Der Atelantade wollte den Tod ſeines Bruders rächen, und durch den Krieg, der dadurch veranlaſſet wurde, verlohren die Mißionarien alle ihre Hofnung, in ihrer Unternehmung glücklich zu ſeyn. Daher ſuchten ſie ihren Eifer an einem andern Orte anzuwenden. Nachdem ſie an der Seite von Conception einige Reiſen gemacht hatten, ohne eine Nation anzutreffen die geneigt geweſen wäre, ihnen Gehör zu geben, giengen ſie längſt dem Rio de la Plata hin, bis nach Saint Jean de Corrientes, eine kleine Stadt, die vor ganz kurzer Zeit unterhalb des Zuſammenflußes des Paraguay und Parana angeleget worden war, wohin ſie von den Spaniern und einigen dort herumwohnenden Indianern waren eingeladen worden, und ſie auch der Seegen, womit der Herr ihre Arbeiten bekrönte, wegen des ſchlechten Fortgangs ihrer Unternehmungen bey den Frontones tröſtete.

1593. Neue Mißionarien zu Paraguay.

Unterdeßen da dieſes vorgieng, hatte der Provinzial der Jeſuiten zu Peru den Pater Fonte nach Lima zurückberufen, und den Pater Juan Romero zu ſeinem Nachfolger in Paraguay ernennet, den er auch in Begleitung des Pater Caſpar de Monroy, des Pater Juan Viana, und des Pater Marcel Lorenzana dahin abſchickte. Das erſte, was der neue Superior bey ſeiner Ankunft in Tucuman that, beſtund darinnen, daß er ein gewißes Stück Land wieder zurückgab, welches man ſeinen Vorfahrern an

der Seite von Salta geſchenkt hatte, um den Mißionarien den nöthigen Lebensunterhalt zu ſchaffen, den ſie ſich ſonſt auf keine andere Weiſe zu erwerben wuſten. Er hatte mehr als eine Urſache dazu. Erſtlich waren ſeiner Ordensleute zu wenig, daß ſie ſich an einen gewiſſen Orte feſtſetzen, und ein Geſchenke von dieſer Art nutzen konnten. Zweytens konnte man dieſes Stück Land nicht gebrauchen, ohne ſich der Indianer zur Anbauung deßelben zu bedienen; er aber wollte den Mißbrauch der Frohndienſte durch ſein eigenes Beyſpiel nicht beſtättigen. Nach dieſem war er darauf bedacht, ſeine Mißionarien an ſolche Orte zu vertheilen, wo ſie mit mehrern Nutzen arbeiten konnten. Die Patres Barſena und Lorenzana ſchickte er nach Aſſumption; die Patres Filds und Ortega aber ließ er bey den Guaranis; die Patres Angulo und Viana beſtimmte er für Santjago, und die Patres Agnaſco und de Monroy wollte er zu einer Unternehmung bey den Omaguacas, einem Volke gebrauchen, welches an den Gränzen von Tucuman und Peru wohnete. Für ſich ſetzte er keinen beſtimmten Ort feſt, indem er ſich vornahm, allemal dahin zu kommen, wo man ſeiner Hülfe am meiſten nöthig haben würde.

Beſchaffenheit dieſer Omaguacas.

Die Omaguacas waren eine wilde Nation, die, nachdem ſie das Evangelium angenommen, und ſich der Krone Spanien unterwürfig gemacht hatte, die chriſtliche Religion wieder verläugnet, das Joch der catholiſchen Könige abgeworfen, die Mißionarien getödtet, alle Spanier ermordet, zweymal die Stadt Jujuy zerſtöret, und ſeit dreyßig Jahren, die Provinz Tucuman von dieſer Seite her beſtändig überfallen und durch ihre Raubereyen entvölkert hatte. Damit dieſen Wilden Einhalt gethan werden möchte, ließ der Gouverneur der Provinz die Stadt Jujuy wieder aufbauen, und ſo viel es ſeyn konnte, vor allen fernern Anfällen in Sicherheit ſetzen. Er

trug

trug dieſes Geſchäfte dem Dom Franceſco Arganarez auf, der es nicht nur ſehr wohl ausrichtete, ſondern auch wider die Omaguacas zu Felde zog, und ſie ſo weit brachte, daß ſie verſprachen, Mißionarien anzunehmen, wenn man es für nöthig erachten würde, ihnen einige zuzuſchicken. Mit einem Wort, er ſtellte die Ruhe in dieſer Provinz nicht nur von dieſer Seite, ſondern auch von der Seite von Chaco vollkommen wieder her.

Die Patres Barſena und Lorenzana kommen nach Paraguay zurück.

Es verliefen hierauf zwey Jahre, ehe man trauen durfte, den dahin beſtimmten beyden Mißionarien die Erlaubniß zu geben, dieſe Indianer zum Dienſte des wahren Gottes zu bringen; man war auch während dieſer Zeit genöthiget, den Pater Aguaſco an einem andern Orte zu gebrauchen. Übrigens waren die Patres Barſena und Lorenzana, kaum zu Aſſumption angekommen, als ſie ſich auf dem Paraguay einſchiffen ließen, um dieſen Fluß hinauf zufahren, und ſehr weit gegen Mitternacht zu, eine Mißion anzulegen. Sie brauchten vier Monate zu dieſer Reiſe, und waren ſo ſehr über die Lehrbegierde der Völkerſchaften, die ſie angetroffen hatten, vergnügt, daß ſie, ohngeachtet ſie müde und krank in der Hauptſtadt wieder anlangten, doch gar gern auf der Stelle wieder abgereiſet seyn, und das angefangene vollendet haben würden, woferne es der Pater Romero, den ſie daſelbſt antrafen, zugelaſſen hätte.

Zu Aſſumption wird ein Collegium angeleget.

Der Superior war bloß deswegen dahin gekommen, weil er ſelbſt aus eigener Erfahrung hätte wißen mögen, wie man der Religion in der Provinz Rio de la Plata, am erſten aufhelfen könnte. Seine Abſicht gieng anfänglich nicht dahin, ſich lange daſelbſt aufzuhalten. Allein er traf in dieſer Stadt ſo viel Arbeit an, daß er weit län-

ger bleiben muſte, als er ſich vorgenommen hatte. Doch hatte er auch nicht Urſache, ſich dieſes reuen zu laßen. Alles, was er zum Heil der Seelen daſelbſt vornahm, gieng über Vermuthen glücklich von ſtatten. Am meiſten aber brachte ihm dieſes in der ganzen Stadt einen großen Ruhm zuwege, daß er ſo glücklich war, die Cleriſey mit dem Generalvicarius, welcher während der Vacanz des Biſchöflichen Sitzes, die Diocoes regierte, und deren Mißverſtändniß, in kurzer Zeit zu einem ärgerlichen Bruche gekommen seyn würde, mit einander zu verſöhnen. Er beſuchte auch die nahe an der Stadt liegenden Dörfer der Guaranis, und erwarb ſich eine ſo große Liebe unter den Indianern, daß ihm ein ieder bey ſeiner Zurückkehr nach Aſſumption, Zeichen der gröſten Hochachtung zu geben bemühet war. Der Adel und die Obrigkeit, welche gar wohl einſahen, was ſechs bis ſieben Ordensleute, für eine Veränderung in Anſehung der Religion und der Sitten in dieſen Provinzen zuwege gebracht, glaubten damals, man könne ſo ſchätzbare Arbeiter nicht beſſer erhalten, als wenn ihnen in dieſer Hauptſtadt ein beſtändiger Wohnſitz angewieſen würde.

Nachdem man die Sache, ohne daß die Patres etwas davon erfuhren, in Überlegung genommen hatte, wurde der Entſchluß gefaßt, an den König, an den General der Geſellſchaft, und an den Provinzial zu Peru zu ſchreiben, um zu bitten, daß den Jeſuiten erlaubet würde, zu Aſſumption ein Collegium zu bauen, und ſelbiges mit den nöthigen Vätern zu beſetzen. Man that noch mehr. Denn da man an einer günſtigen Antwort gar nicht zweifelte, kaufte man auf gemeine Koſten einen Platz, zur Erbauung eines Hauſes und einer Kirche. Und ohngeachtet der Pater Romero dieſe Anſtalten für übereilt hielte, ſo muſte er ſich doch nachgehends den Fortgang dieſes Werkes gefallen laßen, nachdem die Erlaubniß dazu von dem Könige und von ſeinem

ſeinen General angekommen war. Man legte ſogleich die Hände an das Werk; iederman wollte arbeiten, und man ſparte nichts, ſo viel auch der Superior wider den großen Aufwand zu erinnern hatte. Endlich wurde im Jahr 1595. das Haus zu Stande gebracht, mit Vollendung der Kirche aber ſtund es noch eine Zeitlang an.

Zuſtand der Religion in der Provinz Guayra.

Die Spanier waren damals den Jeſuiten ſehr günſtig, und dieſes kam davon her, weil ſie ſahen, daß ſie ſehr geſchickt waren, die wildeſten Indianer, unter denen man ſich nicht die geringſte Sicherheit hätte verſprechen ſollen, zu bändigen. Die Indianer gegentheils hoffeten, die Spanier würden ſich von ſolchen Männern, gegen welche ſie ſo große Hochachtung bewieſen, bewegen laßen, ſie mit mehrerer Gelindigkeit zu behandeln. Und dieſes wäre auch dem Intereße der Spanier vollkommen gemäs geweſen, die längſt aus der Erfahrung hätten lernen ſollen, daß ſie nie eine ſichere Wohnung unter dieſen Völkern, die ſo ſehr auf ihre Freyheit erſeſſen waren, bekommen würden, woferne ſie ihnen nicht zeigten, daß ihr Umgang mit ihnen, zu ihrem wahren Vortheile gereichte. Allein eine falſche Meynung von dem, was ihren Nutzen anbelangte, hatte ihre Augen verblendet; ſie fiengen ſo gar bald an, dieienigen, für die ſie bisher eine ſo große Achtung geäußert hatten, mit andern Augen anzuſehen, als ſie merkten, daß ſie ſich der Landeseingebohrnen nachdrücklich annahmen, ohne zu bedenken, daß dieſe Patres bloß und allein dadurch in den Stand geſetzet würden, die Indianer bey mehr als einer Gelegenheit zu bewegen, daß ſie ihre Waffen wider ihre gefährlichſten Feinde aus den Händen legten.

1594.-1595. Erfolg der Arbeit des dieſer Provinz

Während der Zeit, da ſolches in dieſer Provinz geſchah, war der Pa-

Pater de Monroy unter den Omaguacas.

ter de Monroy mit einem Frater, Namens, Juan de Toledo, endlich in das Land der Omaguacas hinein gedrungen. Sie wurden von dieſen Wilden ſehr wohl aufgenommen, und folglich hatten ſie nicht viel Mühe, Gehör bey ihnen zu erlangen. Fünf von ihren Dörfern verlangten bald darauf unterrichtet zu werden, und es ſtund nicht lange an, ſo ſtellten ſich ſechs hundert Perſonen zur Taufe dar. Einige Privatperſonen ſuchten ſich zwar dieſem guten Fortgange zu widerſetzen; allein die Vorſehung wuſte alle dieſe Hinderniße zu vereiteln, ſo daß der Mißionar, nebſt ſeinem Catecheten, faſt nicht mehr im Stande waren, allen, die es haben wollten, den nöthigen Unterricht in der Religion zu geben. Endlich ſchien nichts mehr übrig zu ſeyn, das Reich Jeſu Chriſti hier aufzurichten, als die Bekehrung eines von ihren Häuptern, Namens Piltipicon, welcher grauſam wider die Spanier aufgebracht war, und ihnen die Beleidigung, die er von ihnen empfangen zu haben glaubte, ſchon doppelt wieder vergolten hatte.

Verſucht einen Caciken zu bekehren; Schöne Handlung dieſes Mißionars.

Dieſer Cacik war zwar ſchon in ſeiner Kindheit getaufet worden, er hatte ſich aber nachgehends allen den Laſtern ergeben, wozu ein Wilder, der allen ſeinen Leidenſchaften freyen Lauf läßet, der voller Rache gegen diejenigen iſt, die er für Tyrannen hält, und der mit einen unausſprechlichen Haß wider die wahre Religion eingenommen iſt, aufgeleget ſeyn kann. Überall wo er in ſeiner Wuth hingekommen war, hatte er die Prieſter ermordet, die Kirchen eingeäſchert, und die ſpaniſchen Wohnplätze verheeret. Dieſer erſchreckliche Cacik ſchien dem Pater de Monroy eine nothwendige Eroberung zu ſeyn, um die Omaguacas gänzlich unter das ſanfte Joch Jeſu Chriſti zu bringen. Er ſuchte ihn daher, mit dem Vertrauen, das der Heiland den Bothen ſeines Evangelii ſo oft anbefohlen hat,

bewaf-

bewaſnet, ganz allein auf. Als er zu ihm kam, ſagte er, daß er bloß deßwegen zu ihm käme, weil er Antheil an ſeiner wahren Glückſeligkeit nähme; und nichts ſeye im Stande geweſen, die Furcht vor einem bey nahe gewißen Tode zu überwinden, als das Verlangen ſo er trüge, ihm dazu behülflich zu ſeyn. Du würdeſt auch, ſetzte er ferner hinzu, wenig Ehre davon haben, wenn du einen unbewaſneten Menſchen tödten wollteſt. Wenn du mich aber, wider mein Vermuthen, anhören wirſt, ſo wird der Nutze unſerer Unterredung, ganz allein auf deiner Seite ſeyn. Sterbe ich aber von deiner Hand, ſo erwartet meiner eine unſterbliche Krone im Himmel.

Er ſchlieſet einen Frieden mit dieſen Indianern.

Piltipicon war anfänglich über dieſe Anrede mehr erſtaunet, als gerührt. Aber dieſes Erſtaunen machte, daß er ſeiner Wildigkeit vergaß. Er bot ſo gar dem Pater ein Getränke an, welches die Weiber in dieſem Lande aus dem Maiz zubereiten, nachdem ſie ſolchen zwiſchen ihren Zähnen zerrieben haben. So eckelhaft dieſes Getränke war, ſo trank der Mißionar doch ein wenig davon. Er bat ihn ſodann um die Erlaubniß, tiefer in das Land gehen zu dörfen, um Jeſum Chriſtum daſelbſt zu predigen; zugleich verlangte er auch einige Nothwendigkeiten zu dieſer Reiſe. Es wurde ihn alles bewilliget. Er traf auch überall die gröſte Lehrbegierde an, deren er ſich wohl zu bedienen wuſte. Er kam endlich zu dem Piltipicon zurücke, und wuſte ihn ſo weit zu gewinnen, daß er ſich bereit finden ließ, mit den Spaniern Friede zu machen. Die Friedensbedingniße wurden verabredet, und der Pater brachte ſie dem Gouverneur von Tucuman, der ſie genehmigte und unterzeichnete.

Derſelbe wäre bald wieder umgeſtoßen worden.

Dieſe angenehme Zeitung verurſachte eine allgemeine Freude in

der ganzen Provinz. Es fehlte aber dem Mißionar noch etwas, welches ihn gegen alles Lob, und gegen allen Dank, den man ihm ſagte, unempfindlich machte. Er hatte beynahe alle Hofnung verlohren, den Caciken mit GOtt auszuſöhnen, und die Hartnäckigkeit dieſes Abgefallenen, legte der allgemeinen Bekehrung dieſer Nation, eine große Hinderniß in den Weg. Es verbreitete ſich auch nach der Zeit ein Geſchrey, als ob ſich Piltipicon wenig an den Frieden kehrte, den er beſchworen hatte, und daß er ſich mit einem andern Caciken, der ebenfalls von Chriſto abgefallen war, verbunden hätte, die Stadt Jujuy zum drittenmale zu verheeren. Allein dieſes Geſchrey war ohne allen Grund. Indeſſen glaubte doch der Commendant von Jujuy, es ſey nöthig, auf ſeiner Hut zu ſeyn; und da er ſo glücklich war, die beeden Caciken in dieſe Stadt zu locken, nahm er ſie gefangen.

Bekehrung der ganzen Nation.

Dieſes fehlte noch, um die Omaguacas zu unverſöhnlichen Feinden der Spanier zu machen. Allein der Pater Agnaſco, der ſich zum guten Glücke eben zu Jujuy befand, und der Pater de Monroy, der ſogleich herzu eilete, ſo bald er dieſe Neuigkeit vernommen hatte, machten gleich alles wieder gut. Die beyden Caciken wurden losgelaſſen; die ganze Stadt liebkoſete ihnen, und man machte endlich einen Vertrag, der von beyden Seiten aufrichtig war. Den Anfang zu dieſem neuen Frieden machte die redliche Bekehrung der beyden Caciken, deren Exempel die ganze Nation ohne Anſtand nachfolgete. Die beyden Mißionarien hielten es alsdann für gut, ſie aus dem Canton, wo ſie ſich aufhielten, heraus zu ziehen, weil man befürchten mußte, ſie möchten bald wieder von ihren Nachbarn verführet werden. Es koſtete auch wenig Mühe, ihren Endzweck zu erreichen. Daher wurde ihnen nahe an Tucuman ein Ort zur Wohnung angewieſen, woſelbſt ſie unter der Aufſicht eines eifrigen

gen Geiſtlichen ſtunden, der ihre Sprache ſehr wohl verſtund.

Tod und Bekehrung des letzten Prinzen aus dem Hauſe der Yncas.

Vermuthlich hinderte den Pater de Monroy weiter nichts, in dieſer neuen Kirche, die er mit ſo vieler Mühe angelegt hatte, ferner fort zu arbeiten, als der Verluſt eines Mißionars, den die Mißion zu Paraguay damals erlitten, und den er allein zu erſetzen im Stande war. Das hohe Alter des Pater Barſena, ſeine Schwachheiten, welche täglich zunahmen, und die Unmöglichkeit, es bey ihm dahin zu bringen, daß er ſeiner beßer ſchonete, hatten ſeinen Provinzial genöthiget, ihn durch einen unabänderlichen Befehl nach Cuzco abzurufen. Er gehorchte, und die Frucht ſeines Gehorſams war eine Eroberung, die ſeine Tage nicht abkürzte, und ein ſo ſchönes Leben, als das ſeinige war, auf eine ruhmvolle Art krönete. Der letzte Prinz aus dem Hauſe der Yncas, der Regenten in Peru, befand ſich damals eben krank, als der Pater Barſena daſelbſt anlangte. Er beſuchte ihn, und redete mit derienigen Salbung von dem Gott der Chriſten mit ihm, welche ſeinen Worten allezeit eine ſo große Kraft mitgetheilet hatte. Er gewann ihn endlich und unterrichtete ihn, und hatte bald nach der Taufe den Troſt, ihn freudig in ſeinen Armen ſterben zu ſehen. Der Pater Barſena folgte ihm bald in die Herrlichkeit nach, und zwey Jahre darnach ſtarb auch der Pater Salonio zu Aſſumption, als ein Opfer der Liebe.

Sonderbare Begebenheit des Pater de Ortega.

Dieſer doppelte Verluſt wurde in kurzem wieder erſetzt. Je mehr aber die Zahl der Arbeiter in dieſen Provinzen anwuchs, deſto größer wurden auch die Bedürfniße derſelben. Die Provinz Guayra gab dem Evangelio ie länger, ie mehr Gehör, und der Eifer, den die Patres Filds und Ortega anwendeten, machte, daß ſeit

acht Jahren kein Tag vergangen war, ohne daß ſie dem Erzhirten einige Seelen zugeführet hatten. Es koſtete ihnen dieſes zwar unglaubliche Mühe. Sie ließen ſich aber weder dadurch, noch durch die vielen Reiſen, welche ſie zu den Unglaubigen machen mußten, von ihrem Eifer abwendig machen. Ich habe gegenwärtig die Nachricht vor mir, welche dem General der Geſellſchaft, von dem Pater Maſtrilli, einem ſehr glaubwürdigen Mann, zugeſchickt wurde. Aus derſelben will ich nur eine einzige Begebenheit anführen.

Der Pater de Ortega reiſete in Begleitung einiger Neugetauften über eine Ebene, welche zween Flüſſe von einander abſondert, wovon ſich der eine in den Paraguay, und der andere in den Parana ergieſet. Dieſe liefen beyde auf einmal dergeſtalt an, daß die Ebene in kurzer Zeit einem großen Meere ähnlich ſah; wie denn dergleichen plötzliche Uberſchwemmungen, die keine ordentliche Zeit beobachten, und die man nicht voraus ſehen kann, in dieſem Lande etwas gewöhnliches ſind. Der Mißionar wunderte ſich auch eben nicht allzuſehr darüber; er glaubte, es würde keine Noth haben, wenn er gleich bis an den Gürtel im Waſſer gehen müßte, welches ihm ſchon öfters wiederfahren war. Allein das Waſſer hob ihn bald in die Höhe. Er wurde daher genöthiget, um ſein Leben zu retten, auf einen Baum zu ſteigen. Die Neugetauften, welche ihn begleiteten, thaten ein gleiches. Da ſie aber die Vorſicht nicht gebraucht hatten, auf hohe Bäume zu klettern, ſo erreichte ſie das Waſſer in kurzem. Der Pater war mit ſeinem Catecheten auf ſeinem Baume in Sicherheit, unterdeſſen gieng ihm das Geſchrey der andern, welche ſich an den höchſten Aeſten anzuhalten ſuchten, und alle ihre Kräfte ſchon erſchöpft hatten, ſehr an das Herz.

Die Überſchwemmung nahm immer zu, und da ſie keine Lebensmittel bey ſich hatten, ſo ſahen ſie die unvermeidlichſte Gefahr vor ſich, entweder zu verhungern, oder vor Schwachheit in das Waſſer zu fallen, und darinnen umzukommen. Während der Zeit, da der Mißionar ſo traurige Betrachtungen anſtellte, kam ein großer Regen mit einem heftigen Donnerwetter und ungeſtümmen Winde dazu, wodurch ihre Gefahr noch mehr vergrößert wurde; nichts davon zu ſagen, daß die Tiger, die Löwen, und viele andere wilde Thiere, welche die Überſchwemmung ebenfalls ergriffen hatte, ja ſogar die Schlangen und Ottern, die das Waſſer herbeyführte, die Oberfläche deſſelben bedeckten. Endlich hieng ſich eines von dieſen kriechenden Thieren, welches eine ungeheure Größe hatte, an einem Aſt des Baumes an, auf welchem ſich der Mißionar befand. Und als dieſer eben glaubte, daſſelbe würde ihn verſchlingen, ſo brach der Aſt mit demſelben entzwey, und das Thier fiel wieder in das Waſſer.

Es waren bereits zween Tage verfloßen, ſeit dem dieſe Reiſende alſo zwiſchen Tod und Leben ſchwebeten. Endlich ſah der Mißionar einſtens in der Nacht, bey dem Lichte der Sterne, einen von ſeinen Indianern auf ihn zu ſchwimmen. Sobald dieſer Menſch ſo nahe bey dem Pater war, daß er von ihm verſtanden werden konnte, ſchrie er, daß drey Catechumeni und drey Chriſten ſterben wollten, und daß iene die Taufe, dieſe aber die Abſolution verlangten. Der Pater beſann ſich nicht lange. Er band erſtlich ſeinen Catecheten, der ſich nicht mehr erhalten konnte, feſt an den Baum an, und ſodann warf er ſich in das Waſſer, und kam mit vieler Mühe endlich bey den Catechumenen an; und kaum hatte er ſie getauft, ſo fielen ſie in das Waſſer, und erſoffen. Hierauf verfügte er ſich auch zu den andern drey neugetauften Chriſten, und ertheilte ihnen die Abſolution, worauf ſie ſogleich ihren Geiſt aufgaben. Hie-

Hierauf kehrte er wieder zu ſeinem Baume zurück, und kam eben zur rechten Zeit an, indem ſeinem Catecheten das Waſſer ſchon bis an den Hals ſchlug. Er band ihn loß, und half ihm auf einem höhern Aſt. Das Waſſer fieng ſelbigen Abend an zu verlaufen, und ſobald der Pater den Fuß auf die Erde ſetzen konnte, ſo wollte er die Indianer beſuchen, die noch am Leben waren. Er hatte ſich aber an den Schenkeln durch das Schwimmen dergeſtalt beſchädiget, daß er nicht fortkommen konnte. Man mußte ihn nachgehends nach Villarica tragen, und daſelbſt verbinden. Allein die Wunde, die niemals zugeheilet werden konnte, verurſachte ihm, die zwey und zwanzig Jahre über, die er noch lebte, beſtändig die empfindlichſten Schmerzen. Unterdeſſen fieng er doch die Verrichtungen ſeines Amtes bald wieder an; und nach Verlauf einiger Zeit, wurde er nebſt ſeinen Collegen nach Aſſumption zurück berufen, wo der Pater Lorenzana, der allein daſelbſt geblieben war, die vielen Arbeiten nicht mehr allein zu verrichten im Stande war.

1599. Etabliſſement der Jeſuiten zu Cordua.

Während der Zeit, da ſolches in dieſer Provinz vorgieng, hatte der Pater Romero zu Santafe, woſelbſt er ſich ſeit achtzehen Monaten aufhielte, eine reiche Erndte unter den Spaniern und Indianern gehabt. Die erſtern ſchrieben an den Provinzial der Jeſuiten zu Peru, und boten ihm ein Haus in ihrer Stadt an. Allein, ohngeachtet das folgende Jahr neue Mißionarien aus dieſem Reiche ankamen, ſo war es doch nicht möglich, einen einigen für beſtändig zu Santafe zu behalten. Der Superior, der ſich nach Tucuman begeben hatte, um dieſe neuen Arbeiter zu empfangen, übernahm die Mühe, mit dem Pater Juan Dario, einem Italiäner, und mit dem Frater Juan Rodriguez, eine Mißion in der Stadt Cordua anzulegen. Er wurde daſelbſt anfänglich zwar ſehr kaltſinnig aufgenommen, maſſen man

eini-

einigen Verdacht wider die Jeſuiten geſchöpft hatte. Kaum aber hatte die Mißion ihren Anfang genommen, ſo bot man ihnen ſchon ein Haus und eine Capelle an einem ſehr bequemen Orte an. Bald darauf ließ die Obrigkeit, da ſie ſahe, daß die Capelle für ſo viele Leute zu klein war, den Grund zu einer großen Kirche legen.

Bis dieſelbe fertig war, beſuchte der Superior mit ſeinen beyden Collegen die Indianer, welche die Patres de Ortega und Barſena in der chriſtlichen Religion unterrichtet hatten, und die ſeit ihrer Abreiſe faſt ohne allen geiſtlichen Beyſtand geblieben waren. Sie hatten das Vergnügen einige neugetaufte unter ihnen anzutreffen, welche bisher einen guten Wandel geführet, und ein großes Verlangen nach der Zurückkunft ihrer geiſtlichen Väter trugen. Sie wurden daher auch ſehr freudig von ihnen aufgenommen. Die Patres ſagten ihnen auch, daß man zu Cordua eine große Kirche bauete, und daß ſie dahin kommen könnten, wenn es nicht möglich ſeyn ſollte, ſie mit Seelſorgern zu verſehen; und hierauf erboten ſich dieſe Indianer ſogleich die nöthigen Baumaterialien dahin zu ſchaffen. Ihr Anerbieten wurde auch angenommen, und die Kirche in kurzem völlig zu Stande gebracht.

1600. Zu den Diaguites kommen Mißionarien.

Sobald der Pater Romero in dieſe Stadt zurückgekommen war, hielt er ſich gar nicht lange daſelbſt auf, ſondern begab ſich mit dem Pater de Monroy auf den Weg, den Diaguites das Evangelium zu predigen, welche faſt an der äußerſten mittägigen Gränze von Tucuman wohnen. Dieſe Indianer, die den Trunk nicht ſo ſehr liebten, wie ihre Nachbarn, waren ſehr zum Vortheil der Jeſuiten eingenommen, von denen man ihnen unter andern geſagt hatte, daß ſie ſich allen denen, die ihnen übel begegnen wollten, nach allen ih-

ren Vermögen widerſetzten. Und dieſes glückliche Vorurtheil machte einen ſpaniſchen Edelmann, Namens Juan de Abreu, der ſich zu Cordua niedergelaſſen hatte, und deſſen Vater Gouverneur von Tucuman geweſen war, die Hofnung, daß es ihm leicht ſeyn würde, ſie auf gute Wege zu bringen, wenn er in Geſellſchaft der Jeſuiten zu ihnen käme. Die Mißionarien ihres Orts, welche weder die Sprache dieſer Nation recht verſtunden, noch den Weg zu ihnen wußten, waren ſehr erfreut, an einem Manne von ſeinem Stande, einen erwünſchten Wegweiſer und Dollmetſcher zu bekommen.

1601. Sie kommen in große Gefahr daſelbſt.

Ihre Unternehmung hatte anfänglich allen erwünſchten Fortgang. Sie zogen von einem Orte zum andern, und wurden überall gerne gehöret. Ein einziges Dorf aber, wo man ſie vorher mit ofnen Armen aufgenommen hatte, ſchien ihnen mit einer großen Gefahr zu drohen. An eben dem Abend des nämlichen Tages, wo ſie ſo freudig waren aufgenommen worden, verſammlete ſich ein Haufe dieſer Wilden in eben der Rüſtung, in welcher ſie zu erſcheinen pflegen, wenn ſie eine blutige Unternehmung vorhaben. Sie näherten ſich ihnen mit einer wilden und drohenden Mine. Der Pater Romero gieng ihnen entgegen, und befahl ihnen mit einer Unerſchrockenheit, welche allein eine Wirkung der Verachtung des Todes iſt, ſie ſollten dem wahren Gott, zu deſſen Erkenntniß er ſie bringen wollte, die ſchuldige Ehre leiſten, die ihm alle Menſchen, welche ſeine Geſchöpfe ſind, ſchuldig ſeyn. Er wurde hierauf von einem dieſer unſinnigen Leute unterbrochen, der ihm trotzig ſagte, daß er es nicht dahin bringen würde, daß ſich die Diaquites verunehrten, und ihr Haupt entblößeten, wie die Spanier zu thun pflegten, wenn ſie ihren Gott anbeteten, und daß er und die ſeinigen nach ihrer alten Gewohnheit zu leben fortfahren würden. Nachdem er

dieſe Worte ausgeſprochen hatte, gieng er fort. Die Mißionarien aber und ihr Führer, mußten ſich vor einem allgemeinen Aufſtande fürchten, ohne ein Mittel zu ſehen, der drohenden Gefahr zu entgehen. Als ſie aber den meiſten Theil der Nacht im Gebete zugebracht hatten, wurden ſie den folgenden Morgen, durch die Ankunſt eben dieſes Menſchen, der ihnen den Abend vorher ſo trotzig begegnet war, in eine angenehme Verwunderung geſetzt, indem ſich derſelbe bey ihnen entſchuldigte, und ihnen ſagte, daß ein ungewohntes Getränke geſtern ſeinen Verſtand umnebelt habe, und daß er und die ſeinigen den gemachten Fehler, durch ihre Lehrbegierde wieder gut machen wollten.

Die Religion dieſer Indianer. Zahlreiche Bekehrung.

Er hielte auch ſein Wort, indem ſich mehr als tauſend Diaguites in dieſem Flecken bekehreten. Sie hatten auch in vier andern etwas entfernetern Flecken, eine noch größere Erndte, in denen kein einziger Götzendiener übrig bliebe. Dieſe Indianer beteten die Sonne an, und opferten ihr Vogelfedern, die ſie darnach in ihre Cabanen trugen, und von Zeit zu Zeit mit dem Blute verſchiedener Thiere benetzten. Sie glaubten, daß die Seelen ihrer Caciken, nach ihrem Abſchiede aus dem Leibe, in Planeten, die Seelen der gemeinen Leute aber, in Sterne verwandelt würden. Dieſer ihrer Gottheit hatten ſie auch Tempel gebauet, die ſie aber ſogleich niederrißen, und Creutze auf die Ruinen derſelben ſetzten, ſobalde ihnen der Pater Romero ſolches befohlen hatte. Doch hätte eine übereilte Handlung des königlichen Lieutenants von Salta, in einem Augenblick bald wieder alles verdorben.

Unbedachtſame Handlung eines Officiers. Folge derſelben.

Dieſer Officier hatte vermuthlich von dem Gouverneur der Provinz, den allgemeinen Auftrag bekommen, alle Indianer, die ſich bekehren würden, zu bewe-

bewegen, daß ſie den catholiſchen König für ihren Herrn erkennen ſollten. Sobald er nun erfahren hatte, was bey den Diaguites geſchehen war, ſo glaubte er, es würde ihm gar keine Mühe koſten, alles dasienige von ihnen zu erhalten, was er im Namen des Königs von ihnen fordern würde. Er ſchickte ihnen daher einen Befehl zu, daß ſie eine gewiße Anzahl Arbeiter nach Salta abſenden ſollten. Dieſe Art zu verfahren, brachte ſie in Harniſch. Die Religion, ſchrien ſie, die man uns eben geprediget hat, iſt alſo nichts anders, als ein Fallſtrick geweſen, den man unſerer Freyheit geleget hat, und die Spanier haben ihre Lehrer nur darum begleitet, daß ſie unſer Land auskundſchaften und ſehen möchten, wie ſie ſich deſſelben am beſten bemächtigen könnten. Nimmermehr ſoll man uns unter ein ſo hartes Joch zwingen. Wir wollen alle Fremde, die wir für nichts anders, als für Betrüger und Meineidige anſehen können, über die Klinge ſpringen laſſen.

Sie machten ſich auch ſchon fertig, dieſen gefaßten Entſchluß in das Werk zu richten, als ein Alter, der einiges Anſehen in dem Flecken hatte, wo ſich dieſes zutrug, und wo ſich die Mißionarien damals befanden, dieſen hitzigen Köpfen vorſtellte, daß man ſich nicht übereilen müßte, daß die Patres in großer Achtung bey den Spaniern ſtünden, und daß, wenn auch dieſe ihren Tod nicht rächen ſollten, doch Gott, deſſen Diener ſie wären, denſelben nicht ungerochen laſſen würde. Dieſe Vorſtellung hielt ſie zurück, und gab den Mißionarien Zeit, vernünftig mit ihnen zu reden. Sie verſicherten dieſem Volke, daß ſich der Officier gewiß nur übereilet habe. Und dieſe Verſicherung beruhigte ſie nicht nur, ſondern ſie baten auch, wegen ihrer eigenen Übereilung um Vergebung, die man ihnen, wie ſie ſagten, um ſo eher ertheilen würde, weil es aus Furcht geſchehen wäre, ihre Freyheit, als das einige Gut, auf welches ſie ſtolz wären, zu verliehren.

Der Pater Romero ſeines Orts gab ihnen die Verſicherung, daß er nicht leiden würde, daß man die Religion misbrauchte, um ſie um ihre Freyheit zu bringen. Er ſetzte noch dieſes hinzu, daß er, was dieſen Punct anlangte, ſehr wohl von der Meynung des Königs, ſeines Herrn, und derer, die in ſeinem Namen in Tucuman das Commando führten, unterrichtet ſey; daß endlich die Diaguites, ſo lange er in dieſem Lande ſich aufhalten würde, nichts von den Spaniern ſollten zu befürchten haben.

Die Vorſehung Gottes wacht über die Mißionarien.

Er bekam zu gleicher Zeit Nachricht, daß man in einem andern Flecken, ſeinen und ſeiner Mitarbeiter Tod beſchloßen hätte. Nach reifer Überlegung aller Umſtände fand er es für gut, ſich eine Zeitlang zu entfernen. Sie reiſeten daher nach Cordua, mit dem Verſprechen ab, augenblicklich zurück zu kommen, und unläugbare Beweiſe deſſen, was er geſagt hätte, mitzubringen. Da ſie aber, als ſie ſchon auf dem Wege waren, Nachricht bekamen, daß ein Cacik, der unter die Catechumenen gehörte, ſehr gefährlich krank ſey, trugen ſie kein Bedenken, wieder umzukehren, und ihn zu beſuchen, ohngeachtet ſie gegründete Urſache hatten, zu glauben, daß man ihnen nachſtellete. Der Herr ſegnete ihren Eifer und ihren Muth. Ihre Vermuthung war zwar ſehr wohl gegründet; aber eben dasjenige, was ſie natürlicher Weiſe, ihren Feinden hätte in die Hände liefern ſollen, mußte dazu dienen, daß ſie der Gefahr, welcher ſie ſich ausſetzten, wirklich entgiengen. Der Pater Romero taufte den Caciken, und unter der Zeit, da er für das Heil dieſer Seele, mit Gefahr ſeines eigenen Lebens ſorgte, ſuchten ihn diejenigen, die ihn ermorden wollten auf dem Wege, den ſie ihn hatten nehmen ſehen. Da ſie ihn aber nicht fanden, glaubten ſie ihre fernere Mühe würde umſonſt ſeyn, und kehrten auf der Stelle wieder um.

1602. Die Jeſuiten bereden ſich über die Art und Weiſe, wie ſie ſich ferner in Paraguay verhalten ſollen.

Sobald die Patres zu Cordua angekommen waren, ſchrieb der Pater Romero an den Biſchof zu Tucuman, und berichtete ihn den Erfolg ſeiner Mißion, und in welcher Verfaſſung er die Diaguites verlaſſen hätte. Zu gleicher Zeit berichtete er ihm, daß er von einem Viſitator ſeiner Geſellſchaft Befehl bekommen habe, ſich nach Salta zu verfügen. Er könne daher dieſen Indianern ſein Wort nicht halten, daß er ihnen gegeben hätte, wieder zu ihnen zurück zu kehren, oder ihnen einen Mißionar zu ſchicken. Er bat ihn daher, er möchte, durch einen von ſeinen Geiſtlichen dasjenige ausrichten laſſen, was ſie nun nicht zu thun im Stande wären. Allein dieſer Prälat fand keinen, den er entbehren konnte, oder der ſich unter dieſe Völkerſchaften wagen wollte. Daher mußte dieſe Kirche lange Zeit ohne Hirten bleiben, der ſie in dem Zuſtande unterhielte, in welchen man ſie verlaſſen hatte.

Der Pater Stephan Paez, ſo hieß der Name des Viſitators, hatte von ſeinem General einen Auftrag an alle Häuſer, die ſeine Geſellſchaft in Peru und in den benachbarten Provinzen hatte, die von dieſem Reiche abhiengen, wie damals Paraguay. Er hatte dieſen Auftrag bereits in Peru ausgerichtet, und von da aus war er nach Tucuman gereiſet; und als er zu Salta angekommen war, ließ er alle Mißionarien, die ſich in dieſer Provinz, und in der Provinz Rio de la Plata aufhielten, worunter ſich damals die Provinz Paraguay noch befand, die aber nach der Zeit von derſelben abgeſondert wurde, zu ſich kommen. Nachdem er mit einem jeden insbeſondere geredet hatte, ſo verſammelte er ſie alle zuſammen, um mit ihnen die Abrede zu nehmen, wie man eine Gleichförmigkeit bey der Bekehrung ſo vieler zerſtreuter Völkerſchaften beobachten könnte, ſo viel ſichs nämlich ſowohl in Anſehung

der

der Lage der Oerter, als der Umſtände, worinnen ſie ſich befänden, thun ließe.

Vor allen Dingen bemerkte er, daß er dieſe Miſſionen, die an keinen beſtimmten Ort gebunden wären, und dieſe beſtändigen Reiſen von einem Orte zum andern, nicht billigen könnte, indem ſie ihm mit groſſen Unbequemlichkeiten verknüpft zu ſeyn ſchienen. Er ſagte, daß ſeiner Meinung nach, auf ſo ſchnelle Bekehrungen, die weiter nichts, als eine Würkung der erſten Hitze wären, und wozu man in ſo kurzer Zeit, kaum einen ſeichten Grund legen könnte, wenig zu halten ſey; man habe dießfalls ein merkwürdiges Beyſpiel an dem heiligen Franciſcus Solano, der, nachdem er durch ganz Tucuman, und durch einen guten Theil von Chaco gereiſet wäre, wo er eine große Menge Indianer bekehret, aber niemals einen beſtändigen Ort zu ſeinem Aufenthalt erwählt hätte, mit ſeinem Apoſtelamte wenig Nutzen geſchaft habe, indem nach der Zeit kaum einige Spuren davon zu finden geweſen wären. Endlich ſagte er, es verhalte ſich mit dem Saamen des Wortes eben ſo, wie mit dem Saamen, den man in die Erde ſtreuet. Es ſey nicht genug, ſolchen nur ausgeſäet zu haben, man müſſe ſich noch weiter Mühe geben, damit er Wurzeln ſchlagen könnte, und damit müſſe man bis zur Erndte fortfahren.

Alle diejenigen, mit denen der Viſitator redete, dachten im Grunde eben ſo, wie er. Sie ſtellten ihm aber vor, daß ſie ja dahin hätten gehen müſſen, wo ſie die Biſchöffe und die Generalvicarii hingeſchickt hätten; daß ihre Reiſen auch denjenigen Vortheil geſchaft hätten, den ſie zu erlangen geſucht; daß ſie eine nothwendige Kenntniß des Landes, und der Gemüthsart der verſchiedenen Nationen, denen ſie das Evangelium verkündigen ſollten, bekommen hätten; daß Gott auch bey ſolchen nur kurze Zeit währenden Verrichtungen ſeine

Abſichten habe; daß ſie aber doch mit ihm eins wären, daß man ſolche Maasregeln ergreifen müßte, um da und dort etwas dauerhafteres aufzurichten, wie ſolches auch bereits an verſchiedenen Orten geſchehen wäre; daß man aber dem ungeachtet, die Reiſen zu andern Unglaubigen nicht ſchlechterdings aufgeben müſſe. Und hierauf entdeckte ein ieder ſeiner Meinung, wie man nach der Beſchaffenheit dieſes groſſen Landes, wo ſie angefangen hätten, die chriſtliche Religion auf den Ruinen der Abgötterey aufrichten, mit dieſem wichtigen Werke, am beſten fortkommen könnte.

Der Vorſchlag des Viſitators.

Während der Zeit, da dieſes vorgieng, erhielte der Viſitator aus verſchiedenen Städten der Provinz Tucuman, Briefe, worinnen ihm berichtet wurde, daß in der ganzen Provinz das Gerücht herum gienge, daß ſeine Reiſe blos in der Abſicht geſchehen ſey, alle Jeſuiten, die er zu Salta verſammlet hatte, nach Peru zurück zu führen. Er antwortete hierauf, daß er, wann er auch dieſe Abſicht gehabt hätte, welches aber gewiß nicht ſey, ſchon ſo viel mit eigenen Augen geſehen hätte, daß er ſelbige ſchon für ſich ſelbſt würde fahren laſſen. Er machte hierauf ein und andere Verordnungen; doch war gleich die erſte und vornehmſte ſo beſchaffen, daß ſie anfangs ſchlechterdings für unmöglich gehalten wurde. Er wollte nämlich den Jeſuiten von der Provinz Braſilien, das ganze Land überlaſſen, welches auf der Morgenſeite des Paraguay und des Rio de la Plata liegt, weil dieſe Provinz beſſer gelegen, und auch eher im Stande wäre als Peru, Mißionarien dahin zu ſchicken, die, wenn ſie dahin kämen, die Sprache ſchon verſtünden, welche am meiſten daſelbſt geredet wird. Kaum aber wurde dieſer Vorſchlag in Tucuman kund, ſo wurde er daſelbſt durchgehends gebilliget, und die meiſten Städte dieſer Provinz ſchrieben an den General der Geſellſchaft, und boten

boten ihm an, daß ſie bey ſich Collegia wollten anlegen laſſen.

Ganz anders ſah es zu Aſſumption aus, wo die Abreiſe der ſich daſelbſt aufhaltenden Jeſuiten nach Salta, verſchiedene Bewegungen verurſacht hatte. Jedermann glaubte, ſie würden nicht mehr zurück kommen. Einige bewieſen durch ihre Thränen, daß ihnen dieſer Verluſt nahe gieng; die meiſten aber ließen ihren Unwillen durch allerhand Schmähworte wider ſie aus, ohngeachtet die Lebensart und die ganze Aufführung dieſer Ordensleute, ſie billig davon hätte abhalten ſollen. Sie ſprengten überall aus, daß man dieſes neue Inſtitut nicht gerne in armen Colonien laßen wollte, und daß man daher lieber ein reiches Land, oder ein ſolches dazu erwehlet hätte, wo man nahe an Peru wäre, und alſo leicht reich werden könnte. Man ſagte, wenn die Jeſuiten einen wahren Eifer für das Heil der Seelen hätten, ſo würden ſie eine Provinz nicht verlaſſen, wo ſie eben ſo viel Nutzen ſchaffen könnten, als in irgend einem andern Lande, und wo man es an nichts hätte erwinden laſſen, ihnen Beweiſe des vollkommenſten Vertrauens zu geben; und daß übrigens die Hofnung, welche man den Einwohnern von Aſſumption machte, ihnen portugieſiſche Jeſuiten zu zu ſchicken, nur eine nichtige Ausflucht ſey, indem gar nicht zu vermuthen ſtünde, daß der königliche Rath von Indien erlauben würde, daß man in die Staaten des catholiſchen Königs, ſolche Mißionarien ſchickte, die keine gebohrne Unterthanen deſſelben wären; es ſey auch nicht zu glauben, daß der Hof zu Liſſabon, ein Land mit Mißionarien verſehen würde, welches kein Eigenthum der Krone von Portugal wäre.

Der Pater de Ortega wird von dem heiligen Officio zu Peru in Verhaft genommen.

Nach aller Wahrſcheinlichkeit hatte der Pater Paez alle dieſe Schwürigkeiten nicht genugſam überleget, an die er doch natürlicher Weiſe ſogleich hätte denken ſollen. Unterdeßen änderte er doch ſeine Meynung auf die erſten Gegenvorſtellungen nicht, die man ihm machte. Da er es aber noch anſtehen ließ, ſeinen Vorſchlag in das Werk zu richten, ſo hatte man Zeit genug, ihm die verdrießlichen Folgen deſſelben deutlich vorzuſtellen. Andern Theils hatte auch der Pater Lorenzana noch keine Nachricht von den ſchlimmen Folgen erhalten, den ſeine und des Paters de Ortega Abreiſe von Aſſumption in dieſer Stadt nach ſich gezogen hatten. Er hatte zu Salta genug mit einer andern Sache zu ſchaffen, die ihn ſehr beunruhigte, indem ſein Mitarbeiter einen Befehl bekommen hatte, ſich auf der Stelle nach Lima zu verfügen, und ſich vor dem Gerichtshofe der oberſten Inquiſition von Peru zu ſtellen.

Ohngeachtet einer Reiſe von drey hundert Meilen, die der Pater de Ortega bereits gemacht hatte, maßen er um nach Salta zu kommen, genöthiget war, den Fluß bis nach Santafe hinabzufahren, ſeine Schmerzen ſehr vermehret hatte, und ohngeachtet er noch fünf hundert Meilen reiſen mußte, bis er nach Lima kam: ſo machte er ſich doch ohne Zeitverluſt auf den Weg. Es waren aber weder ſein ſchleuniger Gehorſam, noch ſeine treuen Dienſte, die er in Braſilien und Paraguay geleiſtet hatte, im Stande zu verhindern, daß man ihn nicht bey ſeiner Ankunft in dieſer Hauptſtadt von Peru, in das Gefängniß des heil. Officii legte. Man erſtaunte überall wo er bekannt war, über dieſe Nachricht, und niemand konnte ſich vorſtellen, wie es möglich ſeyn könnte, daß man einem Manne, der einen ſolchen Eifer in ſeinem Amte bewieſen hatte, als einen Übelthäter begegnete, zumahl

mahl da er ſich noch dazu in ſo kränklichen Umſtänden befand. Andern theils erlaubte die Gerechtigkeit des Gerichtes, das ihn mit einer ſolchen Strenge behandelte nicht, ihn zu verdammen; und das Stillſchweigen welches dieſer Diener Gottes bey dieſer Gelegenheit beobachtete, hinderte auch das Publicum, das ihn unmöglich für ſchuldig halten konnte, und ſich doch auch nicht getrauete ihn für unſchuldig zu erklären, einen Ausſpruch in dieſer zweifelhaften Sache zu thun.

Die Urſache warum er angeklagt wurde; und ſeine Rechtfertigung.

Er blieb fünf Monate in dem Gefängniß, ohne daß man etwas mit ihm redete, indem man immer erwartete, er würde ſein Verbrechen ſelbſt geſtehen. Da ihn aber ſein Gewißen nicht anklagte, ſo glaubte er, es ſeye das Beſte, mit Gedult alles abzuwarten, was Gott über ihn etwann möchte verhänget haben. Nach Verlauf dieſer Zeit, brachten es ſeine Obern dahin, daß er ihnen wieder ausgeliefert wurde, doch muſten ſie verſprechen, ihn wieder zu ſtellen, ſo bald man es haben wollte, auch ihn weder in, noch außer dem Hauſe, mit iemanden reden, noch ihm eine Meße leſen zu laſſen. In dieſem Zuſtande blieb er zwey Jahre. Endlich empfieng das heilige Officium aus Paraguay eine gerichtliche Urkunde, die ihn vollkommen loßſprach. Es war dieſes der gerichtlich ausgefertigte und von vielen Zeugen unterzeichnete Widerruf eines Einwohners von Villarica, der ihn angeklagt hatte, er habe ſeine Beichte verrathen, welcher nun dieſe Anklage auf ſeinem Todbette, ſelbſt für eine Verläumdung erklärte.

Sobald der Präſident der Inquiſition dieſe Schrift erhalten, hatte ſprach er ihn ſogleich auf die feyerlichſte Weiſe, von der wider ihn angebrachten Anklage los,

und ſetzte ihn wieder in alle ſeine Rechte ein. Die ganze Stadt Lima nahm Theil an der Freude, welche die Jeſuiten über den glücklichen Ausgang dieſer Sache hatten, und überall hörte man nichts als Lobeserhebungen, welche dieſem Manne ertheilet wurden, deßen Rechtſchaffenheit niemals ſo offenbar wurde, als zu der Zeit, da man ihn als einen Übelthäter behandelte. Dom Caſpar de Zunjiga und Azevedo, Graf von Monterey Vicekönig von Peru lernte bey dieſer Gelegenheit einſehen, daß ein ſo großer Ordensgeiſtlicher gerade der Mann ſey, den er ſuchte, um ihn zu dem Chiriguanes zu ſchicken, welche vor kurzen geäußert hatten, daß ſie ein aufrichtiges Verlangen nach dem Chriſtenthum trügen, und deren Bekehrung ſehr vieles zur Wiederherſtellung der Ruhe in Tucuman, ja ſelbſt in Peru beytragen konnte.

Bekommt den Auftrag die Chiriguanes zu bekehren.

Wir haben aber ſchon oben erinnert, daß faſt ein Wunderwerk erfordert wurde, dieſe Barbaren unter das Joch des Evangelii zu bringen. Dieſes aber wollte der Herr noch nicht zum Beſten einer eben ſo untreuen, als wilden Nation thun, die ſich niemals zu einer Ausſöhnung mit den Spaniern zu verſtehen, und nur zu dem Ende Mißionarien zu verlangen ſchien, wenn ihnen der Krieg beſchwerlich wurde, oder wenn ſie einem Ungewitter, das ihnen drohete, ausweichen wollten. Man hatte auch noch nicht genugſam aus der Erfahrung gelernet, wie wenig man ſich auf ihre Verſprechungen verlaßen konnte. Indeßen da die Mißionarien, die ihnen gar nicht traueten, weil ſie ſolche am beſten kenneten, allemal glaubten, daß ſie alle Einladungen die man ihnen machte, Jeſu Chriſto Seelen zuzuführen, annehmen müſten: ſo ſtund der Pater de Ortega gar nicht an, in dasjenige, was der Vicekönig von ihm verlangte, zu willigen. Er ergrif ſo gar

mit Freuden eine Gelegenheit, wo er Hofnung hatte in der Verrichtung ſeines apoſtoliſchen Amtes, dem er ſich von Jugend auf gewiedmet hatte, zu ſterben und vielleicht gar die Martyrerkrone davon zu tragen.

Er iſt nicht glücklich in dieſer Verrichtung; ſein Tod.

Er reiſete 1601. mit dem Pater Hieronymus de Villarnao nach der Cordilliera der Chiriguanes ab, wo ſie beyde ſehr wohl aufgenommen wurden. Allein ſie konnten gar bald merken, daß dieſe Wilden an nichts weniger dachten, als das Chriſtenthum anzunehmen. Doch wendeten ſie alles an, um ſie zu gewinnen. Nach Verlauf von zwey Jahren aber, die ſie dazu angewendet hatten, alles zu thun, was ihnen möglich war, muſten ſie mit Schmerzen wahrnehmen, daß der Tag des Heils für ſie noch nicht erſchienen ſey. Und da ſich der Pater de Ortega ohnedem in dem ſchlechteſten Geſundheitszuſtande befand, bekam ſein College Befehl, ihn nach Plata bringen zu laßen, woſelbſt er 1622. in einen ſehr hohen Alter, ſeine Tage endigte.

Die Franiſcaner machen einen Verſuch die Chiriguanes zu bekehren; Folge deſſelben.

Um dieſe Ausſchweifung zu endigen, und zu vermeiden, daß ich nicht ſo bald wieder von den Chiriguanes reden darf, womit ich dieſe Geſchichte allzuoft unterbrechen würde, will ich nur noch etwas weniges von ihnen melden. Nachdem dieſe beyden Jeſuitiſchen Mißionarien die Chiriguanes verlaßen hatten, ſo wollten einige Franciſcaner ihr Heil bey ihnen verſuchen, und ſehen, ob ſie nicht glücklicher bey ihnen ſeyn würden, als dieſe beyden Patres geweſen wären. Der Pater Auguſtin Fabio, wagte ſich alſo, in Begleitung eines Fraters, durch das Thal von Tarija in dieſes Gebirge, nachdem er von dem Vicekönige, von der königlichen Audienz von

Charcas und von dem Biſchof von la Plata die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Man erſiehet auch aus der Chronik dieſes Ordens, welche 1650. zu Lima gedruckt worden, daß ſie einige von ihnen bekehret; auch eine Kirche gebauet haben. Allein ohngeachtet ſie ſich Hofnung gemacht, die ganze Nation zu bekehren: ſo geſchahe es doch, daß die Barbaren, während einer Reiſe, die der Pater Villarnao nach Plata gemacht, einige Spanier, die er bey ihnen zurückgelaßen, tödteten, ſeine Mitarbeiter fortiagten, und die Zugänge zu ihren Gebirgen dergeſtalt verwahrten, daß es dem Pater Villarnao unmöglich war, iemals wieder zu ihnen zu kommen.

Geſchichte von Paraguay.

Das fünfte Buch.

Innhalt.

Der Biſchof von Aſſumption ſchreibt an den Pater Romero und an den General der Geſellſchaft. Der Pater Lorenzana und der Pater Cataldino leiden Schifbruch auf den Rio de la Plata, und treffen den Biſchof von Aſſumption an. Wie ſie in dieſer Stadt aufgenommen werden. Die Spanier werden ihnen feind. Ein Exempel der göttlichen Gerechtigkeit. Die Jeſuiten von Paraguay und die von Chili kommen in eine einige Provinz zuſammen. Wie der Provinzial zu Santiago aufgenommen wird. Neue Mißionarien zu Buenos Ayres. Der Zuſtand worinnen ſich damals dieſe Stadt befand. Verfolgung der Jeſuiten in Tucuman. Die Vorſehung Gottes wacht über ſie. Diejenigen, ſo den Indianern übel begegnen, werden von Gott geſtraft. Die Jeſuiten gehen von Santiago weg, und begeben ſich nach St. Michel. Einige beſondere Umſtände dieſer Stadt. Sonderbare Jagd der Tiger. Aufnahme der Jeſuiten zu St. Michel. Fruchtbare Mißion unter den Calchaquis. Zween Jeſuiten kommen in große Gefahr. Dem Pater von Torrez werden die Thore von Conception verſchloßen, und was daraus erfolgt. Befehl des Königs zum Beſten der Indianer. Von der Guaraniſchen Kirche, die der Pater Louis de Baranjos, ein Franciſcaner, geſtiftet hat. Zuſtand der Provinz Guayra und der Stadt Aſſumption in Jahr 1609.. Die Patres Maceda und Cataldino ſind zu Villarica. Was ſich zwiſchen ihnen und den Einwohnern dieſer Stadt, in Anſehung der Indianer zuträgt. Gewaltſames Verfahren der Einwohner dieſer Stadt. Erſte Reduction der Guaranis. Liſtiger Kunſtgrif eines Spaniers, um Indianer in ſeine Dienſte zu bekommen. Drey andere Reductionen. Die Maasregeln, welche die zween Mißionarien ergreifen, um ihr Vorhaben in das Werk zu richten. Der Kö-

nig

nig von Spanien beſtätiget ſolches. Die chriſtliche Republick der Guaranis erkennet den catholiſchen König für ihren Herrn. Wie die Jeſuiten zu Werke gegangen, um ihre Indianer dahin zu bringen, ſich dieſem Monarchen zu unterwerfen. Der Tribut, den ſie dem Könige von Spanien entrichten. Die Reductionen werden für Doctrinen, oder eigentlich ſo genannte Pfarren erkläret. Anzahl der Reductionen und ihre Eintheilung. Von den Zehenten. Von der innerlichen Regierung der Reductionen. Von den Umgang mit den Spaniern. Von der ſpaniſchen Sprache. Von der Gemüthsart dieſer Indianer. Ihre Gaben in Anſehung der der Künſte. Ihr Geſchmack an der Muſik und an dem Singen. Wie ſie dadurch zur Erkentniß des Chriſtenthums gebracht worden ſind. Von den Künſten, die ſie treiben und von ihren Werkſtätten. Von ihrer Handlung. Von dem Gebrauch des Schießgewehrs. Von der Art wie die Güter in dieſer Republik verwaltet werden. Von dem Bourgaden und Zeughäuſern, von der Kleidung dieſer Indianer. Von den öffentlichen Gebäuden. Sorge der Jeſuiten um ihren Neubekehrten den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen. Von der Einigkeit, welche in den Reductionen herrſchet. Von dem geiſtlichen Regiment. Von der Viſitation der Biſchöfe. Wie man die Gouverneurs, den Provinzial der Jeſuiten und die neuen Mißionarien empfängt. Von der öffentlichen Buße. Von den Uebungen der Gottſeligkeit. Von den Kirchen und dem Gottesdienſte. Ihre Unſchuld, Frömmigkeit, Beſcheidenheit und andere Tugenden. Von den Zufluchtshäuſern. Von den Verſammlungen. Von ihren Wirkungen. Von der Vorſicht der Unreinigkeit zu begegnen. Von der Muſik. Von den feyerlichen Feſten. Von dem Frohnleichnamsfeſt. Von den Gottesäckern. Von der Policey. Veränderung der Gemüthsart dieſer Indianer, welche die Religion nach ſich gezogen hat. Von den öffentlichen Ergötzlichkeiten. Von der Glückſeeligkeit dieſer neuen Chriſten. Von ihrem Soldatenweſen. Von dem Clima der Reductionen. Aus was für Nationen dieſe Republik beſtehet. Von den Krankheiten, welche daſelbſt herrſchen. Ihre Liebe für die Jeſuiten, und die Liebe der Jeſuiten für ſie. Brief des Biſchofs von Buenos Ayres an den König von Spanien Philipp V. Von der Republick der Chiquitos.

Das fünfte Buch.

1604.
Der Biſchof von Aſſumption ſchreibt an den Pater Romero und an den General der Geſellſchaft.

Unterdeßen daß man ſich in der Hauptſtadt von Paraguay, wider die Jeſuiten, aus derjenigen Urſache, die ich in dem vorhergehenden Buche ſchon gemeldet habe, auf das heftigſte beſchwerte, thaten die Religioſen, die ſich daſelbſt niederzulaßen gedachten, in der Meinung, daß die Patres nunmehro auf ewig den Gedanken würden entſagt haben, ihren Wohnſitz wieder zu betreten, den Pater Filds, der wegen ſeines hohen Alters, und ſeiner ſchwächlichen Umſtände dageblieben war, und die Reiſe nach Salta nicht mitmachen konnte, den Vorſchlag, ihnen ſein Hauß zu verkaufen. Allein er entſchuldigte ſich damit, daß er dieſes für ſich nicht thun könnte, und verwieß ſie an den Pater Romero, welcher aber ſchon wußte, daß ſo wohl der Generalvicarius des Kirchſpiels, als auch der Commendant der Stadt, an den General der Geſellſchaft geſchrieben hatten, um ſich über das Verfahren des Pater Paez zu beklagen, und nicht lange hernach erhielt er auch einen Brief von dem neuen Biſchof von Aſſumption, Dom Martin Ignatius von Loyola, welcher ehemals ein Franciſcaner Mönch geweſen und ein naher Anverwandter von dem

Stif-

Stifter der Geſellſchaft war. In dieſem ſchrieb er ihm: daß wenn er gewuſt hätte, daß die Jeſuiten aus ſeiner Diocoes gewichen wären, ſo würde er ſich niemals haben entſchließen können, das Gouvernement darüber anzunehmen. Er bat ihn daher ſehr inſtändig, ſie, ſobald als es nur ſeyn könnte, dahin zurück zu ſenden; im Fall er es nicht thäte, würde er ſich an ſeinen General und wenn es erforderlich wäre, an ſeine catholiſche Maieſtät und an das päbſtliche Oberhaupt wenden, um ihn dazu zu zwingen. Er erwartete auch ſo gar die Antwort des Pater Romero nicht, um an den General zu ſchreiben, welcher der Pater Claudius Aquaviva war: Indeßen war ihm dieſer Pater zuvor gekommen, und er erhielt faſt zu gleicher Zeit die Befehle von Rom und die von dem Provincial aus Peru, um den Pater Lorenzana und einen andern Jeſuiten nach Aſſumption zurück zu ſchicken, dem er ſich auch mit einem deſto gröſſern Vergnügen unterwarf, weil ihm ohnehin die Vorſchläge des Pater Paez nicht recht gefallen wollten, und ihm noch überdieß die Mißionen zu den Guaranis ſehr am Herzen lagen.

Der Pater Lorenzana und der Pater Cataldino leiden Schifbruch auf dem Rio de la Plata, und treffen den Biſchof von Aſſumption an.

Eben war es Zeit, daß die Jeſuiten wider nach Aſſumption zurückkamen, woferne ſie nicht wollten, daß ſie auf immer daraus verbannt und daß mithin die Kirche, die ſich in Guayra anfieng auszubreiten, ohne Rettung ſollte verlohren gehen. Denn man fuhr beſtändig fort, den Pater Filds auf alle Art und Weiſe zu nöthigen, ſein Hauß zu verkaufen; und im Fall dieſer ſchwächliche Mißionar geſtorben wäre, ehe er einigen Beyſtand erhalten, ſo würden die Religioſen, die ihm gewaltig zuſetzten, mit leichter Mühe die Erlaubniß erhalten haben, in ſeinem Hauſe zu wohnen, ohne daß es ihnen das geringſte gekoſtet hätte. Sobald demnach der Pater Lorenzana

von

von ſeinem Superior den Befehl erhalten hatte, ſo verlohr er keinen Augenblick, ſich mit dem Pater Joſeph Cataldino, entweder zu Buenos Ayres, oder zu Santafe einzuſchiffen; er war aber gar nicht weit gekommen, ſo wurde ſein Fahrzeug durch einen Sturm an einen Felſen geworfen, daran es zertrümmerte. Die zween Mißionarien hatten es bloß der Unerſchrockenheit der Indianer, welche ſie begleiteten, zu danken, daß ſie der Gefahr entkamen, indem ſie alle Kräften anwendeten, um ſie an das Ufer zu tragen.

Ob ſie nun gleich dem Erſaufen entgangen, ſo ſtund ihnen letzo das Erhungern deſto gewißer bevor, indem ſie allen ihrem Vorrath eingebüßt hatten, und in der Gegend wo ſie ſich befanden, keine Spur einer menſchlichen Wohnuug anzutreffen war. Auf einmal aber erblickten ſie den Biſchof von Aſſumption, welcher den Strom herabfuhr, um ſich nach Buenos Ayres zu begeben. Dieſer Prälat, der ſich nichts weniger einbildete, als ſeine Wünſche ſobald erfüllt zu ſehen, empfieng ſie auf das zärtlichſte, bewirthete ſie ſo gut er konnte, gab ihnen eine von ſeinen Barquen mit Lebensmitteln, damit ſie ihre Reiſe fortſetzen konnten, und indem er ſie verließ, verſicherte er ihnen: daß er ihnen hiemit alle ſeine Macht und Anſehen, in ſeiner ganzen Diocoes, ſo ſich bis an das Meer erſtreckte, übertragen haben wollte.

Wie ſie zu Aſſumption empfangen werden.

Zu Aſſumption wurden ſie auf eine ſolche Art empfangen, daraus man die Aufrichtigkeit derjenigen Geſinnungen erkennen konnte, welche man zuerſt bey ihrer Abreiſe und hernach bezeugte, als man anfieng zu zweiflen, ob man ſie jemals daſelbſt wieder zu ſehen bekommen würde. Der Pater Cataldino that ſich gar bald durch ſolche Handlungen hervor, die ganz deutlich anzeigten, daß er ein Mißionars von dem erſten Range

ſeye.

ſeye. Der Ruhm des Pater Lorenzana aber war ohnehin ſchon feſt gegründet; und alle beede verrichteten gleich die erſten Tage, ohne ſich im mindeſten zu ſchonen, die allerbeſchwerlichſten Arbeiten in ihrem Amte. Ihre Bemühungen und der Segen des Himmels, machten, daß ſie gar bald den ausgeſtandenen Verdruß vergeßen konnten, der ohnehin nur die allgroße Achtung, die man für ihre Verdienſte hegte, zum Grund hatte. In der That, hatten die Jeſuiten bis daher in dieſen Provinzen noch keine von denen Widerwärtigkeiten erlitten, welche Jeſus Chriſtus ſeinen Apoſteln, als ein Zeichen gegeben, daß ſie von ihm geſandt wären: aber ſie und ihre Nachfolger haben in der Folge oft Gelegenheit gehabt zu erkennen, daß ſie würklich die Abgeſandten und Jünger eines Gottes wären, der ihnen zum wahren Merkmal alle mögliche Verfolgungen zuſchickte, um ſie daran zu erkennen.

Die Spanier werden ihnen feind.

Sie hatten ſich ſchon viel zu frey und öffentlich zum Vortheil der Indianer, und wider den Misbrauch, ſo man von den Commanden machte, erklärt, als daß ſie lange das Vertrauen und die Freundſchaft dererjenigen erhalten konnten, welchen die allergreulichſten Erfahrungen die Augen noch nicht geöfnet hatten, daß ſie eingeſehen hätten, wie ſehr es ihr eigener Vortheil erfordere, den Eingebohrnen mit mehrerer Mäßigung und Gelindigkeit zu begegnen. Ja, was noch erſtaunlicher war, ſo wurden ſie dieſen Ordensgeiſtlichen aus einer ſolchen Urſache feind, die eine ganz andere Wirkung hätte hervor bringen ſollen. Einige Indianer, ſo ſich an dem Ufer des Paraguay niedergelaſſen, und die man in Commanden eingetheilet hatte, wurden aufrühriſch, und brachten durch Verrätherey etliche Spanier um. Indem nun dieſe Nachricht in die Hauptſtadt kam, eben da der Gouverneur abweſend war, ſo gieng ſogleich der Officier, der an deſſen ſtatt daſelbſt commandirte, mit ei-

einem Comando Soldaten ab, um ſie zu züchtigen: Allein mitten auf dem Wege änderte er ſein Vorhaben, und überfiel einige andere treue und in Bündniß ſtehende Indianer, welchen er, ob er ſie gleich außer aller Vertheidigung antraf, ohne allen Grund, als Feinden begegnete, viele davon umbrachte, eine große Menge in Feßeln ſchlug und ſie gleichſam im Triumph nach Aſſumption führte und ſie als Sclaven verkaufte.

Ein Exempel der göttlichen Gerechtigkeit.

Der Pater Lorenzana glaubte eine ſo himmelſchreyende Ungerechtigkeit nicht mit Stillſchweigen übergehen zu können. Er that zwar anfänglich demienigen, der Urheber davon war, in Geheim die nachdrücklichſten Vorſtellungen, er erinnerte alsdann dieienigen, welche dieſe vermeintliche Gefangene gekauft hatten, daß ſie ſelbige nicht mit gutem Gewißen als Sclaven behalten könnten. Da er aber ſahe, daß alle ſeine Vorſtellungen vergeblich waren, ſo ſtieg er auf die Canzel, und drohete ihnen mit der Strafe des Himmels, woferne ſie nicht dieſen Indianern ihre Freyheit wieder geben würden; worauf ihm der Schazmeiſter von der Hauptkirche, der eben gegenwärtig war, zu ſchweigen und aus der Kirche zu gehen, befahl. Er gehorchte, ohne daß man in ſeinem Geſichte die mindeſte Veränderung wahrgenommen hätte; und dieſe Mäßigung rührte die Verſammlung ſo ſehr, daß ſich auf allen Seiten ein unfreundliches Gemurmel wider den Schatzmeiſter hören ließ. Dieſer Ordensgeiſtliche, der ganz beſtürzt und in gröſter Verlegenheit war, konnte ſich nicht anders helfen, als daß er mit lauter Stimme erklärte: er hätte Unrecht gehandelt, indem er einen rechtſchaffenen Mann, der ſeine Schuldigkeit gethan, beſchimpft hätte.

Dieſes Geſtändniß, ſo vielleicht die Furcht heraus gepreßet, ſtillte dem ohngeachtet den Zorn des Himmels nicht. Der Schatzmeiſter bekam ſolche Gemüthsunruhen

hen, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließen, und ſtarb bald darauf an ſolchen heftigen Bewegungen, die von einer wirklichen Raſerey herkamen. Nach ſeinem Tode ſprengte man allerhand Sachen aus, für die ich aber nicht gut ſeyn will, indem ſie nur von gemeinen Leuten hergerühret ſeyn können; allein das Volk hielte ſie doch für wahr, und dieſer Zufall hat mehr zur Befreyung der Gefangenen beygetragen, als die allerbeweglichſten Ermahnungen des Mißionars würden bewerkſtelliget haben. Inzwiſchen, ob es gleich das Anſehen hatte, als würde dieſe Begebenheit zum Vortheil der Jeſuiten gereichen; ſo wurden doch dieſe Patres gar bald gewahr, daß in der Stadt ein großer Widerwillen gegen ſie zurück geblieben, der auch ſeit der Zeit immer ſtärker geworden, und davon wir in der Folge die erſtaunlichſten Wirkungen ſehen und erfahren werden.

1605. - 1607. Die Jeſuiten von Paraguay und die von Chili kommen in eine Provinz zuſammen.

In eben dieſem Jahr 1605. kam der Pater Diego von Torrez, von Rom aus nach Peru, als Provinzial von Chili und Paraguay; allein, ich weiß nicht aus was Urſache er ſeine Abreiſe von Lima bis 1607. verſchob. So viel iſt gewiß, daß er mit funfzehn Jeſuiten abreiſete, davon er einen Theil nach Chili ſandte, und die andern zu Lande nach Tucuman führte. Er nahm ſeinen Weg durch die Stadt de la Plata und Potoſi, gieng über das Gebirge von Charcas, beſuchte die Omaguacas, welche er in ihren Glauben ſtärkte, begab ſich hernach nach Jujuy und von daraus nach Salta. Dieſe beyden Städte baten ihn um einige Amtsgehülfen; aber er entſchuldigte ſich damit, daß er zu dergleichen Verfügungen nicht Leute genug bey ſich hätte, er wollte aber ihr Begehren, ſobald er eine hinlängliche Verſtärkung erhalten, gewiß erfüllen.

Von

Wie dieſer Provinzial zu Santiago empfangen wird.

Von Salta aus gieng er mit ſeiner Begleitung nach Santiago, wo ihm ſo wohl der Biſchof Dom Franciſcus Treco, (*) als auch der Gouverneur von der Provinz, Dom Franciſcus de Ribera, mit der gröſten Ehre und den erſinnlichſten Freundſchaftsbezeigungen überhäuften. Nachdem er hierauf dieſem Prälaten, diejenigen Geiſtlichen, welche er von Peru mitgebracht, vorgeſtellt hatte, ſo ſagte er ihm: Daß die Abſicht des Generals der Geſellſchaft dieſe wäre, daß diejenigen, die in ſeiner Diocoes bleiben würden, unter ſeinen Händen als Arbeiter ſeyn ſollten, über welche er nach ſeinem eigenen Willkühr ſchalten und walten könnte. Der Prälat, welcher bis zum Weinen bewegt war, als er ſie zu ſeinen Füſſen ſah, hob ſie auf, umarmete ſie auf das zärtlichſte, und führte ſie in ſeine Hauptkirche, welche gar bald mit einer großen Menge ſo wohl von Spaniern als Indianern angefüllt wurde. Hierauf ſtieg er auf ſeinen Thron, befahl ſtill zu ſeyn und ſagte: „ Meine lieben Brüder, ich kann euch nicht beßer „ beweiſen, welchen Troſt mein Innerſtes bey der Ankunft ſolcher vortreflichen Arbeiter empfindet, als wenn „ ich euch bey dem heiligen Amte, ſo ich die Ehre habe „ zu bekleiden, heilig ſchwöre, daß ich, ohne ihren Beyſtand nicht würde im Stande geweſen ſeyn, diejenigen „ Verbindungen, welche mir obliegen, zu erfüllen. Ich „ verſichere euch auch, daß wenn das Vorhaben, welches man, der Sage nach, vor einigen Jahren gehabt hat, alle Ordens-Geiſtliche ſo wir hier haben, „ nach Peru zurückzuſenden, wäre erfüllet worden; ſo „ würde ich meiner biſchöflichen Würde entſagt haben, „ um mir den Kummer zu erſparen, eine unendliche „ Menge von Seelen, die durch das Blut Jeſu Chriſti erlöſet ſind, umkommen zu ſehen und zwar aus

(*) Einige Nachrichten nennen ihn Ferdinand von Treio.

„ Mangel der höchſtnöthigen Hülfsmittel, um ſie auf „ den Weg der Seeligkeit zu führen. Unendlicher Dank „ ſey demnach dem höchſten Hirten geſagt! Seht! wie „ ſich die Zahl ſeiner Apoſtel vermehret; machet euch „ eine ſo große Wohlthat zu Nutze und vereiniget euch „ mit mir, um demienigen genugſam zu danken, der uns „ eine ſo groſſe Gnade erwieſen hat. Was aber euch, „ meine Väter, anbelangt, ſo könnet ihr verſichert ſeyn, „ daß ich es meiner Seits an nichts werde ermangeln laſ„ ſen, um eure Bemühungen und Arbeiten zu unterſtü„ tzen „

1608. Neue Miſſionarien zu Buenos Ayres; der Zuſtand worinnen ſich damahls dieſe Stadt befand.

Alle Anweſende beantworteten dieſe Rede mit einem oftmals wiederholten Freudengeſchrey, womit ſie auch die Mißionarien bis in ihr Haus begleiteten. Einige Tage hernach reiſte der Provincial ab, um zu Cordua ein Noviciat anzulegen. Von daraus gieng er nach Chili, und während der Zeit, da er die Angelegenheiten von dieſem Theil ſeiner Provinz in Ordnung zu bringen beſchäftigt war, kamen acht Jeſuiten zu Buenos Ayres an, welche auf Koſten Sr. catholiſchen Mäjeſtät von dem General der Geſellſchaft abgeſchickt waren. Man wußte ſchon vorher daſelbſt, daß ſie kommen würden; deswegen erwartete man ſie mit der größten Ungedult und behielt einige von ihnen zurück, in der Abſicht ihnen ein Collegium daſelbſt anzulegen. Dieſer Hafen fieng eben an, durch die Handlung in Flor zu kommen. Ob ſchon der König in Spanien keinen Fremden den Eingang erlaubete, ſo ſah man doch von Zeit zu Zeit daſelbſt einige anländen, die entweder aus Noth, oder unter einem andern Vorwande alda Anker warfen; über dieſes wurden ſie auch ganz wohl empfangen, und dadurch beförderten ſie, nicht nur ihren eigenen, ſondern auch der Einwohner Nutzen.

Die

Die Indianer, ihre nächſten Nachbarn, die eben ſo wild und oft noch raſender waren, als die Tiger, unter welchen ſie lebten, wollten ſich gar nicht zahm machen laßen; und man verſichert, daß ſie bey zweytauſend Spanier umgebracht haben, während daß man daran arbeitete, die Stadt zum drittenmahl wieder aufzubauen.

Die beynahe Rieſenmäßige Geſtalt einiger, das grimmige Geſicht der meiſten, und der unverſöhnliche Haß, welchen ſie alle wider die Spanier gefaßt hatten, hatten eine ſolche Furcht unter den Einwohnern verbreitet, daß ſich noch niemand getraute, weit in das Land hineinzugehen. Einige waren unter das Joch gebracht worden, und wenn man ſie nicht zu Sclaven gemacht hätte, ſo hätte man ſie vielleicht zu Chriſten machen, oder doch wenigſtens dazu vorbereiten können, ſo lange bis man ihnen Mißionarien hätte verſchaffen können. Allein einige Verſuche, die man deswegen angeſtellt hatte, waren fruchtlos. Endlich hofte man, daß die Jeſuiten, die eben angelangt waren, mit beßern Fortgang daran arbeiten würden. Es war aber zu ſpät, um mit Gelindigkeit und Überredungen, Barbaren wieder zu gewinnen, die bloß die Gewalt im Zaum erhielte; und wie konnte man ihnen auch einen vollkommen gütigen Gott verkündigen, während der Zeit, da man ſie in der allerhärteſten Sclaverey behielte?

Verfolgung der Jeſuiten in Tucuman.

Die Jeſuiten verlangten, daß ehe ſie zu der Bekehrung ſelbſt ſchritten, ſollte man ihnen vorher ihr Joch erträglicher machen; allein dieſes wurde ſehr übel aufgenommen. Ja, zu Tucuman verfuhr man noch härter mit denenjenigen, welche man kurz vorher ſo wohl aufgenommen hatte, und welche ſich durch dieſe Begegnung für berechtigt hielten, die nämlichen Vorſtellungen zu thun. Ihr Provinzial war ſo gar der Erſte, welcher den Widerwillen fühlen mußte, den man wegen dieſes ihres Bezeigens

hegte. Bey ſeiner Rückreiſe von Chili, hielt er ſich zu Cordua auf, um das Noviciat in Ordnung zu bringen, ſo nunmehr ſehr zahlreich zu werden anfieng. Da alle Gebäude ſchon fertig waren, ſo hielt er es nicht für billig, die Indianer, die mit ſo vielem Eifer daran gearbeitet hatten, fortzuſchicken, ohne ſie für ihre Mühe zu belohnen.

Die Vorſehung Gottes wacht über ſie.

Dieſes ſchien den Inwohnern der Stadt von gefährlichen Folgen zu ſeyn. Man gab ihm dieſes auch zu verſtehen, aber man konnte ihn nicht überreden, daß er Unrecht gehandelt habe. Daher glaubte man nicht beßer zu thun, als wenn man ihm die Allmoſen nähme, welches bey nahe noch das einzige war, wovon dieſe Geiſtlichen ihren Unterhalt genoßen, allein man betrog ſich. Die göttliche Vorſehung, auf welche Pater von Torretz mehr als auf alle menſchliche Hülfe ſahe, verließ ihn auch nicht. Anfänglich ſuchte er zwar das Gewißen der Einwohner, wegen ihrer Ungerechtigkeit und Härte gegen die Indianer, rege zu machen; da er aber ſahe daß ſeine Gründe keinen Eindruck bey ihnen hatten; ſo drohte er ihnen öffentlich mit dem Zorn Gottes, und mit Sr. catholiſchen Majeſtät.

Diejenigen, ſo den Indianern übel begegnen, werden von Gott geſtraft.

Dieſe Drohungen giengen zum Theil bald darauf in die Erfüllung. Ein plötzlicher und unverſehener Anlauf des Waßers, überſchwemmete die Stadt und riß viele Gebäude nieder, die damals noch nicht recht feſt gegründet waren und ein heftiger Sturm mit einem entſetzlichen Ungewitter verheerte die Felder. Hiezu kam noch die Peſt, ſo daß man überall nichts als Tode und Sterbende ſah. Durch ſo ſichtbare Proben des erzürnten Himmels wurden diejenigen bewegt, denen noch einiges Gefühl der Religion und Menſchlichkeit übrig geblieben war, aber die Zahl derjenigen, die dieſe Züchtigung nicht achteten, war ungleich größer und ihre

schlimme

ſchlimme Neigung nahm von Tag zu Tage gegen die Jeſuiten zu. Man entzog ihnen von ihren Lebensmitteln, ſo viel man nur konnte; und bald hatten ſie nichts mehr zu ihrem Unterhalt, als noch einen geringen Vorrath von Maitz, und einige Hülſenfrüchte aus ihrem eigenen Garten.

Dem ohngeachtet ließen ſie von ihrer Standhaftigkeit, die Indianer wider diejenigen zu ſchützen, die ſie unterdrücken wollten, nichts nach; und der Pater von Torretz, indem er von Cordua, die übrigen Häuſer von ſeiner Geſellſchafft zu beſichtigen, abreiſete, empfahl ihnen, vor allen ja ihr Vertrauen auf niemand anders zu ſetzen, als auf denjenigen, für deſſen Sache ſie ſtritten. Sie thaten es auch, und die göttliche Vorſehung verließ ſie nicht. Denn als der Provinzial abreiſete, ſo gab er dem Procurator nicht mehr als hundert und achtzig Thaler zur Unterhaltung einer ſehr zahlreichen Gemeinde; dieſer aber fand nach Verlauf von acht Monaten, daß er mehr als acht hundert ausgegeben, ohne etwas entlehnet zu haben, nnd ohne daß er ſagen konnte, woher der Überſchuß gekommen ſey.

Die Jeſuiten gehen von Santiago weg, und begeben ſich nach St. Michel.

Die Verfolgung, welche der Pater von Torretz zu Cordua ausgeſtanden hatte, folgte ihm auch nach Santiago nach. Man wußte ſchon daſelbſt, wie ſehr er ſich in Chili der Indianer angenommen und was ihm bewogen hatte, nach Santiago zu reiſen; man kannte ihn, daß er in Anſehung dieſes Punctes unbeweglich war, und deswegen traf er die ganze Stadt auf das äußerſte wider ihn eingenommen an. Man ſagte daſelbſt ohne allen Scheu, daß es nicht ohne Grund wäre, wenn man die Jeſuiten beſchuldigte, daß ſie allerhand falſche Zweifel im Gewiſſen erregten, und daß der Geiſt Gottes keine ſolche übertriebene Strenge eingäbe, darunter man nur außer allen Zweifel den eigenen Vor-

theil und Ehrgeitz verberge; daß dieſe Patres ſich der Indianer aus keiner andern Urſache annähmen, als ſich Meiſter von ihnen zu machen, und den Nutzen von ihnen allein zu ziehen; daher hätten ſie den König und den Rath von Indien dahin gebracht, die Befehle ergehen zu laſſen, auf die ſie ſich ietzt ſteiften und derer ſie ſich bald gar bedienen würden, ſich zum Schaden der Spanier zu bereichern. Dieienigen ſo noch am beſcheidenſten waren, ſagten: Daß man vielleicht Unrecht thäte, wenn man dießfalls einige insbeſondere in Verdacht haben wollte, indem man glauben könnte, daß ſie ſich nach der Vorſchrift ihres Provinzials richten müßten, vor deßen Ankunft zu Tucuman alles in Ruhe geweſen wäre; allein deßen aufrühriſches Gemüth und unruhiger Sinn hätte ſogleich die bisherige Stille, in Unruhe und Zwietracht verwandelt.

Vergeblich antworteten ihnen dieſe Patres daß, noch ehe einer von ihnen dieſe Provinz betreten, Kaiſer Carl V. und Philipp II. ſein Nachfolger auf dem Spaniſchen Throne, ſchon die ſchärfſten Befehle hätten ergehen laßen, die Freyheit der Indianer zu beſchützen; man würde ſich auch erinnern, daß noch ehe der P. Torretz nach Chili gekommen ſey, ſo hätte Dom Juan Peretz, der damals Biſchof war, eben dasienige verworfen, woraus man ihm ein Verbrechen machte, daß er es nicht genehmiget hätte, und daß dieſer Prälat, in einer ſo höchſt wichtigen Sache, gar nicht einmahl einen Ausſpruch gethan hätte, als bis er vorher die klügſten und vernünftigſten Perſonen in dieſem Königreiche zu Rathe gezogen hätte; übrigens wäre es ia iedermann bekannt, daß keiner von ihnen etwas gethan oder geredet hätte, daraus man ſchlüßen könnte, daß ſie in der Sache, davon dermahlen die Rede wäre, anders, als der Provinzial, dächten.

Die Gemüther waren viel zu ſehr erbittert, und allzu feſt entſchloßen bey ihrem Verfahren zu verbleiben, als daß

daß ſie ſolchen Gründen hätten Gehör geben ſollen, denen ſie doch mit Recht nichts entgegen ſetzen konnten; ia, was noch erſtaunlicher war, ſo brachten ſie es endlich ſo weit, daß ſie ſo gar den Biſchof mit ſeiner ganzen Cleriſey, wider die Jeſuiten aufhetzten. Nun nahm ſich ihrer niemand mehr an; man gieng mit ihnen in dieſer Stadt, wie zu Cordua, um; ihre Kirche wurde verlaßen, ihre Penſionen wurden ihnen nicht bezahlt, und den Indianern war es verboten, ſie zu beſuchen. Endlich wurden ſie ſo weit gebracht, daß ſie es für beßer hielten, ſich gar wegzubegeben. Sie reiſeten dahero nach St. Michel, deßen Einwohner ſie ohnehin ſchon lange auf das eifrigſte gebeten hatten, einen Wohnplatz in ihrer Stadt anzunehmen.

Einige beſondere Umſtände dieſer Stadt.

Schon ſeit langer Zeit herrſchte ein Neid des Vorzugs halber zwiſchen dieſer Stadt und der von Santiago; welche drey Jahre, nach der erſten Erbauung von St. Michel, angelegt ward; aber dieſe hatte, wie wir geſehen haben, ihre Lage verändert. Kaum war dieſe Verſetzung geſchehen, welches ſich im Jahr 1564. zutrug, ſo überfiel ſie ein mächtiger Cacik, mit Nahmen Gualan, brachte viele Inwohner um, und zündete die Häuſer an, welche alle würden im Feuer aufgegangen ſeyn, wenn dieſe Barbaren nicht wunderbarer Weiſe erſchreckt und genöthiget worden wären, in gröſter Eil die Flucht zu ergreifen. Dadurch gewann man Zeit, ſo wohl das Feuer zu löſchen, als auch den Feind zu verfolgen, von welchem viele niedergemacht wurden, unter denen ſich auch Gualan befand.

Nachgehends verſuchten die Calchaquis noch oft ſie zu verheeren, aber allezeit vergeblich; indem die Einwohner, wegen ihrer Frömmigkeit ſich beſtändig des göttlichen Schutzes zu erfreuen hatten. Ich habe ſchon

geſagt daß St. Michel an dem Fuße der Cordilliere liegt; hier merke ich nur noch an, daß man ohnmöglich eine angenehmere Lage und ein fruchtbarers Land antreffen kann. Ihre Felder, ihre Thäler, mit einem Wort, ihre ganze Gegend iſt mit Wohnungen, Wein- und andern Gärten gleichſam beſäet, wo meiſtens lauter fruchttragende Bäume aus der alten und neuen Welt, wachſen. Allein, dieſes Land der Verheißung, wie es die Spanier nennen, war ſo ſehr mit Tigern angefüllt, daß man unbewafnet beynahe keinen Schritt thun konnte, ohne in Gefahr zu ſeyn, von dieſen blutgierigen Beſtien gefreßen zu werden, die ſich von Menſchenfleiſch zu ernähren ſchon gewohnt waren.

Beſondere Jagd der Tiger.

Ehe die Spanier ankamen, ſo war der Indianer einzige Beſchäftigung, die Tiger zu verfolgen, und zwar fiengen ſie es damit auf folgende Art an. Sie bewafneten ſich mit einem langen Stock, den ſie an den beyden Enden feſt und dem Tiger überquer vorhielten, wenn dieſes Thier auf ſie losgienge; öfnete es nun ſeinen Rachen, um ſolchen zu ertappen und erwiſchte ihn auch, ſo drehte ſich der Jäger, während daß der Tiger bemüht war, ſelbigen entweder herauszureißen oder zu zerbrechen, von der rechten auf die linke Seite, warf ihn über den Haufen und ſtieß ihm, ohne ſelbigen Zeit zu laſſen aufzuſtehen, das Meßer in den Bauch und ſchlitzte ihn bis an den Hals auf. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſes viele Geſchicklichkeit und Hurtigkeit erforderte; dahero war auch unter den Indianern keiner geachtet, der nicht einige Tiger umgebracht hatte, und der Ehrgeitz, ſich vor andern hervorzuthun, machte, daß man die Gefahr, die mit dieſer Jagd verbunden war, nicht achtete.

Aufnahm der Jeſuiten zu St. Michel.

Die Einwohner von St. Michel erkannten gar wohl, unter was für einer glücklichen Himmelsgegend ſie wohnten; ſie

waren von einer ſehr ſanften Gemüthsart, und von Natur zu allen Übungen der Gottſeeligkeit geneigt. Sie empfiengen die Jeſuiten mit einer ſolchen Liebe und Vertrauen, welches ſich auch auf ihre Nachkommen fortpflanzte. Sie nöthigten den Provinzial ein Collegium in ihrer Stadt anzunehmen, und die Urkunde der Stiftung wurde einsweilen im Nahmen des Königes ausgefertigt, der ſie auch hernach beſtätigte. Die Arbeit ſo dieſe Geiſtliche zu St. Michel bekamen, wo ſie wegen des wohl angebauten Landes, nichts als zu ſäen und einzuerndten hatten, erlaubte ihnen von Zeit zu Zeit die Diaguites, Lulles nnd die Chalchaquis zu beſuchen, und zwar nicht ohne Nutzen. Der Pater von Torretz erbot ſich ſo gar gegen den Gouverneur der Provinz, die Calchaquis dahin zu bringen, daß ſie von aller Feindſeligkeit ablaßen ſollten; und da ſein Vorſchlag angenommen wurde, ſo übertrug er dieſes Unternehmen den Patribus Juan Dario und Ignatius Marcelli, welchen der Gouverneur vollkommen Macht und Gewalt gab, mit dieſer unruhigen Nation zu handeln.

Fruchtbare Miſſion unter den Chalchaquis.

Bey der erſten Nachricht, welche die Chalchaquis von ihrer Ankunft erhielten, giengen ihnen die Vornehmſten unter ihnen entgegen, und verſprachen, ſie wollten alles auf das genaueſte erfüllen, was ſie ihnen vorſchreiben würden, nur ſollten ſie dagegen verſprechen, daß ſie nicht von den Spaniern beunruhigt würden, und daß ſie zu ihrem Unterricht keinen andern Geiſtlichen, als von ihrem Orden, haben ſollten. Die zween Mißionarien verſprachen ihnen alles und kamen immer weiter in ihr Thal, wo ſie mit aller Freundſchaft aufgenommen wurden. Man bauete ihnen verſchiedene Capellen; jedermann hörte ihrem Unterricht fleißig an, und beynahe alle verlangten die Taufe. Aber dieſe Patres kannten die Leichtſinnigkeit dieſes Volkes zu gut, als daß ſie ſo geſchwind zufahren ſollten, und in der Folge hatten ſie

auch nicht Urſache, ſich dieſes gereuen zu laßen. Kaum erwarteten zwey hundert von ihnen das Ende ihres Unterrichts; doch war unter dieſer Zahl der vornehmſte Cacik der Nation, von dem die andern alle Vaſallen waren. Sie durchliefen ſchon zum drittenmahl das ganze Thal mit einer vollkommenen Freyheit; ſie ſtunden eine erſchreckliche Kälte dabey aus; doch hatten ſie den Troſt, ſehr viele Sterbende zu taufen, hauptſächlich Kinder, und unter dem Schuz der heiligen Jungfrau, deren Bildniß ſie trugen, und welches gleich anfänglich bey den Indianern eine große Ehrfurcht erwecket hatte, verbrannten ſie alle Götzen und alle Werkzeuge die zu dem Götzendienſte gehörten, und ihnen unter die Hände kamen; auch giengen ſie oft durch eine Menge Betrunkener, ohne daß ihnen das geringſte Leid wiederfuhr.

Sie kommen in große Gefahr.

Die gröſte Gefahr, die ſie auszuſtehen hatten, und wodurch ſie auch ſogleich genöthiget wurden, ihr Unternehmen fahren zu laßen, deßen Erfolg nunmehro nicht mehr zweifelhaft war, kam davon her, daß einige Spanier den Geitz und die Grauſamkeit ſo weit trieben, daß ſie etliche von den Chalchaquis vor ihrem Angeſichte wegnahmen und in Feſſeln ſchlugen. Denn die ganze Nation gerieth hierüber in die gröẞte Wuth, indem ſie glaubten daß die Mißionarien nur deswegen in ihr Thal gekommen wären, um ſie dieſen Tyrannen in die Hände zu liefern.

Die Patres ſahen gar wohl ein, daß woferne man dieſem Unfuge nicht auf das geſchwindeſte ſteuren würde, ſo würden alle ihre Bemühungen vergeblich ſeyn. Damit ſie ſich nun ſelbſt keinen Vorwurf zu machen hätten, ſo giengen ſie in Perſon zu dem Gouverneur der Provinz, der ſich zu Salta aufhielt, und ſtellten ihm auf das lebhafteſte die Folgen vor, die aus einem ſolchen abſcheulichen Verfahren entſtehen würden. Sie

wurden daſelbſt auf das Beſte aufgenommen, die nöthigen Befehle, die ſie verlangten wurden gegeben, und die Maasregeln genommen, um ſelbige zur Ausübung zu bringen: allein die Wirkung davon erfolgte erſt lange darnach, und die zween Jeſuiten ſahen ſich genöthiget, ihren Eifer in den Gegenden von Salta fortzuſetzen, davon ſie doch wenigſtens dieſen Troſt hatten, daß ſie dieſe Stadt von den Überfällen derer Guapaches befreyeten, welche dieſes Land verwüſteten.

Dem Pater von Torrez werden die Thore von Conception verſchießen, und was daraus erfolgt.

Während daß ſich dieſe Begebenheiten zu Tucuman zutrugen, machte ſich der Provinzial der Jeſuiten, nachdem er die Angelegenheiten die ihn in dieſer Provinz aufgehalten, in Ordnung gebracht hatte, nach Conception auf den Weg. Er war ſchon ſehr nahe bey dieſer Stadt, als man ihm einen Brief von der Obrigkeit derſelben übergab, worinne ihm verboten wurde, hinein zu kommen, aus Beſorgniß er möchte die Ruhe deren man daſelbſt genöße, ſtöhren. Dieſes Verfahren ſchien ihm ein viel zu ſchlimmes Beyſpiel zu ſeyn, als daß er ſich nicht darüber beklagen ſollte. Er ſchickte daher ſogleich den Brief an den Gouverneur von der Provinz, welcher dagegen an die Obrigkeit, wie es ſich gehörte, ſchrieb. Als nun hierauf der Pater von Torrez in die Stadt kam, ſo gewann er gar bald durch ſein liebreiches Bezeigen ſelbſt diejenigen, die ſich am meiſten widerſetzet hatten: Er benahm faſt allen ihren Irrthum, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß auch nicht einer ſich weigerte, ſeine geiſtlichen Dienſte anzunehmen. Er wollte ſich zwar eine ſo günſtige Gelegenheit zu Nutze machen und die Frontones beſuchen, indem er ſich ſchmeichelte, der Saame des Evangelii, welchen man ſchon in ihren Herzen ausgeſtreuet hatte, würde noch nicht gänzlich verlohren gegangen ſeyn. Allein, außerdem daß ihm ſeine Angelegenheiten nicht erlaubten, ſo lange daſelbſt zu bleiben,

ben, um ſolche zur Reiſe zu bringen, und er auch gegenwärtig keinen Mißionar bey ſich hatte, den er bey dieſen Indianern laßen konnte; nöthigten ihn Briefe, die er von Dom Fernand Arias de Saavedra, und von dem Biſchof von Aſſumption erhielt, nach dieſer Hauptſtadt zu reiſen, allwo er auch gegen das Ende des Jahrs 1609. ankam.

Befehl des Königs zum Vortheil der Indianer.

Was ſowohl den Biſchof, als den Gouverneur bewogen hatte, an ihn zu ſchreiben, war ein Befehl, den dieſer von dem catholiſchen Könige erhalten hatte, worinnen ihm dieſer Monarch zu erkennen gab, daß ſein ernſtlicher Wille dahingienge, man ſollte die Indianer von Paraguay lediglich mit dem Schwerdt des göttlichen Worts zum Gehorſam bringen, es wäre denn, daß ſie ſich, ohne daß man ihnen die geringſte Gelegenheit dazu gegeben hätte, ſelbſt wider die Spanier feindſeelig bezeigten, aber außer dieſem Fall, ſollte man niemand anders als Mißionarien gebrauchen, um dieſe Völker zum Gehorſam zu bringen, welche ſchon allein im Stande ſeyn würden, ſie freywillig unter das Joch zu bringen, wenn ſie ihnen nur vorher die Leichtigkeit und den Nutzen davon begreiflich gemacht haben würden. Er begehre durchaus keine mit Gewalt erzwungene Unterwürfigkeit; er verlange auch dieſen Völkern ihre Freyheit nicht zu nehmen, ſondern ſie nur aus der Ruchloſigkeit und Barbarey, darinnen ſie lebten, heraus zu ziehen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie den wahren Gott erkennen und anbeten ſollten; er wollte ſie von Herzen gerne für ſeine Unterthanen auf und annehmen, aber einzig und allein um ſie glücklich zu machen; deswegen wolle er vor allen Dingen ernſtlich verboten haben, mit ihnen als Sclaven umzugehen.

Dieſem Befehle zu Folge, ſtimmten der Prälat und der General mit einander ein, dem Pater von Torreß die

Bekehrnng dieſer Nation zu übertragen. Damit ſie aber mit ihm die gehörigen Maaßregeln verabreden möchten, baten ſie ihn auf das ſchleunigſte zu ihnen zu kommen. Vier oder fünf Jahre vorher hatte ſchon Dom Fernand ein ähnliches Schreiben von Ihro Maieſtät erhalten, aber es war darinnen nur von den Guaranis allein die Rede; welchen, wie der Monarch befahl, ſogleich verſtändige, tugendhafte und eifrige Prediger ſollten geſandt werden, um ſie vollends zu unterrichten, und zwar ſollten dir Koſten zu ihrer Unterhaltung und beſtändigen Aufenthalt unter den Indianern, aus ſeiner eigenen Caſſe hergeſchoßen werden, dabey er hauptſächlich anbefahl, daß man ihnen mit aller Gelindigkeit begegnen ſollte.

Von der Guaraniſchen Kirche, die von den Pater von Bolanjos errichtet worden iſt.

Der Gouverneur hielte es für ſeine Schuldigkeit, bey den benachbarten Guaranis von Aſſumption den Anfang zu machen, unter welchen ſchon viele Chriſten waren, und der Pater Louis von Bolanjos, einer der vornehmſten Schüler des heiligen Franciſcus Solano, ließ ſich bewegen, dieſe Arbeit mit noch einigen Geiſtlichen aus ſeinem Orden zu übernehmen. Dieße Mißionarien hatten ſchon eine ziemliche Anzahl Indianer zuſammen gebracht, aus denen ſie eine anſehnliche Kirche errichteten, und damahls geſchah es, daß der Pater von Bolanjos den Catechiſmum verfertigte, von dem wir ſchon geredet haben. Dom Martin Ignatius von Loyola, ließ ſolchen erſtlich durch die geſchickteſten Gottesgelehrten, und die der guaraniſchen Sprache erfahrenſten Perſonen unterſuchen, und ſodann billigte er ſolchen in einer allgemeinen Kirchenverſamlung. Nach ihm, ließ Dom Chriſtoph de Arreſti, ſein Nachfolger, ſelbigen von neuem unterſuchen, und billigte ihn nicht nur, ſondern befahl auch, daß man ſich an allen denen Orten, wo die guaraniſche Sprache bekannt ſey, keines andern Catechiſmi bedienen ſollte, wie dieſes alles aus der Folge dieſer Geſchichte noch mehr erhellen wird.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Gouverneur und der Biſchof von Paraguay erſt nach der Abreiſe des Paters von Bolanjos, welcher, wie ich ſchon gemeldet habe, ſeines hohen Alters und ſeiner kränklichen Umſtände wegen, von ſeinen Obern von Peru zurückberufen wurde, die Augen auf die Jeſuiten geworfen, um ihnen dieſe Guaranis zu übergeben und ſelbige mit derjenigen Nation zu vereinigen, die ſchon der Pater de Ortega und Filds in Guayra zu Chriſten gemacht hatten: Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß dieſe Vereinigung wirklich erfolgt iſt. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß der Pater von Torrez bey ſeiner Ankunft zu Aſſumption, den Pater Joſeph Cataldino, von dem ich ſchon geredet habe, und den Pater Simon Maceta einen andern italiäniſchen Jeſuiten, zu dieſer Mißion beſtimmte; ſie wollten ſich aber damit nicht einlaſſen, ehe und bevor ſie ſo wohl von dem Biſchof, als von dem Gouverneur vollkommene Gewalt hätten, alle ihre Chriſten in die Flecken zu verſammlen, und ſie zu regieren, ohne daß ſie dießfalls weder von den Städten, noch auch von den benachbarten Feſtungen abhiengen, wo ſie ſich nieder ließen; man ſollte ihnen erlauben, Kirchen zu erbauen, und ſich allen denjenigen, im Namen des Königs zu widerſetzen, welche ſich unterſtehen würden, dieſe neue Chriſten zu den Frohndienſten der Spanier, unter was für Vorwand es auch geſchehen mögte, zu nöthigen.

Zuſtand der Provinz Guayra in Anſehung des Geiſtlichen.

Als dieſe zween Mißionarien zu Guayra ankamen, waren nicht mehr als zween Prediger in der Provinz, der eine zu Villarica und der andere zu Ciudad Real. Der erſte war ein Ordensgeiſtlicher, welcher einem Landſtreicher vollkommen ähnlich ſahe; er trug ſo gar kein Ordenskleid, indem er vorgab, daß es ihm von Räubern ſey genommen worden. Man hatte ihm den Habit eines Weltgeiſtlichen gegeben, aber auch dieſem machte er wenig Ehre. Die Sorge für ſeine Gemeinde war gerade dasjenige, was ihn am wenigſten bekümmerte, er lief in

den indianiſchen Wohnplätzen, die in der Nähe waren, hin und her, und taufte alle, die er nur darzu überreden konnte, aber ohne ſich die Mühe zu geben, ſie vorher zu unterrichten. Vielleicht verſtund er ſogar ihre Sprache nicht genugſam, um dieſe Pflicht zu erfüllen. Der zweyte war ſo unwiſſend, daß man zweifelte, ob er ſelbſt wüßte, was zur Gültigkeit eines Sacraments erforderlich ſey. Was nun die Innwohner dieſer beeden Städte ſelbſt anlangte; ſo war es ihnen ſehr gleichgültig, ob man die Indianer, die in ihren Dienſten waren, taufete oder nicht; denn ſie gaben ſelbigen dem ohngeachtet Namen von Heiligen, welches nachgehends den Mißionarien nicht wenig Mühe verurſachte.

Von der Diocoes von Aſſumption. Man darf ſich um ſo weniger wundern, daß dieſer Theil der Diocoes von Aſſumption von aller geiſtlichen Hülfe entblößt war, da ſich die Hauptſtadt ſelbſt nach Proportion, in einem eben ſo elenden, wo nicht in einem noch ſchlimmern Zuſtand befand. Es war daher höchſt nöthig, daß der Biſchof in den Stand kam, allen Kirchſpielen ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, Prieſter zu geben, da zumal in denenienigen, die auf dem Lande waren, ganze Jahre verſtrichen, ohne daß ſie einen einzigen Geiſtlichen ſahen; daraus denn eine gänzliche Unwiſſenheit in der Religion, eine große Unordnung im Heurathen, die oft nur einen bloſſen bürgerlichen Vertrag ausmachten, eine allgemeine Verderbniß der Sitten unter den alten und neuen Chriſten, und in den meiſten Stücken eine gänzliche Aufhebung alles äuſerlichen Gottesdienſtes erfolgte. Der Pater Lorenzana, Rector des Collegii zu Aſſumption, der ſelbſt noch nicht recht eingerichtet war, ſuchte dem ohngeachtet, mit der wenigen Hülfe, die ihm von Zeit zu Zeit zugeſchickt wurde, ſo viel er nur konnte, dem Mangel an Predigern abzuhelfen; und ob ihm gleich die Hauptſtadt allein genug zu ſchaffen machte, ſo konnte er ſich

doch nicht entbrechen, von Zeit zu Zeit ſelbſt an diejenigen Orte zu gehen, oder einige von ſeinen Geiſtlichen dahin zu ſchicken, wo die Gefahr am größten war. Dabey konnte es nun freylich nicht fehlen, daß nicht nur er ſelbſt, ſondern auch die ſo mit ihm waren, oft unter den unabläßlichen Arbeiten, welche ihnen gar keine Ruhe verſtatteten, unterliegen mußten.

Die Patres Maceta und Cataldino zu Villarica.

Die Patres Cataldino und Maceta waren im Monat December 1609. von dieſer Stadt abgereiſet, und kamen erſt im folgenden Jahre zu Ende des Monats Februar zu Ciudad Real an. Hier hielten ſie ſich einige Tage auf, um dem Anſuchen der ganzen Stadt ein Genüge zu leiſten, welche ſchon ſeit langer Zeit den Gebrauch der Sacramenten hatte entbehren müſſen. Von dar aus giengen ſie nach Villarica, wo ſie ſo entkräftet ankamen, daß ſie alle beede krank wurden. Sobald ſie nur ein wenig wieder fort konnten, mußten ſie der ganzen Stadt Beicht ſitzen; worauf ſie ſich zu ihrer Abreiſe anſchickten, um mitten unter den Guaranis, an dem Paranapane, ihre Wohnung aufzuſchlagen. Indeſſen verbreitete ſich ein Gerücht in der Stadt, daß ein Befehl des Königs vorhanden ſey, worinn verboten wäre, die Indianer, die künftig ihrer Führung anvertrauet ſeyn ſollten, in Commanden einzutheilen. Kaum hatte man dieſes vernommen, ſo hörte gleich alle Ehrfurcht und alles Vertrauen, davon man ihnen vorhero ſo groſſe Merkmale gegeben hatte, vollkommen auf. Sie zeigten ihnen die ſchriftlichen Befehle ſowohl, als die Vollmacht des Biſchofs und des Gouverneurs, und gaben ſich alle Mühe ihnen die Billigkeit davon für Augen zu legen.

Wir begehren uns keineswegs, ſagten ſie, demjenigen Vortheil, den ihr euch mit den Indianern durch erlaubte Mittel verſchaffen könnet, zu widerſetzen; aber

ihr

ihr wiſſet, daß die Abſicht des Königs niemals dahin gegangen ſey, ſie als Sclaven anzuſehen; ihr wiſſet auch, daß dieſes ſelbſt wider den Willen Gottes iſt. Was diejenigen anbetrift, welche wir zu Jeſu Chriſto zu bringen, über uns genommen haben, und über welche ihr gar kein Recht habt, weil ſie niemals durch die Gewalt der Waffen ſind bezwungen worden, dieſe, werden wir bemüht ſeyn, erſtlich zu Menſchen und hernach zu Chriſten zu machen; alsdann werden wir trachten, ſie in Abſicht ihres eigenen Vortheils dahin zu bringen, daß ſie ſich aus freyem Willen dem Könige, unſerm Oberhaupte, unterwerfen, und wir hoffen darinnen mit Gottes Beyſtand glücklich zu ſeyn. Wir halten uns nicht für berechtigt, ihre Freyheit anzutaſten, zu welcher ſie ein natürliches Recht haben, welches niemand erlaubt, es ihnen ſtreitig zu machen; aber wir werden ihnen beyzubringen ſuchen, daß ihnen ſelbige durch den Mißbrauch, den ſie davon machen, ſchädlich wird; wir werden ihnen lehren, ſolche in den rechten Schranken zu erhalten. Wir ſchmeicheln uns, ihnen die großen Vortheile zu erkennen zu geben, die aus der Unterwürfigkeit, darinnen alle geſittete Völker leben, und aus dem Gehorſam entſtehen, welchen ſie einem Monarchen erzeigen werden, der nichts als ihr Beſchützer und ihr Vater ſeyn, und ihnen die Erkänntniß des wahren Gottes, als den größten Schatz verſchaffen will: und ſo werden ſie, wie wir hoffen, mit Freuden das Joch annehmen, und den Augenblick glücklich preiſen, in welchem ſie ſeine Unterthanen geworden ſind.

Was ſich noch ferner zwiſchen ihnen und den Inwohnern dieſer Stadt zuträgt.

Ferner ſuchten ſie den Einwohnern begreiflich zu machen, daß, woferne ſie auf ihren eigenen Vortheil bedacht wären, ſo müßten ſie, ſtatt daß ſie ſich ihnen widerſetzten, ſie vielmehr in ihrem Vorhaben unterſtützen; indem dieſes das einzige Mittel wäre, zu verhindern, daß das Land nicht von Einwohnern

entblößt würde, und ſie ſelbſt nichts mehr zu leben haben würden, wenn keine Menſchen mehr da wären, die ſolches anbaueten. Sie fragten ſie, wo die große Menge Indianer hingekommen ſey, die ſeit der erſten Entdeckung von Paraguay verſchwunden wären, und was ſie für eine andere Urſache von dieſer großen Entvölkerung anführen könnten, als die unmenſchliche Grauſamkeit, womit ſie dieſen Völkern begegnet wären. Allein ſie ſahen, daß ſie mit Leuten redeten, die ſich nicht wollten belehren laſſen; daher gedachten ſie iezt weiter auf nichts, als ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Sie hatten die Vorſicht gebraucht, ſich von dem Caciken desienigen Ortes, wo ſie ihre Wohnung aufzuſchlagen gedachten, Wegweiſer auszubitten, weil ſie nicht hoffen konnten, daß man ihnen einige von Villarica mitgeben würde.

Gewaltſames Verfahren der Einwohner dieſer Stadt.

Der Cacik kam ſelbſt, um ſie in ſeine Wohnung zu begleiten. Allein wie groß war ſein Erſtaunen, da er ſich, bey ſeinem Eintritte in die Stadt, mit Ketten belegt, und in ein Gefängniß gebracht ſah. Er kam zwar ſogleich wieder loß, weil die zween Mißionarien drohten, ſie wollten ihre Beſchwerden wegen dieſer Gewaltthätigkeit bey dem Gouverneur und den Biſchof anbringen, und ſelbſt deswegen an den König ſchreiben, wenn es nöthig wäre. Endlich reißten ſie mit ihrem Wegweiſer ab, und kamen zu Lande biß an den Paranapane, auf welchem ſie ſich einſchiften. Paranapane, heißt in der Landesſprache ein Strom des Unglücks, und man kann nicht ſagen, woher dieſer Name entſtanden ſey. Wahrſcheinlich iſt es, daß er von einem Unglück, ſo ſich an deſſen Ufern ereignet, oder von einem daſelbſt erlittenen Schifbruch, entſtanden ſey. Dieſer Fluß entſpringt in den Gebirgen von Braſilien, und wird durch viele andere vergröſſert, darunter der Pirape und der Tabaxiva die vornehmſten ſind. An

deſſen Ufern ſtehen allerhand Arten von Bäumen, vornämlich Cedern von einer erſtaunlichen Dicke, und einer ſo erſchröcklichen Höhe, daß man aus einem einzigen Stamm eine Piroque von zwanzig Rudern machen kann.

Erſte Bourgade oder chriſtliche Reduction.

Die zween Patres fuhren den Parnapane hinauf, bis an den Ort, wo ſich der Pirape hinein ergießt. Daſelbſt trafen ſie zweyhundert guaraniſche Familien an, die ſchon von den Patribus de Ortega und Filds waren getauft worden, und aus welchen ſie eine Bourgade errichteten, der ſie den Namen Loretto gaben. Nachgehends hat man dieſe indianiſche Kirchen Reductionen *) genennet, welcher Name noch gegenwärtig gebräuchlich iſt; dieſe aber war die erſte, die ihn erhielt.

Der Name Loretto aber ſchickte ſich am beſten für dieſe Bourgade, weil ſie gleichſam die Mutter von der chriſtlichen Republik der Guaranis war, welche heut zu Tage ſo blühend iſt. Hierauf durchlieſen die Patres das Land auf die achtzig Meilen weit. Sie trafen ſechzig kleine Dörfer an, in welchen ſchon die meiſten Einwohner Chriſten waren, und wo der Ruf der Jeſuiten, daß ſie ſehr eifrig auf die Freyheit der Indianer bedacht wären, alle die übrigen auch in kurzer Zeit dahin brachte, Chriſten zu werden. Dieſe Diener Gottes ſuchten ihnen begreiflich zu machen, daß es zu ihrem eigenen Vortheil gereichen würde, wenn ſie ſich mit einander vereinigten. Denn wenn ſie in verſchiedene kleine Bourgaden vertheilt wären, ſo ſey es nicht möglich, ſie alle zu unterrichten, und über dieſes würde die Erhaltung ihrer Freyheit auf ihrer Vereinigung beruhen.

*) Zu Peru gab man dieſen Namen allen chriſtlichen Bourgaden, die unter den Unglaubigen errichtet, und durch die Geiſtlichen regiert wurden.

Liſtiger Kunſtgrif eines Spaniers, um Indianer zu ſeinem Dienſt zu bekommen.

Dieſe Vorſtellungen hatten bereits einen ziemlichen Eindruck bey ihnen gemacht, als ſich dieſe Patres auf einmal der Gefahr ausgeſetzt ſahen, alle ihre Anſchläge vereitelt zu ſehen. Ein Einwohner von Ciudad Real wollte ſie begleiten, und ſie nahmen ſeinen Vorſchlag deſto lieber an, weil ſie der guaraniſchen Sprache noch nicht ganz mächtig waren, welche aber dieſer Menſch nicht nur verſtund, ſondern auch vollkommen redete. Allein er hatte heimliche Abſichten, und um dieſe zu erreichen, ſtellte er ſich anfänglich ganz gleichgültig. Die Patres verwunderten ſich zwar, daß er faſt niemals zu ihnen kam, ohne etwas von ſeinem Reiſegeräthe oder Kleidern zu wenig zu haben, ſie ließen aber einige Zeit vorbey gehen, ohne mit ihm davon zu reden; eines Tages aber kam er zurück, und hatte nichts mehr, als einen leinernen Kittel an, ſie fragten ihn, was er mit ſeinen Kleidern gemacht hätte, worauf er ihnen zur Antwort gab: Ihr prediget, meine Väter, nach eurer Art, und ich predige nach der meinigen: ihr habt die Gabe des göttlichen Wortes, Gott aber hat mich nicht damit begnadiget; dahero bemühe ich mich, dieſen Mangel durch meine guten Werke zu erſetzen. Ich habe alles, was ich hatte, unter die vornehmſten Indianer von dieſem Canton ausgetheilet, indem ich verſichert bin, daß wenn ich durch meine Freygebigkeit die Vornehmſten werde gewonnen haben, ſo wird es deſto leichter ſeyn, auch die andern zu gewinnen, und ich glaube, daß es ſchon weit damit gekommen iſt.

Die Patres glaubten es anfänglich, daß er wirklich ſeine Kleider weggeſchenkt habe; ſie wurden ganz betrübt darüber, daß ihnen ihre Armuth nicht erlaubte, eine gleiche Mildthätigkeit gegen die Indianer zu beweiſen; allein ihr Irrthum wurde ihnen bald benommen. Einige Zeit hernach ſagte der Spanier zu ihnen, daß

ſie ſeiner nunmehro nicht mehr nöthig haben würden, weil ſie der Landesſprache ſchon ſo mächtig wären, daß ſie ohne ihn reiſen könnten, er bäte ſie deswegen ihm zu erlauben, daß er zurück kehren dürfte; ſie antworteten ihm, er könnte ja thun was er wollte, da er ſein eigener Herr wäre, und dankten ihm auf das freundſchaftlichſte für ſeine guten Dienſte, die er ihnen geleiſtet hätte. Kaum aber hatte er ſie verlaßen, ſo erfuhren ſie, daß er um alles dasjenige wovon er geſagt hatte, daß er es als Allmoſen weggegeben, Weiber und Kinder gekauft und alle dieſe als Sclaven mit ſich hinweg geführet hätte. Sie erfuhren noch über dieſes, daß ſie ſelbſt bey den Indianern in Verdacht ſtunden, als ob ſie an dieſem Handel mit Theil hätten; es koſtete ihnen auch viele Mühe, ihnen dieſen Irrthum zu benehmen: doch waren ſie vollkommen glücklich darinnen, ſo daß die allermeiſten mit nach Loretto giengen.

Drey andere Reductions. Da dieſe Reduction nunmehr ſo volkreich worden war, ſo that ein Cacike mit Namen Otycaya den Vorſchlag, eine zweyte, anderthalb Meilen davon, zu errichten. Jedermann ſtimmte ihm mit Vergnügen bey, und dieſe zweyte Reduction erhielt den Namen St. Ignatius. Bald darauf mußte man noch zwo andere anlegen, die aber anfänglich nichts anders als Filialen waren, um die Neubekehrten aufzunehmen. Sie wurden gar bald ſehr volkreich, und dieſer geſchwinde Fortgang brachte die zween Jeſuiten auf die Gedanken, eine chriſtliche Republik anzulegen, dadurch in dieſer Barbarey das aufkeimende Chriſtenthum erſt in rechten Flor kommen würde. Allein man hatte es mit einem ſo laſterhaften Volke zuthun, bey welchem auch keine Spur einer natürlichen Religion anzutreffen war. Es waren dahero, um einen glücklichen Fortgang zu gewinnen, Wunderwerke nöthig; und derjenige, der den Mißionarien den Gedanken eingegeben, hat ſie auch nicht geſparet.

Den Anfang dazu machte er mit fürchterlichen Beweiſen ſeiner Strafgerechtigkeit, die eine erſtaunliche Wirkung thaten. Ich will nur ein Exempel anführen, welches einen großen Eindruck bey den Neubekehrten und bey den meiſten Unglaubigen machte. Der Cacik von der Reduction Loretto hatte einen großen Eifer bey dieſer Einrichtung bezeigt, und am erſten verlangt ſich taufen zu laßen. Man glaubte, man könnte ſich auf ihn um ſo viel mehr verlaßen, da er angefangen hatte, ſeine Beyſchläferinnen abzuſchaffen; und ein ſo untrügliches Merkmal von der Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung verkürzte ſeine Probzeit. Allein, nachdem ſein Eifer gar bald nachließ, ſo rufte er heimlich die gefährlichen Gegenſtände ſeiner nicht genugſam ausgelöſchten Leidenſchaft zurück, und nach und nach gieng er ſo weit, daß er ſelbige beynahe öffentlich gebrauchte.

Die Mißionarien thaten alles, wiewohl vergeblich, um ihn zu der Reinigkeit ſeiner vorigen Geſinnung zurük zu bringen; ſie drohten ihm mit dem Zorn Gottes, endlich ſagten ſie ihm, ſie könnten ihn ohnmöglich mehr unter der Geſellſchaft der Rechtglaubigen laßen, wenn er ſeine Lebensart nicht ändern würde. Er war aber gegen ihre Drohungen eben ſo unempfindlich, als er es gegen ihre Beſtrafungen und Ermahnungen geweſen war. Allein, nachdem er die Barmherzigkeit Gottes lange genug gemißbraucht hatte, ſo empfand er endlich auch die Strenge ſeiner Gerechtigkeit. Eines Tages, da er ganz allein in ſeiner Hütte war, ergrif das Feuer dieſelbe ſo geſchwind, daß er es weder löſchen noch ſich retten konnte. Er verbrannte lebendig, und lehrte mit ſeinem Schaden die neuen Chriſten, daß ein eifriger Gott im Himmel ſey, deßen Befehle, die er uns durch ſeine Diener verkündigen läſt, man nicht ungeſtraft verachten darf.

Um auf das Proiect, welches die Patres Cataldino und Maceta im Sinn hatten, und das ſie in Guayra auszuführen anſiengen, zurückzukommen: habe ich vor allen Dingen nöthig erachtet, ſelbiges vorher erſt deutlich zu beſchreiben; indem die ganze Folge dieſer Geſchichte darauf beruht, und man nicht im Stande iſt, ohne einen richtigen Begrif davon zu haben, ein billiges Urtheil über die verſchiedenen Vortheile und verborgenen Triebfedern zu fällen, die doch die vornehmſten Begebenheiten zuwege gebracht haben, die ich bis an das Ende dieſes Werkes noch zu erzählen habe.

Maasregeln, welche die Mißionarien nehmen um ihr Vorhaben zur Wirklichkeit zu bringen.

Ehe man aber die Hand an ein ſo höchſt wichtiges Werk legte, bemühten ſich dieienigen, die den erſten Gedanken davon hatten, und dieienigen, die am erſten ihren Abſichten beyſtimmten, iedermann die Nothwendigkeit davon, wenn man anders unter dieſen Völkern wirkliche Chriſten machen wollte, und die verſchiedenen Vortheile begreiflich zu machen, die denienigen Perſonen dadurch zu Theil werden würden, die ſie mit ihrer Macht unterſtützen müſten. Sie ſtellten daher dem Könige in Spanien und ſeinem Rath von Indien, dem Gouverneur und dem Biſchof von Paraguay vor; daß die Jeſuiten, die ſich ſeit ihrer Ankunft in dieſem Lande vorzüglich darauf gelegt hätten, zu ergründen, was bis daher den Fortgang des Evangelii unter ſo vielen Nationen gehindert hätte, und warum ſo wenig Spuren von den großen Bekehrungen, die man bereits gemacht hätte, anzutreffen wären, glaubten, zwo Haupturſachen davon entdeckt zu haben. Die erſte beſtünde darinnen, daß man die chriſtliche Religion den Eingebohrnen des Landes, durch die Art und Weiſe verhaßt machte, wie man ſelbſt mit denienigen umgienge, die ſie mit guten Herzen angenommen hätten. Die zweyte wäre, daß ſich während der Zeit, da ſich die Diener des Evangelii alle Mühe

gäben, die Unglaubigen von der Heiligkeit der chriſtlichen Religion zu überzeugen, viele von denen, die ſich öffentlich zu dem Chriſtenthum bekennten, nicht nur den Geboten deſſelben nicht folgten, ſondern es auch durch ein ärgerliches Leben beſchimpften, und durch Himmelſchreyende Ungerechtigkeiten verhaßt machten; woraus ſie den Schluß machten, daß, wenn man dieſe Völker zum Glauben zu bekehren anfienge, die Gewalt haben müße, diejenigen, die man in dem Schooß der Kirche zu bringen bemüht wäre, ſowohl für der Tyranney, welche man wider ſie ausübte, als auch vor den böſen Exempeln, die ſie nur allzuoft ſähen, zu bewahren.

Allein ſobald nur die Spanier die Abſicht der Miſſionarien erfuhren, empörten ſich eine ſehr große Anzahl wider ſie; obgleich dieſe Patres erklärten, daß nur von denjenigen Indianern die Rede wäre, welche noch nicht bezwungen worden, oder welche das Joch abgeworfen und welche ſie nicht zu zwingen berechtiget wären, ſelbiges wieder anzunehmen. Dieſe Geiſtliche fügten noch hinzu, daß ſie ſich bemühen würden, alle die Indianer, die ſich unter ihren Schuz begeben würden, dahin zu bringen, Ihro Catholiſche Majeſtät für ihr Oberhaupt zu erkennen, und ihm einen vollkommenen Gehorſam zu ſchwören, ſo wie man es bey dauerhaften und rechtmäßigen Eroberungen zu machen pfleget, wo man nicht die Völker verliehren will, um die Staaten zu erweitern, und die Macht derſelben zu vermehren.

Der König von Spanien billigt und beſtätigt ſolches.

Philipp III. billigte dasjenige, was man ihm vorſchlug, und bekräftigte es durch Reſcripte, welche nach ihm alle ſeine Nachfolger beſtätiget haben. Aber es war leicht zum voraus einzuſehen, daß eine Freyheit von dieſer Art, welche die Mißionarien erhalten hatten, ihnen vielen Verdruß und manche Widerwärtigkeit, von denenjenigen zuziehen würden, deren Begierden dadurch eingeſchränkt

geſchränkt wurden. Und obſchon vieler Muth und eine große Standhaftigkeit dazu gehört, wenn man ſich entſchließen ſoll, Hunger und Durſt zu ertragen, die gröſten Beſchwerlichkeiten für nichts zu achten, beſtändig ſein Leben zu wagen, in der einzigen Abſicht, die wildeſten und grauſamſten Barbaren unter das Joch des Glaubens zu bringen; ſo wird doch eben ſo viel dazu erfordert, wenn man gewärtig seyn ſoll, ohne Aufhören das Ziel der gröſten Verfolgungen und ſchwärzeſten Verläumdungen abzugeben, und dieſes noch dazu von Seiten der eigenen Glaubensgenoßen und Mitgehülfen; oder wenn man nicht endlich gar darüber verdrüßlich werden ſoll, indem man ſiehet, daß die Arbeit vieler Jahre vergeblich angewandt worden, und wenn man immer bereit seyn muß, mit einem neuen Eifer wieder von vornen anzufangen.

Da das Werk ſchon durch die Errichtung der vier Reductionen, von denen ich oben geredt habe, ſeinen Anfang genommen hatte; ſo bemühten ſich die zween Miſſionarien ſo viel es ihnen möglich war, durch ſolche Geſetze, die nach der Gemüthsart derjenigen, die ſie zu regieren hatten, eingerichtet waren, eine gute Ordnung in denſelben einzuführen. In der Folge hat man ſie nach und nach immer mehr erweitert und vollkommener gemacht, nach dem Maas, wie der chriſtliche Glaube bey den Neubekehrten immer ſtärker wurde, und ſich ihre Anzahl mit der Zahl der Reductionen vermehrte. Man hat damit allerhand kluge Maasregeln verbunden, deren Nothwendigkeit man erſt nachgehends eingeſehen hat, vornemlich dieſe, die neuen Chriſten in den Stand zu ſetzen, ſich ſowohl ihren eigenen, als den Feinden des Königs von Spanien mit gleichen Waffen zu widerſetzen. Dieſes iſt auch ſo wohl gelungen, daß ſich ſeit mehr als einem Jahrhundert, niemand unterſtanden hat, ſie anzugreifen, und daß ſeit der Zeit ihre Regenten in dieſer chriſtlichen Republik allezeit eine Mannſchaft gefun-

den haben, die ihre Gränzen beſchützt, die ihre eigenen Unterthanen in dem Gehorſam erhält, die ihnen umſonſt dienet, und die allezeit auf dem erſten Wink, den man ihnen giebt, bereit iſt aufzubrechen. Man kann aber leicht glauben, daß eine ſo ſchöne Einrichtung erſt nach und nach zu einer ſolchen Vollkommenheit gelangt iſt, darinnen ich ſie nach den glaubwürdigſten Nachrichten darſtellen will.

Die catholiſchen Könige ſind die einigen Regenten von dieſer Republik.

Es iſt ein Irrthum, welchen alle diejenigen gar wohl erkannt haben, die dasjenige was in dieſer chriſtlichen Republik vorgeht, mit ihren eigenen Augen geſehen haben, und denen hauptſächlich daran gelagen iſt, ſich nicht betrügen zu laßen, daß die Jeſuiten eine ſolche Herrſchaft in der gedachten Republik hätten, daß ihre Neubekehrten keine andere Gewalt, als die ihrigen erkenneten. Es rühret aber dieſelbe blos von einigen Privatperſonen her, die aus Rache, weil ſie es nicht dahin bringen konnten, daß ihnen dieſe Chriſten zu Commanden gegeben wurden, wie alle die übrigen von dieſer Provinz, dieſe Verläumdung erſonnen haben. Die ſichre Warheit hingegen iſt es, daß nicht nur die Könige von Spanien in allen Reductionen die nämliche Gewalt haben, die ſie in allen ihren übrigen americaniſchen Reichen beſitzen, ſondern daß ſie auch keine Unterthanen haben, die ihnen unterthäniger wären, noch die ihre Befehle genauer vollzögen, als diejenigen von denen wir reden.

Wie die Jeſuiten zu Werke gegangen, um ihre Indianer dahinzubringen ſich dieſem Monarchen zu unterwerfen.

Ihre Unterwerfung iſt auch um ſo weniger verdächtig, weil ſie dazu nicht gezwungen worden ſind, ſondern die Religion den einzigen Grund davon ausmacht. Ihre Mißionarien haben, wenn ſie ſelbige aus ihren Gebirgen und Wäldern hervorzogen, und ihnen mit dem

Lichte des Evangelii die Augen eröfneten, niemals ermangelt, ſie dahin zu bewegen, ſich für Unterthanen oder Vaſallen, wie ſich die catholiſchen Könige in allen ihren Reſcripten ausdrücken, von der Krone Spanien zu erklären. Sie erreichten auch gar leicht ihre Abſicht, indem ſie ihnen zu erkennen gaben, daß dieſes das einzige Mittel wäre, bey ihrer Freyheit zu bleiben. Es iſt nicht nöthig zu beweiſen, daß man um Barbaren, die keine Macht auf der Welt über ſich zu erkennen gewohnt waren, ia nicht einmal ihrer eigenen Caciken ihre, auſſer ſo fern es ihnen ſelbſt gefällig war, ſo weit zu bringen, daß man ſie, nur nach und nach dazu zu bewegen ſuchen muſte, und daß ihre Einwilligung lediglich die Frucht ſowohl von der Liebe und von dem Vertrauen war, welches ihre Patres auf Jeſum Chriſtum geſetzt hatten, als von der Gewalt, die ſie dadurch über ſie erlangt hatten, daß ſie ſich bey ieder Gelegenheit zur Vertheidigung ihres Vortheils aufopferten.

Der Tribut, den ſie dem Könige in Spanien bezahlen.

Der Krieg, den ſie bald darauf wider die Portugieſen von Braſilien auszuhalten hatten, gab ihren Hirten Gelegenheit einen Schritt weiter zu thun. Die Unmöglichkeit, darinnen ſie ſelbige ſahen, ſich wider einen ſo mächtigen Feind zu vertheidigen, berechtigte ſie, ihnen zu ſagen, daß es, um des Schutzes des Königs in Spanien gewürdigt zu werden, nicht genug wäre, ſich nur überhaupts zu erklären, daß ſie ſeine Unterthanen ſeyn wollten, ſondern ſie müßten ihm auch eine Unterthänigkeit und eine Ergebenheit ohne alle Einſchränkung ſchwören; doch ſollten ſie nicht glauben, daß Seine Majeſtät dieſe iemals mißbrauchen würden, um ihr Joch beſchwerlicher zu machen; indem ſich dieſelben erklärt hätten, ſie wollten ſie keineswegs für Vaſallen, ſondern für Kinder anſehen. Die Indianer waren hierauf auch willig und bereit, alles, was man nur von ihnen verlangte, zu thun. Während des Kriegs konnte

man um ihrer großen Armuth willen, und wegen des erſtaunlichen Elendes, darinnen ſie ſich befanden, nichts von einem Tribut mit ihnen reden. Dieſes geſchahe erſt im Jahr 1649. da ſie Philipp der IV. mit dem Titel ſeiner getreueſten Vaſallen beehrte, und dieſe Gnade mit den gröſten Merkmahlen ſeines Vertrauens begleitete, indem er ſie nicht nur für die Schuzwehr von Paraguay wider Braſilien, welches erſt neulich nach der in Portugall vorgegangenen Veränderung von der Krone Spanien weggekommen war, als auch wider die übrigen indianiſchen Nationen, ſo Feinde von Spanien waren, erklärte. Dieſer Monarch erneuerte auch zu gleicher Zeit das Privilegium, ſo ſie von allen Dienſten, außer den ſeinigen, und von dem Tribut, welchen die andern Indianer bezahlen mußen, loßſprach; und zum Beweiß ihrer Unterwürſigkeit damit zu frieden war, daß ihn allein die Mannsperſonen, vom achtzehnten Jahre an, bis in das funfzigſte einen Thaler vor den Kopf bezahlten. Der Graf von Salvatierra Vicekönig von Peru war es, welcher dieſen Tribut auf Befehl des Königs feſtſetzte. Was aber übrigens die Dienſte anbelangt, die ſeit der Zeit keineswegs aufgehöret haben, und davon wir noch oft Gelegenheit haben werden zu reden, ſo leiſteten ſie ſelbige auf ihre eigenen Koſten, ohne daß ſie eine Bezahlung dafür erhielten, ja ſie machen noch weit mehr aus, als der Tribut, den man den andern indianiſchen Vaſallen von der Krone Spanien auferlegt.

Alles dieſes wurde nochmals im Jahr 1663. durch ein Decret von dem nämlichen Philipp IV. beſtätiget, welcher zugleich verordnete, daß von dieſem Tribut die Jahrgelder ſollten genommen werden, welche die königliche Caſſa, zur Unterhaltung eines Mißionars in einer jeden Bourgade hergab. Sind aber zween darinnen, wie es gemeiniglich, und faſt allezeit nothwendig iſt, ſo unterhalten die Collegia von der Provinz ſowohl

den

den zweyten, als auch die zween Hauptſuperiores von der Mißion, davon der eine in den Reductionen von Parana, und der andere in denen von Uruguay, ſich aufhält. Im Jahr 1711. verbot Philipp V. dem man eine weitläuftige Schrift überreicht hatte, in welcher man vornemlich auf den geringen Tribut ſein Abſehen richtete, indem die andern Indianer fünf Thaler für den Kopf bezahlen müßten, ausdrücklich, nicht das geringſte an demjenigen, was allbereit verordnet worden war, zu ändern; und da jemand dieſem Monarchen verſichern wollte, daß ſogar dieſer geringe Tribut nicht richtig bezahlt würde, ſo machten Ihro Majeſtät, die von dem Gegentheile unterrichtet waren, in den Inſtructionen, welche ſie 1716. dem Dom Bruno-Maurice de Zavala gaben, als welchen ſie zum Gouverneur von Rio de la Plata ernannt, und ihm die Indianer, ſo unter der Aufſicht der Jeſuiten ſich befinden, ganz beſonders empfohlen hatten, den Auftrag, ihnen ſein königliches Wort zu geben, daß ſie niemals ihren Tribut vergröſſern würden.

Die Reductionen werden für Doctrinen oder eigentlich ſogenannte Pfarren erklärt.

In zwey Decreten von Philipp IV. welche von 1650. und 1652. datirt waren, wurden die Reductionen, von denen wir reden, für Doctrinen erklärt. Dieſes iſt der Name, den man in dem ſpaniſchen America, den Pfarreyen, oder eigentlich ſogenannten Kirchſpielen beylegt. Die königliche Audienz zu Charcas aber bekam Befehl, die Rechte des königlichen Patronats zu beobachten; allein dieſes ward nicht eher völlig eingeführt, als durch ein drittes Decret vom 15. Junii 1654. in welchem ſeine Majeſtät erklärten, daß es ins künftige mit dieſen Reductionen eben ſo, wie mit den andern Doctrinen ſollte gehalten werden; daß der Provinzial der Jeſuiten, oder in deſſen Abweſenheit, der Superior der Mißionen, ein jeder in ſeinem Departement, für eine jede Doctrine, entwe-

entweder bey Abgehung, oder Abſterben eines Mißionars, drey Subiecte dem Gouverneur von der Provinz vorſchlagen, welcher hernach, als Vicepatron, einen von den dreyen erwählen ſollte, welchen er für den tüchtigſten halten würde; und wenn ſich die Jeſuiten weigern wollten, ſich dieſer Verordnung zu unterwerfen, ſo ſollte der Gouverneur, mit Zuziehung des Biſchofs von der Diocoes, zu dieſen Pfarren Weltgeiſtliche, oder Geiſtliche aus andern Orden ernennen.

Allein, man muß wiſſen, daß dieſe Verordnung eben in den allermißlichſten Umſtänden zum Vorſchein kam, darinnen ſich die Jeſuiten iemals befunden haben. Ganz Spanien und ganz Europa war mit den ſchwärzeſten Nachrichten wider dieſe Mißionarien überſchwemmet, welche die Anhänger des Dom Bernardin de Cardenas, Biſchofs von Aſſumption, ausſtreueten. Eine von denen Beſchwerden, welche dieſer Prälat und ſeine Procuratores an dem ſpaniſchen Hofe mit der größten Kühnheit wider ſie vorbrachten, beſtund darinnen, daß ſie in ihren Reductionen, ſo viel ſie nur könnten, den Einkünften des Königs Abbruch thäten. Sie vertheidigten ſich zwar auf das beſte; allein ſie mußten Zeit hiezu haben, weil man ihnen nichts davon ſagte, als was nur überhaupt von dieſer Sache geredet wurde. Überdies ſchien es, daß ſie den Präſidenten des königlichen Raths von Indien wider ſich hatten, und dieſes war daher die Urſache von den dreyen Decreten, wovon ich eben geredet habe.

In den zwey erſtern, welche an die königliche Audienz von Charcas gerichtet waren, überließ der König dem Provinzial der Jeſuiten die Freyheit, mit den Pfarrern eine Veränderung vorzunehmen, wann er es für gut befinden würde, ohne nöthig zu haben, eine Urſache davon anzugeben, doch unter der ſchon berührten Bedingung, dem Gouverneur drey andere Subiecte

vorzuſchlagen um die Stellen wieder zu beſetzen. Und als die königliche Audienz dieſe Befehle den Gouverneurs von Paraguay und von Rio de la Plata, welche Reductionen in ihren Provinzen hatten, mittheilten, ſo gaben dieſe hinwieder dem Provinzial der Jeſuiten Nachricht davon, welcher ſich allem, ohne die geringſte Weigerung unterwarf.

Klugheit und Mäßigung der Jeſuiten bey dieſer Gelegenheit.

Diejenigen, die den Jeſuiten von Seiten des Königs dieſe Zeichen des Mißtrauens erweckt hatten, erwarteten dieſes gar nicht. Es war eine Falle, die ſie ihnen legten, worein ſie aber nicht giengen. Sie wußten nur gar zu wohl, und wir werden in der Folge dieſer Geſchichte mehr als eine Probe davon ſehen, daß wenn ſie geantwortet hätten, wie ſie es ohne Widerrede wohl hätten thun können, daß es wider ihre Ordnung wäre, weltliche Pfarren zu beſitzen, ſo würden ihre Reductionen gar bald von Einwohnern entblößet worden ſeyn. Da ſie aber nicht die geringſte Gegenvorſtellung thaten, ſo richteten ſie durch ihre geſchwinde Unterwerfung mehr aus, als ſie durch die nachdrücklichſten Vorſtellungen würden gethan haben. Sie lieſen es an nichts ermangeln, was ſie ſo wohl den Gouverneurs, als den verordneten Biſchöfen ſchuldig waren, welche denn auch ihres Orts, ſagt Dom Antonius de Ulloa, in der Überzeugung, daß ein Provinzial ſeine Untergebenen beſſer als ſonſt iemand kennet, ihm die Wahl von ſolchen Männern überlieſen, die er für tüchtig erkannte, als Hirten in ihre Reductionen einzuſetzen, ſo wie ſie es ſchon vorher gethan hatten. Man findet ſogar, daß die Bennenung Reduction, eben ſo oft, als Doctrin, in den neuern Schreiben und andern Reſcripten von den Königen in Spanien gebraucht worden iſt.

Subordination unter den Miſſionarien.

Ich habe ſchon geſagt, daß gemeiniglich in einer ieden Bourgade zween Jeſuiten ſich beſinden; der zweyte iſt beynahe allemal entweder ein neu angekommener Mißionar aus Europa, oder ein iunger Prieſter, welcher ſeine Studien in der Theologie, auf der Univerſität zu Cordua zu Ende bringen will. Der Pfarrer braucht ihn als ſeinen Vicarium, und zugleich erlernt er dabey die Sprache der Indianer. Oefters iſt es auch nöthig einen dritten dahin zu ſchicken, zumal bey anſteckenden Krankheiten, welche in dieſem Lande häufig vorkommen, und ohne welche heut zu Tage alle Bourgaden noch einmal ſo ſtark ſeyn würden. Denn alsdann ſind ſie für nichts anders, als für große Spitäler anzuſehen, und zween Prieſter würden nicht hinlänglich ſeyn, die Kranken zu tröſten, ihnen die Sacramente zu reichen und die Toden zu begraben. Im übrigen iſt die Subordination unter den Jeſuiten vollkommen wohl eingerichtet. Der Pfarrer ſtellt den Superior darinnen vor, und da er allezeit ſechs Kinder hat, die zum Dienſt der Kirche beſtimmt ſind, ſo iſt ſein Hauß wie eine kleine Gemeinde anzuſehen, worinnen ſich alles auf den Schall der Glocke verſammlet. Er ſelbſt, ob er gleich im Namen des Königs eingeſetzt wird, ſtehet dem ohngeacht gänzlich unter dem Superior von der Mißion, welcher beſtändig beſchäftigt iſt, die Kirchſpiele zu beſuchen, und unter ſeinem Provinzial, der auch ordentlich dahin kommt; ſo, daß Dom Antonius de Ulloa nicht zu viel geſagt hat, wenn er alle dieſe Mißionarien zuſammen, als eine wohleingerichtete Familie, vorſtellt.

Zahl der Reductionen und ihre Eintheilung.

Der Reductionen ſind gegenwärtig in allen dreyßig, davon dreyzehn, die zunächſt an dem Parana liegen, unter der Diocös von Aſſumption ſtehen; ſie ſind zwar bis 1726. unter dem Gouvernement von Paraguay geweſen, aber aus gewißen Urſachen, die ich in der Folge anfüh-

führen werde, befahl Phillipp V. daß ſie vorläufig und bis auf weitere Verordnung unter der Jurisdiction des Gouverneurs von Rio de la Plata ſeyn ſollten. Einige Zeit hernach, fieng man wiederum an, die Neubekehrten in Anſehung des Tributs zu beunruhigen. Man that deswegen dem Könige die ſtärkſten Vorſtellungen, um ihn zu bewegen, ſelbigen zu vergrößern: er ſchlug es aber ab, und durch ein Decret vom acht und zwanzigſten December 1743. verboth er ausdrücklich, das geringſte hinzu zu fügen. Er erklärte ſogar, daß wenn von vorigen Zeiten noch etwas ſollte rückſtändig geblieben ſeyn, ſo wolle er es den Neubekehrten erlaſſen, denen er zugleich zu ſagen befahl, daß er bloß in der Ruckſicht auf ihre Treue, und in Anſehung der wichtigen Dienſte, die ſie ihm geleiſtet hätten, auf ſolche Art mit ihnen verführe.

Von den Zehenden.

Dieſe Dienſte, davon wir auch zu ſeiner Zeit reden werden, und dasjenige, was die Spanier ſo oft von Seiten derjenigen Jndianer haben ausſtehen müſſen, die entweder noch nicht bezwungen, oder aufrühriſch worden waren, ſind ein täglich mehr überzeugender Beweiß, wie ſehr es zu wünſchen geweſen wäre, daß man mit allen americaniſchen Völkern auf die nämliche Art umgegangen wäre, aus der man den Jeſuiten von Paraguay ſo oft ein Verbrechen gemacht, und die ihnen ſo viele Verfolgungen zugezogen hat. Am allerdeutlichſten aber kann man die Feindſeligkeit, mit welcher man zu Werke gieng, um den Jeſuiten Hinderniße in den Weg zu legen, daraus erſehen, daß man blos von denen Jndianern den Zehenden forderte, welche unter den Jeſuiten waren, da hingegen diejenigen Jndianer, welche unter der Aufſicht anderer Ordens, und Weltgeiſtlichen ſtunden, das Recht hatten, keine Zehenden an die Biſchöfe zu bezahlen. Man erhielt ſogar 1694. einen Befehl, vermöge deſſen ihnen anbefohlen wurde, ſolchen zu bezahlen. Da aber das

Capitel von Aſſumption dem Rath vorſtellte, daß ſich die andern niemals dazu hätten zwingen laſſen, ob ſie es gleich eher zu thun im Stande wären, ſo that der Rath den Ausſpruch, daß es vielleicht gefährlich ſeyn könnte, wenn man ſie dazu zwingen wollte. Nachgehends reitzte man den Dom Joſeph Peralta, Biſchof von Buenos Ayres an, von den ſiebenzehn Reductionen, die in ſeiner Diocös liegen, den Zehnden zu begehren; aber er gab zur Antwort, daß er dieſes keineswegs thun würde, indem er ſelbſt eingeſehen hätte, daß ſie eine ſolche Laſt zu tragen nicht vermögend wären.

Von der innerlichen Regierung der Reductionen.

Man wird wohl nicht daran zweifeln, daß die innerliche Regierung der Reductionen hauptſächlich den Jeſuiten oblag. Der eingeſchränkte Verſtand ihrer Neubekehrten erforderte, daß ſie ſich in alle ihre Angelegenheiten mengten, und ſie ſo wohl in Anſehung des Zeitlichen als Geiſtlichen anführten. Indeſſen hat eine iede Bourgade die nämlichen Juſtitz- und Policeybeamten, wie die ſpaniſchen Städte; einen Corregidor, welcher von den Indianern ſelbſt mit Beyhülfe der Mißionarien erwählt iſt; Regidors und Alcalden, die auf gleiche Weiſe erwählt ſind. Doch müſſen dieſe Wahlen von dem Gouverneur der Provinz beſtätiget werden. Da man ſich aber auf die Klugheit dieſer obrigkeitlichen Perſonen wenig verlaſſen kann, ſo können ſie weder beſtrafen, noch etwas wichtiges entſcheiden, ohne den Beyfall ihrer Geiſtlichen. Dieſe Strafen erſtrecken ſich übrigens nicht weiter, als auf Gebete, Faſten, Gefängniß, und bisweilen auf das Geiſeln, indem dieſe Neubekehrten keine Fehler begehen, die eine härtere Ahndung verdienten. Ehe man ſie in das Gefängniß legt, ſtellt man ihnen mit Gelindigkeit ihre Verbrechen vor, und man braucht gar nicht viele Mühe, ſie zu überzeugen, daß ſie die Strafe verdienen. Dahero nehmen ſie auch ſolche mit Demuth an, und man hat kein Exempel, daß

einer die geringſte Rachgier gegen ſeine Richter geäuſert hätte. Sie haben, ſagt Dom Antonius de Ulloa, ein ſo ſtarkes Vertrauen auf ihre Seelſorger, daß wenn ſie auch ohne Urſache geſtraft würden, ſo würden ſie doch glauben, ſolches verdient zu haben. Endlich iſt auch in ieder Bourgade ein Cacike, der für den oberſten Befehlshaber darinnen gilt, deſſen Hauptverrichtungen ſich aber bloß auf dasienige, was zum Krieg erforderlich iſt, erſtrecken. Dieſer iſt eben ſowohl, als ſein älteſter Sohn von dem Tribut ausgenommen.

Von dem Umgange mit den Spaniern.

Man hat für nöthig erachtet, alle Vorſicht anzuwenden, um zu verhindern, daß dieſe neue Chriſten keinen Umgang mit den Spaniern haben, und daß dieſe nicht einmal die Freyheit hätten, in ihre Bourgaden zu gehen, außer in dem Gefolg des Biſchofs und des Gouverneurs. Die Nothwendigkeit dieſer Vorſicht veroffenbart ſich ie mehr und mehr; ia man darf nur, um ſich davon zu überzeugen, den Unterſchied betrachten, der ſich unter dieſen Neubekehrten befindet, und unter denen, bey welchen man dieſe Vorſicht nicht gebraucht hat. Die Standhaftigkeit der Väter von der Geſellſchaft, ſagt Dom Antonius de Ulloa, mit welcher ſie verhinderten, daß kein Spanier, kein Meſtiz, kein Indianer, in dieſe Reductionen kam, hat zu vielen üblen Nachreden wider ſie Anlaß gegeben; allein die Urſachen, die ſie hatten, auf ſolche Art zu verfahren, ſind von allen vernünftigen Perſonen gebilliget worden. Es iſt gewiß, daß ohne dieſes ihre Indianer, die in der größten Unſchuld lebten, die vollkommen gelehrig waren, die in dem Himmel keinen andern Herrn als Gott, und auf der Welt keinen andern als den König erkannten, die überzeugt ſind, daß ihnen ihre Seelenhirten nichts anders als was gut und wahr iſt, lehren, die nichts von Rache, Ungerechtigkeit, oder andern ſchlimmen Leidenſchaften, die auf der Welt im Schwange gehen, wiſſen, gar bald würden unkennt-

lich geworden seyn. Man hat ihnen ſogar bis daher nicht erlaubt ſpaniſch zu reden, ſondern man war damit zufrieden, daß man den Kindern ſpaniſch leſen und ſchreiben lernte; man lernte auch denienigen lateiniſch leſen und ſchreiben, die man zum ſingen in der Kirche brauchen wollte, und alles dieſes lernten ſie auf eine bewundernswürdige Weiſe. Man glaubte, wenn man ſie leſen hörte, daß ſie dieſe Sprachen vollkommen verſtünden, ia, ſie ſchrieben geſchriebene Sachen ab, ohne daß ſie einen Fehler darein machten, und noch über dies ſehr ſchön. Die Urſache die die Mißionarien bewog, auf ſolche Art mit ihnen zu verfahren, war, daß es allzugefährlich für den Glauben und die Sitten derſelben würde geweſen ſeyn, wenn ſie Umgang mit den Spaniern gehabt hätten: Weswegen ſie auch nie von ihnen wegkamen, ſie mochten nun entweder zu einer kriegeriſchen Verrichtung oder in den Dienſten des Königes gebraucht werden, wo ſie allezeit ein Mißionarius begleitete, um ſo wol für ihre Ausgaben zu ſorgen, als ihnen ſtatt eines Dollmetſchers zu dienen. Inzwiſchen da Philipp V. befürchtete, es möchte dieſe Behutſamkeit den redlichen Abſichten der Jeſuiten zum Nachtheil gereichen, befahl er in ſeinem Decret vom acht und zwanzigſten December 1743. daß man allen ſpaniſch reden lernen ſollte; allein da ſie den äuſſerſten Widerwillen dagegen bezeigen, ſo wird man alle Gewalt anwenden müſſen, ſie dazu zu zwingen, und am Ende doch mit der Strenge wenig ausrichten.

Von der Fähigkeit der Indianer. Wir haben ſchon mehr als einmal geſehen, daß dieſe Indianer von Natur einen ſehr ſtumpfen Verſtand haben, und daß ſie nichts, auſſer was in die Sinne fällt, begreifen; welches ihre erſte Mißionars für eine wirkliche Dummheit hielten; weswegen ſie auch einige Zeit in Zweifel ſtunden, ob man ſie nach der Taufe ohne Unterſchied an den übrigen Sacramenten könnte Theil nehmen laſſen. Sie getrauten ſich ſogar nicht, einen ſo wichtigen Punct

mit ihrer eigenen Einſicht zu entſcheiden; ſondern befragten darüber die Biſchöfe von Peru, die in einem Concilio zu Lima verſammlet waren, um Rath; von denen ſie zur Antwort erhielten, daß man ſie ohne die gröſte Vorſicht nicht darzu laſſen ſollte. Allein man hatte dieſes nicht lange nöthig, indem man gar bald ſahe, daß ſich Gott, der wenn es ihm gefällt, den kleineſten Kindern Verſtand giebt, auf eine wunderbare Weiſe den neuen Chriſten offenbarte. Man hat vielleicht niemals eine überzeugendere Probe von einer Wahrheit geſehen, die für die chriſtliche Religion ſo ruhmwürdig iſt, und die unſtreitig beweiſet, daß ſie allein die wahre ſey, als dieſes, daß ſie, indem ſie zu gleicher Zeit die härteſten Herzen mit den gröſten und erhabenſten Empfindungen durchdringet, den Verſtand vollkommen macht, und in den Gemüthern das helleſte Licht ausbreitet.

Ihre Geſchicklichkeit in den Künſten, wie auch ihr Geſchmack an der Muſik und am Singen.

Sie begriffen, gleich als wenn es ihnen angeboren wäre, mit leichter Mühe, alle Künſte, zu denen man ſie anwieß. Man lernte ihnen aber keine, als ſolche, die ihnen nöthig waren, um fremder Hülfe entübrigt ſeyn zu können. Man hat zwar an ihnen keine Fähigkeit etwas neues zu erfinden gemerkt; aber man hat bald an ihnen wahrgenommen, daß ſie die Gabe der Nachahmung deſto vollkommener beſitzen. Es iſt, zum Exempel, genug, ihnen ein Creutz, einen Leuchter, ein Rauchfaß zu zeigen, und ihnen die Materie zu geben, daraus etwas ähnliches zu machen, und alsdenn wird man Mühe haben, ihre Arbeit, von dem Muſter, daß ſie vor ſich hatten, zu unterſcheiden. Sie verfertigen und ſpielen alle mögliche Inſtrumente in der Muſik. Man hat geſehen, daß ſie die vollkommen wohl eingerichteſten Orgeln, bloß nach dem Geſicht gemacht haben, ingleichen auch Himmelskugeln, Teppiche auf türkiſche Art,

und alles was nur ſchwer in den Manufacturen ſeyn kann. Sie ſtechen in Erz, nachdem ſie ſelbiges vorhero glatt gemacht haben, alle Figuren, die man ihnen vorzeichnet; ſie haben von Natur ein ſcharfes Gehör, und einen ganz außerordentlich harmoniſchen Geſchmack. Der Pater Cataneo, den ich ſchon oft angeführet habe, verſichert, er habe ein Kind von zwölf Jahren, auf der Harfen die ſchwerſten Stücke ohne Anſtoß und ſehr geſchwind ſpielen ſehen. Sie haben überdieß eine reine und helle Stimme, welches man, wie ich ſchon geſagt habe, den Waſſern ihrer Flüſſe zuſchreibt. Alles dieſes nun hat ihre Mißionarien bewogen, in allen ihren Kirchen einen muſicaliſchen Chor zu errichten; indem ihnen noch über dies die Erfahrung gelehrt hat, daß ſolches ſehr viel dazu beyträgt, in ihnen eine Ehrfurcht zu erwecken, ihnen einen Geſchmack an dem Gottesdienſt beyzubringen, und ihnen die Lehren, die man ihnen vorgeſagt, und die man in Geſänge gebracht hat, leichter begreiflich zu machen.

Wie man ſie zur Erkenntniß des wahren Gottes gezogen hat.

Dieſer natürliche Geſchmack hat gar vieles zur Bevölkerung der erſten Reductionen beygetragen. Indem die Jeſuiten auf den Flüſſen hinfuhren, ſo wurden ſie gewahr, daß, wenn ſie ſich auf eine heilige Art die Zeit zu vertreiben, geiſtliche Lieder ſungen, ganze Haufen Indianer herbey liefen, ihnen zuzuhören, und einen ganz beſondern Gefallen daran zu haben ſchienen. Sie machten ſich dieſes zu nutze, indem ſie ihnen erklärten was ſie ſängen; und es war eben, als wenn dieſe Geſänge ihre Herzen verändert, und ſie zu den Geſinnungen, die ſie ihnen beybringen wollten, geneigt gemacht hätten. Denn ſie hatten gar nicht viele Mühe ſie zu überreden, ihnen zu folgen; ſie fanden ſie gelehrig, und nach und nach brachten ſie ihren Gemüthern die erhabenſten Begriffe von der Religion bey. Auf ſolche Art mach-

machten ſie in dieſen wilden Ländern dasjenige wircklich wahr, was die Fabel von dem Orpheus und Amphion erzählt.

Von den Künſten die ſie treiben, und von ihren Werkſtädten.

Jede Reduction hat eine Schule, darinnen die Kinder leſen und ſchreiben lernen; es iſt auch noch eine andere daſelbſt, wo man die Muſik und das Tanzen lehret. Dom Antonius de Ulloa ſagt, daß man einigen auch die lateiniſche Sprache lehrte, und daß ſie es darinnen ſehr weit brächten. Es iſt dieſes aber nur, wie ich glaube, von dem Leſen ohne Fehler, und von der genauen Ausſprache zu verſtehen. Der Pater Cataneo erſtaunte bey ſeiner Ankunft zu Buenos Ayres, als er eine junge Neubekehrte auf die Canzel des Refectorii des Collegii in dieſer Stadt ſteigen ſahe, und ſelbige während der Mahlzeit eben ſo gut lateiniſch und ſpaniſch leſen hörte, als eine Mannsperſon würde gethan haben, die beyde Sprachen aus dem Grunde verſtanden hätte. Ich habe ſchon geſagt, daß ſie Handſchriften auf das genaueſte abſchreiben; und man ſieht davon noch heut zu Tage zu Madrid ein ſehr großes Manuſcript von der Hand eines Indianers, die den beſten Copiſten, ſowohl in Anſehung der ſehr ſchönen Züge, als der Genauigkeit, zur Ehre gereichen würde.

Überall ſind Werkſtädte von Vergoldern, Mahlern, Bildhauern, Goldſchmieden, Uhrmachern, Schloſſern, Zimmerleuten, Schreinern, Webern, Rothgieſern, mit einem Worte, von allen Künſten und Handwerkern, die ihnen konnten nützlich ſeyn. Sobald die Kinder die Jahre erreichen, da ſie zu arbeiten vermögend ſind, führt man ſie in dieſe Werkſtätte, und beſtimmt ſie zu derjenigen Profeßion, zu welcher ſie am meiſten Luſt bezeigen, indem man überzeugt iſt, daß die Kunſt von der Natur geleitet werden muß. Ihre erſten Meiſter waren Fratres von den Jeſuiten, welche

man deswegen ausdrücklich hatte kommen laſſen. Oftmals ſahen ſich ſogar die Mißionarien genöthiget, den Pflug zu regieren, und den Spaden zu führen, um den Ackerbau anzufangen, und ſie durch ihr Beyſpiel aufzumuntern, das Land anzubauen, zu ſäen und zu erndten. Endlich haben auch dieſe Neubekehrte ihre Kirchen ſelbſt erbauet, ſo wie man es ihnen angegeben hat; und dieſe Kirchen laſſen den ſchönſten in Spanien und Peru nichts nach, ſowohl in Anſehung der Schönheit des Gebäudes, als der Koſtbarkeit und des feinen Geſchmacks der Gefäße von Silber, und der Zierrathen von aller Art.

Von ihren Häuſern, und von der Arbeit der Weiber.

Mit ihren Häuſern war es nicht alſo beſchaffen. Man kann noch niemals etwas einfältigeres und ärmers geſehen haben; ſie waren bloß von Rohren, die mit Leimen überſtrichen waren, erbauet. Man ſah darinnen weder Fenſter noch Schorſteine, noch Stühle, noch Betten; iedermann ſchlief in Hangmatten, die bey Tage wieder weg kamen. Das Feuer war in der Mitte; das Tages Licht und der Rauch hatten keinen andern Ein- und Ausgang als durch die Thür. Man ſaß darinnen auf der Erde, und ſahe auch ſonſten kein Geräthe darinnen. Heut zu Tage aber ſind ſie ſo bequem, ſo nett, und ſo gut meublirt, als die gemeinen Häuſer der Spanier. Man hat ſogar angefangen ſie von Steinen aufzubauen und mit Ziegeln zu decken. Die Arbeit der Weiber iſt eben ſowohl eingerichtet, als der Männer ihre. Zu Anfang einer ieden Woche theilt man ihnen eine gewiße Quantität Wolle und Flachs aus, welche ſie am Ende derſelben fertig bringen müſſen, um daraus Tuch und Leinwand zu verfertigen. Sie ſind auch bißweilen zu gewißen Verrichtungen auf dem Felde angewieſen, die ſich iedoch nicht über ihre Kräfte und Fähigkeit erſtrecken.

Von ihrer Handlung.

Da ſie außerdem ſehr viele Sachen nöthig haben, die ihr Land nicht hervor bringt; ſo müßen ſie ſich ſolche durch den Handel verſchaffen, welchen ſie durch Vertauſchung ihrer Landesfrüchte und ihrer eigenen Arbeiten treiben. Ihr ſtärkſter Handel iſt mit dem Paraguaykraut, von dem ſie überall Plantagen angelegt haben, und deßen Abgang um ſo gewißer iſt, da niemand in dieſem Land ſelbiges entrathen kann. Ich habe ſchon geſagt, daß man die erſten Pflanzen davon aus dem Canton Maracayu bekommen hat, wo dieſes Kraut am beſten wächſt, und in den Reductionen ſind dieſelbigen wenig oder gar nicht aus der Art geſchlagen. Sie handeln auch mit Honig und Wachs, welches ſie in den Wäldern ſammlen. Alles dieſes iſt auf das deutlichſte in dem Decret Phillipp V., welches ich ſchon ſo oft angeführet habe, erkläret. Man hat zwar allerhand wider die Art und Weiſe der Handlung dieſer Indianer einwenden wollen, es iſt aber darinnen alles von dem König gut geheißen worden; welcher die unumgängliche Nothwendigkeit davon zur Erhaltunng dieſer Republik eingeſehen hat.

Von dem Gebrauch des Schießgewehrs.

Man wird an ſeinem Orte die Urſachen ſehen, welche die Mißionarien bewogen haben, von den catholiſchen Königen für ihre Neubekehrten den Gebrauch des Schießgewehrs zu verlangen. Dieſes war auch in der That höchſt nothwendig, woferne ſie nicht alle in der härteſten Sclaverey ſollten umkommen, oder gezwungen ſeyn, ſich in den Wäldern und auf den Gebirgen zu zerſtreuen, woſelbſt ſie dem ohngeachtet nicht ſicher genug geweſen ſeyn würden. Man kann auch mit Wahrheit ſagen, daß heut zu Tage die catholiſchen Könige den gröſten Nutzen von dieſer Gnade ziehen, die ſie ihnen bewilliget haben. Die Spanier entrüſteten ſich heftig wider dieſe Neuerung; es trieb ſie aber nichts als ihr Eigennutz hiezu an.

Sie

Sie wendeten alles mögliche an, daß dieſe Vergünſti- gung ſollte aufgehoben werden, und ſeit vielen Jahren hat wohl der königliche Rath von Indien keine americaniſche Angelegenheit gehabt, die ihm mehr als dieſe zu ſchaffen gemacht hat, oder die von Seiten derjenigen, die ſich dagegen ſpreitzten, mit mehrerer Hitze betrieben worden iſt: doch endlich hat der Vortheil des Staats, der ſich mit der Religion vereinigte, durchgedrungen. Philip der V., der wohl überzeugt war, daß den Mißionarien mehr, als ſonſten jemand daran gelegen war, zu verhindern, daß ihre Neubekehrten von der Freyheit bewafnet zu ſeyn, keinen ſchlimmen Gebrauch machten, begnügte ſich in ſeinem Decret vom acht und zwanzigſten December 1743. dem Provinzial der Jeſuiten anzubefehlen, mit ſeinen Ordensgeiſtlichen die gehörigen Maasregeln zu nehmen, um allen ſchlimmen Folgen, die daraus entſtehen könnten vorzubeugen, und im Fall ſich der geringſte Anſchein zu einem Aufruhr ereignen ſollte, ſo trug er ihm auf, ſogleich dem Rath die Mittel an die Hand zu geben, die er vorzukehren hätte, um nicht überfallen zu werden. Allein man hat um ſo weniger Urſache etwas dergleichen von den Neubekehrten zu beſorgen, da ihre Glückſeeligkeit und ihre Sicherheit von ihrer Treue abhängt: ja nichts wird ſie dazu bewegen können, ſo lange man ihnen ihre Freyheit ungekränkt laßen wird; und nur die Feinde des Königs und des Staats können einen Anſchlag dagegen faßen.

Von der Art und Weiſe wie die Güter in dieſer Republik verwaltet worden ſind.

Viele Leute glauben, daß in dieſer Republik niemand etwas eigenes beſitzt, und daß man nur alle Wochen einer jeden Familie ſo viel gebe, als zu ihrer täglichen Nothdurft erforderlich, und von Zeit zu Zeit zu ihrem Unterhalt nöthig iſt. Es war auch beynahe ſo, als dieſe neuerdings verſammleten Indianer noch nicht im Stande waren, ſich ihren erforderlichen

lichen Unterhalt durch ihren eigenen Fleiß zu verſchaffen, und da ſie noch keine beſtändige Wohnung und ordentliche Einrichtung hatten. Allein ſeit dem ſie vornämlich nicht mehr zu befürchten haben, aus ihren Wohnungen vertrieben zu werden, hat man einer jeden Familie einen Strich Landes angewieſen, der ihnen ſchon, wenn ſie ihn, auf die Art die man ihnen gelernet hat, anbauen, ihren Unterhalt verſchaffen kann. Zu dem wißen ſie von dem Ueberfluß noch nichts, und man hat daher ſowohl in Anſehung ihrer Gemüthsart, als der Art und Weiſe, mit der man mit ihnen umgeht, die gröſte Hofnung, daß ſie ihn niemals werden kennen lernen. Übrigens weiß man auch ſehr genau, was ſie aus ihrem Stück Landes ziehen; eben ſo verhält ſichs mit dem Gewinn den ſie von ihrer Handlung bekommen, auf welchen diejenigen ein ſehr wachſames Auge haben, deren eigener Vortheil es iſt, ſehr genau darauf Achtung zu geben.

Aller Boden des Landes, wo die Reductionen angelegt ſind, iſt nicht zu einerley Früchten tauglich. In denjenigen Gegenden, die näher an dem Wendekreis liegen, als zum Beyſpiel in Parana, ſammelt man Honig, Wachs, Maiz und Baumwolle. Die zunächſt gegen Mittag liegen, bringen Wolle, Hanf und Maiz hervor; man trift auch daſelbſt gute Weyden an, die mit Heerden Ochſen und Schaafen gleichſam bedecket ſind. Die Wälder und Flüße aber verſorgen ſie überall mit Wildpret und Fiſchen. Was man alſo nicht von dem Erdboden und Waßer erhält, das verſchaft man ſich durch den Tauſch; den Gebrauch des Goldes und Silbers aber kennt man noch nicht, außer um die Altäre damit zu ſchmücken. Allein außer dieſen Feldern, die einem jeden Haußvater anfangs zum Eigenthum übergeben worden, oder wegen der Bevölkerung der Reductionen neuerdings angebauet worden ſind, giebt es

auch

auch noch einige die der Gemeinde zugehören, und davon die Früchte in öffentlichen Vorrathshäuſern, zur Unterhaltung der Kirchen und alles deßen was zum Gottesdienſt gehört, für die Wittwen und Waiſen, für die Kranken, für diejenigen die mit dem Kirchendienſte beſchäftiget ſind, die zu Kriegsdienſten und andern Verrichtungen des Königs gebraucht werden, für die Caciken, Corregidors und ander Beamten, die auf gute Ordnung und Zucht Achtung geben, für diejenigen die in Armuth, aus was für eine Urſache es auch ſey, gerathen ſind, zur Ergänzung mißrathner Erndten, welches ſich ſo gar auf andere Bourgaden mit erſtreckt, denen man, ſo viel es möglich iſt, mit allen Erfordernißen zu Hülfe kommt, aufbewahret werden. Der Überfluß, wenn einer da iſt, kommt zur Handlungsmaßa, daraus man den Tribut bezahlt, den Kriegsvorrath und alles übrige anſchaft, ſo der König nicht hergiebt, endlich kauft man auch davon Gold, Silber, Eiſen, Kupfer, und Stahl, zu Verfertigung der Waffen und zur Auszierung der Kirchen.

Von den Bourgaden, Zeughäuſern, und von der Unempfindlichkeit der Indianer.

Die Reductionen ſind ſehr groß, die Straßen nach der Schnur angelegt und die Häuſer überein gebauet. Der öffentliche Platz, auf welchem die Kirche ſteht, iſt in der Mitte, wie auch das Zeughauß, worinnen alle Waffen und Kriegsrüſtungen eingeſchloßen ſind. Alle Wochen exercirt man daſelbſt, dann es ſind in einer jeden Bourgade zwo Compagnien Soldaten, deren Officiers eine ſehr koſtbare mit Gold und Silber beſetzte Uniform haben, ein jeder nach ſeinem Stande, jedoch tragen ſie ſolche nicht, außer im Krieg, und wann ſie exerciren laßen. Die einheimiſchen Officiers haben auch ſolche Kleider, die ſie von andern unterſcheiden. Die gewöhnliche Tracht, der Mannsperſonen beſtehet in einem kurzen Oberrock und Hoſen

Hoſen faſt wie die Spanier tragen, und darüber einen Mantel von weiſſer Leinwand, der ihnen bis an die Knie hinab geht. Bisweilen iſt dieſer Mantel von gefärbter Leinwand, und dieſes wird für ein beſonderes Ehrenzeichen angeſehen. Die Kleidung der Weibsperſonen beſteht in einem Hemde ohne Ermel, welches ihnen bis auf die Füße hinab geht. Wenn ſie auf dem Felde arbeiten, ſo haben ſie weiter ſonſt nichts an; auſſerdem aber ziehen ſie darüber ein weites Camiſol an. Alle haben die Schenkel und Füße bloß, und tragen nichts auf dem Kopfe. Die Haare dienen den Weibsperſonen ſtatt eines Schleyers, und wenn ſie eine Laſt tragen, ſo befeſtigen ſie ſelbige an die zwey Enden eines breiten Riemens, welchen ſie alsdenn um die Stirne binden, ſo wie es die wilden Weiber in Canada machen.

Von den öffentlichen Gebäuden.

Die Mißionarien wohnen ſeitwärts der Kirche. Die Vorrathshäuſer, die Werkſtätte, die Kornböden, auf welchen man dasjenige aufſchüttet, was von den gemeinen Feldern, die allezeit gemeinſchaftlich angebauet werden, eingeſammlet wird, ſtehen in einer Reihe. In denjenigen Reductionen, die am weiteſten von den Städten entfernt liegen, und in denjenigen, dahin man nur zu Lande kommen kann, iſt Eiſen und Stahl ſehr rar und ſelten, ſo daß man oft daſelbſt gezwungen iſt, die Handwerksinſtrumenten von Stein, oder von im Feuer gehärteten Holz, zu machen. Das Metall, daraus man die Glocken gießt, kommt von Coquimbo, einer Stadt in Chili; dagegen man diejenigen Waaren vertauſcht, die daſelbſt einen Abgang finden; und nicht nur diejenigen, die dieſe Handlung treiben, ſondern überhaupt alle, die ihre Waaren in die ſpaniſchen Städte tragen, werden auf ihren Reiſen frey gehalten, und ihre Felder von den übrigen angebauet. Man weiß ſehr genau, was ſie zurück bringen müſſen, weil von jeder Waare der Preiß ſchon feſt geſetzt iſt, ſo daß man auch niemals handelt.

Sorge der Mißionarien, um ihren Neubekehrten den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen.

Dieſer Polizey und aller Maasregeln ohngeachtet, die man vorgekehrt hat, damit es niemanden iemals an dem Nothwendigen fehlen mögte, ſind die Mißionarien daſelbſt ſehr oft in großen Sorgen. Dieſes rührt vornämlich von drey Fehlern her, die ſie ihren Neubekehrten noch nicht haben abgewöhnen können, nämlich von ihrer Unvorſichtigkeit, Faulheit und ſchlechten Haushaltung, daher es oft geſchiehet, daß ſie nichts zum ſäen haben. Man muß ihnen zwar alsdenn dasienige leihen, was ihnen fehlt; allein man zwingt ſie auch nach der Erndte die nämliche Quantität Korn wieder zu liefern, die man ihnen vorgelehnt hat. Was die andern zum Unterhalt gehörigen Dinge anbelangt, ſo würden ſie, woferne man nicht ſehr genau darauf Achtung gäbe, gar bald nichts mehr zu leben haben. Dieſes kommt beſonders davon her, daß ſie einen ſo erſtaunenden Appetit haben, daß ſie, einen Augenblick darnach, wenn ſie gegeſſen, und wirklich ſchon mehr zu ſich genommen haben, als ſie zur Sättigung brauchen, im Stande ſind, vom neuen anzufangen. Man durfte ihnen ſogar anfangs die Ochſen, die ſie zum Ackern brauchten, nicht allein anvertrauen, aus Furcht, ſie möchten ſich aus Faulheit nicht die Mühe geben, ſie abzujochen, wenn ſie mit der Arbeit fertig waren, oder ſie wohl gar in Stücken zerhauen, und auffreßen, welches ſie mehr als einmal gethan, und ſich, wenn man ſie deswegen zur Rede ſetzte, mit dem Hunger entſchuldiget hatten. Man muß daher Aufſeher über ſie beſtellen, die überall herum gehen, und ſehen, ob ſie arbeiten, und ob ihr Vieh recht gewartet werde. Dieſe Aufſeher haben auch die Macht ſie zu ſtrafen, wenn ſie einen Fehler bemerken, welches aber heut zu Tage ſehr ſelten geſchiehet. Übrigens geſtehen ſie ihren Fehler allemal gerne, und laſſen ſich die Strafen, womit man ſie beleget, ohne Murren gefallen. Alle ihre Fehler ſind Vergehungen der Kinder; denn das bleiben ſie

ihr Lebenlang in gar vielen Dingen. Doch haben ſie auch die guten Eigenſchaften derſelben. Indeſſen muß man, aller der Vorſicht ohngeachtet, von der ich eben geredet habe, oft auf andere Mittel gedenken, um einigen Familien bis zu Ende des Jahrs, den nöthigen Lebensunterhalt zu ſchaffen. Denn man leidet keinen Bettler in dieſer Republik, aus Furcht dadurch zu Diebereyen und zum Müßiggang Anlaß zu geben. Das beſte Mittel dieſem letzten Laſter zu ſteuern beſtehet darinnen, daß man Faulen zur Strafe auferleget, das zurück behaltene Land, von dem ich bereits geredet habe, und welches das Eigenthum Gottes genennet wird, zu bearbeiten. Da man ſich aber auf dergleichen Arbeiter wenig verlaſſen darf, ſo giebt man ihnen insgemein andere zu, denen man beſſer trauen darf. Auch ſind die Hausväter verbunden, ihre Kinder bey Zeiten dahin zu ſchicken, damit ſie zur Arbeit abgerichtet, und daran gewöhnet werden. Ihr Tagwerk iſt nach ihren Kräften abgemeſſen, und wenn ſie ſolches nicht zu Stande bringen, ſo werden ſie allemal dafür gezüchtiget.

Von der Einigkeit, welche in den Reductionen herrſchet.

Der größte Vortheil, den man von dieſer Einrichtung ziehet, beſtehet darinnen, daß man niemand müſſig gehen läſſet. Auſſerdem wird dadurch nicht nur in jeder Bourgade, ſondern auch in der ganzen Republik eine vollkommene Einigkeit erhalten. Man weiß darinnen nichts von Proceſſen und Klagen; das Mein und Dein iſt daſelbſt völlig unbekannt, indem man beſtändig bereit iſt, das wenige, ſo man beſitzet, mit denen zu theilen, die es nöthiger brauchen, und bisweilen mehr für andere, als für ſich ſelbſt zu arbeiten. Und auf dieſe Weiſe haben ſich die Stifter dieſer Republik ſelbſt der Fehler dieſer Indianer zu bedienen gewuſt, um ihnen ein Gut zu verſchaffen, welches in einer Geſellſchaft das ſchätzbarſte iſt, und ſie zur beſtändigen Ausübung der

vornehmſten chriſtlichen Tugend, nämlich der Liebe zu gewöhnen. Noch eins fehlt zu ihrer Glückſeligkeit. Man iſt nämlich bisher, aus Mangel des darzu erforderlichen Aufwandes, noch nicht im Stande geweſen, in jeder Bourgade, oder wenigſtens in jeden Canton, einen Spital und eine gute Apothecke aufzurichten, wie ſolches unter den Moxes geſchehen iſt, woſelbſt die Jeſuiten von Peru, ebenfalls eine Republik, nach dem Muſter der Guaraniſchen, angelegt haben.

Von dem geiſtlichen Regiment.

Übrigens trägt die Subordination und die Übereinſtimmung, die in Anſehung des geiſtlichen Regiments daſelbſt herrſchet, das allermeiſte unter dieſen neuen Chriſten zur Erhaltung der Harmonie, die man unter ihnen bewundert, bey. Diejenigen, welche bisher die unmittelbare Aufſicht über einen jeden Theil dieſer Heerde hatten, die ſie durch ihre Sorgfalt verſammlet haben, ſie mochten ſich auch in einem Zuſtande befinden, in welchem ſie wollten, haben ſich doch nie für etwas anders, als für Werkzeuge der Oberhirten gehalten; und alles dasjenige, was man in Anſehung dieſes Punkts wider ſie ausgeſtreuet hat, iſt entweder von ſich ſelbſt, oder durch die frommen Prälaten gründlich widerleget worden, welche als Provinzialen in Paraguay, Tucuman und Buenos Ayres geſtanden haben. Dieſe Mißionarien haben dieſes große Werk nicht ohne Einwilligung, und unter dem Schutze der Biſchöfe angefangen und fortgeſetzet. Sie haben niemals eine Unabhängigkeit in ihren Verrichtungen geſucht, und die Freyheit, die der Pabſt ihren Orden ertheilte, nie gemisbraucht. Sie haben noch mehr gethan: denn, ohngeachtet ſie von dem catholiſchen Könige die Erlaubniß erhalten hatten, überall, wo ſie wollten, Reductionen aufzurichten, und ſie unter der Aufſicht ihrer Superiorum zu regieren: ſo haben ſie ſich doch nie widerſetzet, wenn es den Biſchöfen gefällig war, ſie weg zu berufen

und andere Hirten an ihre Stelle zu ſetzen, ohngeachtet ſie oft vorher ſehen konnten, daß auf ihre Abreiſe, eine große Zerſtreuung unter der Heerde erfolgen würde.

Von der Viſitation der Biſchöfe.

Die Beſuche oder Viſitationen ſind in denen Reductionen etwas ſeltenes, beſonders in der Diocoes von Buenos Ayres, weil ſie ſehr weit von dieſer Stadt entfernet liegen. Über dieſes ſind dieſe Reiſen mit vielen Beſchwerlichkeiten verknüpft. Man kommt auch öfters in Gefahr dabey. Sie koſten dieſen Prälaten, deren Einkünfte ſehr mittelmäßig ſind, auch ſehr viel, ohngeachtet die Indianer einen guten Theil der Unkoſten tragen. Man weiß unterdeſſen ſoviel, daß es weder an ihnen, noch an ihren Mißionarien liegt, daß dieſe Viſitationes nicht öfter vorgenommen werden, und daß man allezeit ſehr lange bitten muß, ehe man das erlangt, was man ſuchet. Die Indianer halten darum ſehr ernſtlich um dieſe Beſuche an, weil ſie gern den Troſt haben möchten, ihren Biſchof zu ſehen, und des Sacraments der Firmung theilhaftig zu werden; die Jeſuiten aber bitten deswegen darum, weil dadurch der Eifer in ihren Kirchen allemal erneuert wird, und weil noch keine Viſitation vorgenommen worden iſt, die nicht ihre Verläumder beſchämet, und ihnen von dem Hofe die deutlichſten Merkmale der Zufriedenheit mit ihrer Aufführung, auf das Zeugniß der Biſchöfe, zuwege gebracht hätte.

Da man, ehe man zu den erſten Reductionen der Diocoes Buenos Ayres kommt, lange Zeit den Uruguay hinauf fahren muß, auf dem die Schiffarth ſehr beſchwerlich, und die Ufer deſſelben, durch verſchiedene, gegen die Chriſten feindſelig geſinnte Barbaren, unſicher gemacht werden: ſo begeben ſich allemal, ſobald der

Biſchof ſeine bevorſtehende Ankunft anzeigen läſſet, zwey bis drey Jeſuiten, mit einer großen Menge von Indianern nach Buenos Ayres, um ihn abzuholen. Andere Neubekehrte bekommen zu gleicher Zeit Befehl, ſich auf verſchiedenen Poſten, die man ihnen anweiſet, einzufinden, die Feinde, wenn ſich einige daſelbſt ſollten ſehen laſſen, abzutreiben, Erfriſchungen herbeyzubringen, und die bisherige Begleitung abzulöſen. Dieſe letztere Vorſicht iſt um ſo viel nothwendiger, weil es oft geſchehen iſt, daß die Mißionarien mitten auf dem Wege haben liegen bleiben müſſen, weil ihre Führer auſſer Stande waren, weiter fort zu reiſen, indem ſie von den Blattern, oder von einer andern Krankheit, faſt alle zu gleicher Zeit befallen wurden.

Sobald ſich der Biſchof einer Reduction nähert, ſo breitet ſich die Freude über dieſe Nachricht überall aus. Zwo Compagnien zu Pferd machen ſich auf der Stelle auf den Weg, und gehen ihm entgegen. Eine Meile von der Bourgade beweiſen ihm der Cacike und die Kriegsbedienten, der Corregidor, die obrigkeitlichen Perſonen, der Superior der Mißionen, der Pfarrer und einige andere Jeſuiten, die zu dem Ende aus den benachbarten Reductionen hieher kommen, ihre Ehrerbietung. Endlich erſcheinet die Infanterie in der ſchönſten Ordnung. Durch dieſelbe gehet der Biſchof durch, ſie aber beſchließet endlich den Zug. Sobald der Biſchof in der Bourgade angekommen iſt, gehet er in die Kirche, wo das Te Deum muſicirt wird, und alsdenn begiebt er ſich in die Wohnung, die man für ihn zubereitet hat. Die Zeit ſeines Beſuchs bringt er mit ſolchen Verrichtungen zu, welche die Abſichten deſſelben ſind, beſonders giebt er allen denen die Firmung, welche ſolche noch nicht erhalten haben. Überall wo er hingehet, wird er mit allen Zeichen der lebhafteſten Freude aufgenommen. Beſonders haben ſich die Biſchöfe

alle-

allezeit über die Kinder verwundert, die man ihnen zur Firmung darſtellte, und die von der Vortreflichkeit der Gnade, die ihnen zu Theil werden ſollte, auf das gründlichſte unterrichtet waren. Die Ceremonie ſelbſt geſchiehet mit großen Feyerlichkeiten. Es iſt dieſes ein Feſt, worau iederman Theil nimmt, und welches den Eifer unter den neuen Chriſten allezeit erneuert. Man ſucht den Biſchof ſo lange aufzuhalten, als es möglich iſt, und nie reiſet er ohne Thränen ab. Sodann wird er bis in das nächſte Dorf begleitet, und wenn er ſie alle viſitiret hat, ſo wird er auf die nämliche Art wieder nach Buenos Ayres begleitet, wie man ihn von da abgeholet hat. Eben ſo wird es mit den Viſitationen gehalten, welche der Biſchof von Aſſumption in den Reductionen am Parana anſtellt.

Bewillkommung des Gouverneurs, der Commiſſarien des Königs, des Provinzials der Jeſuiten, und der neuen Mißionen.

Der Gouverneur der Provinz, die Commiſſarien und Viſitatores, welche von dem catholiſchen Könige abgeordnet werden, um die Reductionen zu viſitiren, werden auf eine Art empfangen, die etwas mehr kriegeriſch iſt; es geſchiehet ſolches aber allezeit mit dem nämlichen Eifer, und mit den Merkmalen der tiefſten Ehrerbietung. Wenn der Provinzial der Jeſuiten ſeinen erſten Beſuch macht, ſo wird er mit auſſerordentlicher Freude aufgenommen. Eben ſo groß iſt auch die Freude, wenn einige neue Mißionarien aus Spanien anlangen, welche von dieſen Vätern mit der größten Zärtlichkeit erwiedert wird.

Von der öffentlichen Buſſe.

Da die Leichtſinnigkeit und die natürliche Unbeſtändigkeit der Indianer ſo groß iſt, und es oft ſehr ſchwer hält, einige gewiße grobe Laſter aus den Herzen dieſer neuen Chriſten auszurotten, die bey ihnen faſt ſchon zur andern Natur gewor-

ſind: ſo hat man für nöthig erachtet, in den Reductionen den Gebrauch der öffentlichen oder der Kirchenbuſſe einzuführen, und zwar beynahe auf eben die Art, wie ſie in der erſten Kirche gewöhnlich geweſen iſt. Man beſtellt nämlich die tugendhafteſten zu Aufſehern über die andern. Dieſe müſſen auf alles, was der guten Ordnung entgegen iſt, genau acht haben. Sobald jemand etwas begangen hat, das ein Aergerniß anrichten könnte, ſo wird der Anfang damit gemacht, daß man ihm ein Bußkleid anziehet. Sodann wird er in die Kirche geführet, wo er ſein Verbrechen öffentlich bekennen muß, und hierauf wird er an den Ort gebracht, wo er mit Ruthen geſtrichen wird. Die Schuldigen laſſen ſich dieſe Strafe nicht nur allezeit ohne Murren gefallen; ſondern ſie bedanken ſich ſogar dafür; und der Rückfall in eben dieſes Vergehen, iſt beynahe etwas unerhörtes. Manche geſtehen ſogar ihre Verbrechen ſelbſt, wobey ſie niemand als Gott zum Zeugen gehabt haben, und verlangen ihre verdiente Strafe.

Von den Ubungen der Gottſeligkeit.

Die übungen der Gottſeligkeit, welche theils in der ganzen Kirche eingeführet, theils nur da und dort gebräuchlich ſind, gehören ebenfalls unter diejenigen Mittel, die man mit gutem Erfolge angewendet hat, um den Geiſt der Religion zu erhalten, und den Eifer dieſer neuen Chriſten zu unterſtützen. Man läſſet diejenigen, welche von heydniſchen Eltern geboren ſind, nicht eher zu dem heiligen Abendmal, als bis man ſie wohl geprüft, und ſichere Beweiſe hat, daß ſie nach dem Befehl des Apoſtels, dieſe Seelenſpeiſe unterſcheiden können, und bis ſie einen großen Hunger darnach bezeigen. Man läſſet ſie auch nicht eher zu dieſer himmliſchen Tafel hinzugehen, als bis man ſie von der Wichtigkeit dieſes Werkes, und von der Nothwendigkeit einer heiligen Vorbereitung, genugſam unterrichtet hat. Und nie treten ſie anders, als mit ſolchen

Empfindungen hinzu, welche die allerhärteſten Herzen rühren müßen.

Von den Kirchen und dem Gottesdienſte.

Man hat bald eingeſehen, daß man ſie, um ihnen eine Ehrerbietung gegen die heiligen Orte, und den Dienſt, den man Gott daſelbſt leiſtet, beyzubringen, durch ein äuſſerliches Gepränge rühren, und zur Aufmerkſamkeit bringen müſte. Und dieſes war die Urſache, warum man nichts geſparet hat, um ſie durch den äußerlichen Pracht und Glanz dahin zu ziehen. Alle ihre Kirchen ſind groß, und haben drey und oft fünf Schiffe. In Anſehung der Länge und Breite ſind ſie faſt ein wenig zu niedrig. In den größten ſind wenigſtens fünf ſehr prächtige Altäre; derjenige, welcher in der Mitte ſtehet, und der Hochaltar genennet wird, hat etwas vorzüglich erhabenes und in die Augen fallendes. Die Spanier ſelbſt haben ſich über die prächtigen Altäre verwundert, die ſo reich an Leinwand, Ornamenten und Silber ſind. Es herrſchet auch in den Bourgaden keine andere Eiferſucht, als über dieſen Punkt. Einige haben ſogar ihre Kirchen ganz neu wieder aufgebauet, um ſie den andern gleich zu machen. Sie ſind durchgehends mit Mahlereyen ausgezieret, welche die Geheimniße der Religion, und die Thaten der Heiligen, ſowohl aus dem neuen als alten Teſtament vorſtellen. Dieſe Mahlereyen ſind durch Fruchtgehänge und Blumenfelder von einem immer friſchen Laube, mit untermiſchten Blumen, von einander abgeſondert. An den Feſttagen wird auch der Fußboden damit beſtreuet, und die Kirche mit wohlriechenden Waſſern beſprenget. Dieſes koſtet nicht viel, weil man in dieſem Lande das ganze Jahr über grünes Laub, Gras und Blumen haben kann. Die Indianer haben auch die wohlriechenden Dinge gerne. Durch dieſe Mittel ſuchet man einen Eindruck auf ihre Gemüther

zu machen, und ihre Seelen mit ſolchen Tugenden aus⸗zuſchmücken, wodurch ſie zu lebendigen Tempeln des Heiligen Geiſtes tüchtig gemacht werden.

Von den vornehmſten Tugenden dieſer neuen Chriſten.

Man iſt hierinnen auch weit weit glücklicher geweſen, als man anfangs hoffen konnte. Nichts kann mit der Beſcheidenheit, der Ehrerbietung und der Andacht verglichen werden, womit ſie dem öffentlichen Gottesdienſte, der täglich in den Kirchen gehalten wird, beywohnen. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie die Unterweiſungen und Ermahnungen anhören, übertrift faſt alles, was man ſagen kann.

Von den Zufluchtshäuſern.

Man hat auch überall Zufluchtshäuſer aufgerichtet, wohin ſich diejenigen Weiber, welche keine Kinder zu erziehen haben, in der Abweſenheit ihrer Männer, wenn ſelbige lange ausbleiben müſſen, ingleichen auch die Wittwen begeben. Man erhält ſie daſelbſt auf gemeine Koſten, wenn ihre Arbeiten nicht ſo viel austragen, daß ſie ſich den nöthigen Lebensunterhalt damit erwerben, oder wenn ſie wohl gar nicht mehr arbeiten können.

Von dem Gottesdienſte.

Die Kirchen ſind faſt niemals ohne eine große Anzahl ſolcher Perſonen, welche ihre übrige Zeit darinnen mit beten zubringen. Sobald der Tag anbrechen will, wird ein Zeichen mit der Glocke gegeben, und alsdenn verfügen ſich die Knaben und Mägdlein in die Kirche, wo ſie nach dem Gebete

den chriſtlichen Glauben ſingen, bis die Sonne aufgegangen iſt. Hierauf kommen die Männer und Weiber in die Meſſe, nach welcher ſie an ihre Arbeit gehen. Des Abends kommen die Kinder abermals in die Kirche, und werden in dem Catechismo unterrichtet. Hierauf folgt das Gebet, wobey ſich iederman einfindet. An Sonn- und Feyertagen gehet alles in die Kirche, ſobald die Morgenröthe anbricht. Den Anfang macht man mit Abſingung des chriſtlichen Glaubens; alsdenn werden die Verlöbniße und Heurathen vollzogen, wenn Perſonen dazu vorhanden ſind. Die Proſelyten, ia ſelbſt die Unglaubigen haben die Erlaubniß dabey zu ſeyn, wenn ſich von ohngefähr einige derſelben in der Bourgade befinden, weil man bemerket hat, daß ihnen dieſe Ceremonien eine große Hochachtung gegen unſere Religion erwecket haben. Man verkündiget ſodann die Feyer- und Feſttage, welche in der Woche einfallen. Hierauf werden die Verordnungen und Befehle des Biſchofs abgeleſen. Wenn die Meſſe vorbey iſt, wird Nachfrage gehalten, ob ſich iemand davon entfernet, oder ob ſich ſonſt eine andere Unordnung ereignet habe, welcher man abhelfen müßte. Die Taufe der Catechumenen, und manchmal auch der neugebohrnen Kinder, iſt die erſte Beſchäftigung nach der Mahlzeit. Sodann wird das Veſperamt gehalten, und mit dem Gebete der Tag beſchloſſen. In den Verſammlungen aber folgt auf die Veſper noch eine Ermahnung.

Von den Verſammlungen.

Dieſe Verſammlungen ſind auf die nämliche Art eingerichtet, wie dieienigen, die man faſt in allen Häuſern der Geſellſchaft Jeſu eingeführet hat. Sie ſind aber in verſchiedene Claſſen abgetheilet. Eine wird für die iun-

jungen Leute, von zwölf bis dreyßig Jahren gehalten; dieſelbe ſtehet unter dem Schutze des Fürſten der himmliſchen Heerſcharen; alle andere aber ſtehen unter dem Schutze der Mutter Gottes. Man nimmt keine andere als ſolche Perſonen auf, die ſich durch ihre Nächſtenliebe, durch ihren Eifer für die gute Ordnung und die Bekehrung der Unglaubigen hervorthun. Blos die Furcht, aus der Zahl der zu dieſer Geſellſchaft gehörigen Glieder, ausgeſtrichen zu werden, erhält ſie in den gehörigen Schranken, und die geringſte Ausſchweifung im Eſſen und Trinken, die jemand begehet; iſt Urſache, daß der Schuldige ausgeſtoſſen werden kann; und dieſes Mittel iſt eines von den wirkſamſten geweſen, dieſes Laſter gänzlich auszurotten.

Von den Folgen derſelben.

Ja man hat es damit ſogar ſo weit gebracht, daß dieſe Neubekehrten einen ſolchen Eckel und Abſcheu vor dem faſt allgemeinen Laſter dieſer Völker, welches ihnen auch am ſchwerſten abzugewöhnen war, nämlich vor der Trunkenheit bekommen haben, daß man ſie nicht nöthigen kann, Wein zu trinken. Man hat ſie auch öfters ſagen hören, daß zwar der Wein das beſte ſey, was aus Spanien käme, für ſie aber ſey er Gift. Eben ſo viele Mühe hat man ſich auch gegeben, ſie von der Unzucht, die eine der gewöhnlichſten Folgen der Völlerey iſt, abzuziehen.

Sorge, der Unreinigkeit zu wehren.

Was das weibliche Geſchlecht anbelangt, ſo hat man demſelben endlich einen ſo großen Abſcheu vor aller Un-

Unreinigkeit beygebracht, daß ſie ſich den allerſchimpflichſten Züchtigungen unterwerfen, wenn ſie ſich in dieſem Stücke einige Freyheiten genommen haben; und oft hat man geſehen, daß ſich junge Mädgen von den Unglaubigen, die ſie entführen wollten, haben tödten laſſen. Um mehrerer Sicherheit willen, hat man ſie bisher noch nicht zum Coelibat angehalten. Indeſſen leidet man nicht, daß ſich beyde Geſchlechter unter einander mengen. Es iſt dieſes ſogar in den Kirchen nicht erlaubt, die allemal in der Mitte, von der Thür, bis an den Altar leer ſtehet. Auf der einen Seite befinden ſich die Mannsperſonen, und auf der andern die Weiber. Sie ſind ſogar nach ihrem Alter in verſchiedene Claſſen eingetheilet, und eine jede Claſſe hat einen Aufſeher, welcher acht haben muß, daß die Regeln der größten Beſcheidenheit beobachtet werden. Diejenigen, welche die Aufſicht über die Kinder haben, halten einen langen Stecken in der Hand, um ſie in der gehörigen Ordnung zu erhalten. Endlich hat man auch auf beyden Seiten Thüren angebracht, durch welche ſie aus und eingehen können, ohne untereinander zu laufen.

Von der Muſik.

Aus dem, was ich bereits von dem natürlichen Geſchmack geſagt habe, welchen dieſe Indianer an der Muſik haben, wird man leicht abnehmen können, daß ſich die Mißionarien dieſes Mittels werden bedienet haben, theils die Unglaubigen, die aus Neubegierde in die Reductionen kamen, zu Chriſten zu machen, theils aber diejenigen, die das Chriſtenthum bereits angenommen hatten, zur Andacht zu bewegen. Aus dieſem Grunde hat man den ganzen chriſtlichen Glauben in ein Lied gebracht, und gefunden, daß der Nutzen davon recht groß geweſen iſt. Ein ſo vollkommener Geſchmack ſetzet auch große Gaben voraus;

wenigſtens iſt derſelbe eine Anzeige davon. Dieſes gab auch eine Veranlaſſung, in ieder Bourgade eine Sing- und Muſikſchule anzulegen. Man giebt darinnen Unterweiſung auf allen Inſtrumenten zu ſpielen, deren Gebrauch in den Kirchen erlaubt iſt; und man mußte erſtaunen, wenn man ſah, wie dieſe Indianer, wenn ſie die Meiſter, die man aus Spanien kommen ließ, nur ſpielen ſahen, für ſich ſelbſt alles lerneten, und wenig Mühe anwenden durften, es ihren Lehrmeiſtern gleich zu thun. Sie haben die ſchwerſten Arien nach den Noten ſingen gelernet; und faſt ſollte man glauben, daß ihnen das ſingen, eben ſo, wie den Vögeln, von Natur angebohren ſey.

Von den feyerlichen Feſten.

Die feyerlichen Feſte werden mit dem größten Gepränge begangen, beſonders das Feſt des Schutzpatrons der Kirche, und das Fronleichnamsfeſt. Man läßt alle benachbarte Bourgaden darzu einladen, aus denen eine große Menge Volks zuſammen kommt.

Von den Kirchhöfen.

Die Kirchhöfe, welche insgemein nahe an den Kirchen liegen, ſind große viereckige Plätze, die mit niedrigen Mauern eingeſchloſſen, und mit Palm- und Cypreßenbäumen umgeben ſind, die ſehr hoch in die Höhe wachſen. Sie ſind der Länge nach in ſchöne Alleen abgetheilet, die auſſen mit Citronen und Pomeranzenbäumen beſetzt ſind. Die mittelſte Allee führet auf eine Kapelle zu, die man alle Montage in Proceßion beſucht, und darinnen eine Meſſe für die Todten hält. Man hat auch in einer gewiſſen Entfernung von ieder Reduction, Kapellen gebauet, wo ſich die Proceßionen, die man zu gewißen Zeiten des Jahres anſtellt, endigen. Alle Straſſen der Bourgade gehen auf eine ſolche Capelle zu, und zu Ende dieſer Straſſen iſt ein Creutz aufgerichtet, wo die Pro-

ceſſion etwas innen hält, und ein Lied ſinget, welches ſich auf die Gelegenheit der Proceßion ſchicket. Alsdenn kommt man zu einem Gange, der von den größten und ſchönſten Bäumen angelegt iſt, und zur Kapelle führet, woſelbſt man die gewöhnlichen Gebete abſinget. Bey dieſen Proceßionen muß iedermann, der nicht krank iſt, oder ſonſt gültige Hinderniße hat, zugegen ſeyn.

Von der Polizey. Übrigens hat man nichts verabſäumet, um die genaueſte Zucht und Ordnung in dieſer Republik einzuführen. Ein ieder muß zu einer beſtimmten Stunde zu Hauſe ſeyn. Die Patrouille fängt ſodann an herum zu gehen, und dieſes währt die ganze Nacht hindurch. Hiezu werden keine andere, als ſolche Perſonen, auf die man ſich ſicher verlaſſen kann, genommen. Alle drey Stunden wird ſie abgelöſet. Dieſe Vorſicht gebraucht man aus einer gedoppelten Urſache; erſtlich, daß niemand aus ſeinem Hauſe heraus gehe, ohne daß man weiß, warum es geſchiehet, und wohin er gehet, zweytens aber ſetzet man ſich dadurch vor den Überfällen der Feinde ſicher; denn es giebt überall herumſchweifende Indianer, denen man nicht trauen darf. Wenn man ſolche Perſonen erwählet, denen man die gute Ordnung und öffentliche Sicherheit anvertrauet, ſo beobachtet man dabey eben die Maasregeln, die man gebraucht, wenn es auf die Wahl ſolcher Perſonen ankommt, die zu den Aemtern und dem Dienſte der Kirche beſtimmet ſind.

Dieſe Maasregeln beſtehen darinnen, daß man dieienigen, an denen man eine Neigung zu einem gewißen Amte inſonderheit bemerket, von Jugend auf dazu vorbereitet, und ihnen eine ſolche Erziehung giebt, die ihrer künftigen Lebensart angemeſſen iſt. Ausſerdem lernet man ihnen weiter nichts, als was ſie im gemeinen Leben nöthig haben, wie ſie nämlich arbeiten, eine Familie

milie wohl regieren, und ihren Verrichtungen, wozu eben keine ſonderlichen Gaben erfordert werden, nachkommen ſollen. Ehehin konnten die Guaranis nicht anders als mit den Fingern und Zähen rechnen; und wenn ſie die Zahl, die über zwanzig hinaus lief, ausſprechen wollten, ſo bedienten ſie ſich eines Wortes, das ſo viel heißt, als viel. Gegenwärtig ſind alle Neubekehrte im Stande, ſo viel zu rechnen, als ſie brauchen, und mehr fordert man von ihnen nicht. Man kennet ihre Fähigkeit, und dabey läßt man es bewenden. Sie werden in ihrer alten Einfalt erhalten, nur das laſterhafte und wilde Weſen hat man ihnen abgewöhnt. Mit einem Worte, dieſe Republik iſt eigentlich zu reden, das Reich der evangeliſchen Einfalt; und man ſuchet ſie aus keiner andern Urſache von dem Umgange mit den Europäern, ſo viel es möglich iſt, zu entfernen, als darum, weil man ſie bey der gedachten Einfalt gerne erhalten will. Denn man hat aus der Erfahrung gelernet, daß wenn die Chriſten der neuen Welt ihren erſten Eifer verloren haben, ſolches blos davon hergekommen ſey, weil ſie einen zu genauen und zu häufigen Umgang mit den alten Chriſten gehabt haben.

Aus dieſem Grunde geſchiehet es auch, daß ſie auf allen ihren Reiſen, die ſie machen müßen, während ihres Aufenthalts in den Städten, oder während der Zeit, die ſie in dem Dienſte des Königs oder in dem Kriege zu bringen, allemal von einigen Mißionarien begleitet werden, die ſie niemals aus den Augen laſſen, die ſie beſtändig ermuntern ihre Schuldigkeit zu beobachten, und öfters von göttlichen Dingen mit ihnen reden. Man hat auch bisher den Troſt gehabt, zu ſehen, daß ſie ſich von allen Abwegen ſorgfältig entfernet haben, und das ihnen dasienige was ſie ſehen und hören und was ihnen zur Aergerniß gereichen könnte, nur einen deſto größern Abſcheu vor den Laſtern einpräget, daß aus ihrem Munde kein unan-

ſtändiges

ſtändiges Wort kommt, und daß ſie, ohne Erinnerung, ſelbſt an die Übung der Andacht denken. Unterdeßen iſt ſo viel richtig, daß in den entfernteſten Reductionen, aus denen die Indianer weit ſeltner heraus kommen, der Eifer und die Einfalt weit merklicher iſt, als in den übrigen, und daß die Mißionarien in dieſen letztern, eine weit größere Aufmerkſamkeit, auf alles was vorgehet, haben müſſen.

Die Veränderung, welche die Religion bey dieſen Indianern gewirket hat.

Übrigens iſt es eine in dem ganzen mittägigen America durchgehends bekannte Sache, daß an dieſen Indianern nicht die geringſte Spur von ihrer ehemaligen Gemüthsart, vermöge deren ſie zur Grauſamkeit, zur Rache, zur Unabhängigkeit, und zu den greulichſten Laſtern geneigt waren, mehr zu finden iſt; mit einem Worte, daß dieſes jetzt von den ehemaligen ganz verſchiedene Leute ſind, und daß man nun an ihnen eine beſondere Aufrichtigkeit, Freundlichkeit und Einigkeit wahrnimmt, die inſonderheit die Unglaubigen entzücket, und ihnen einen vortheilhaften Begrif von der chriſtlichen Religion macht. Die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie einander in ihren Bedürfnißen beyſtehen, die Freude die ſie empfinden, wenn ſie die Anzahl der Anbeter Jeſu Chriſti zunehmen ſehen, laßen nicht daran zweifeln, daß die wahre Liebe des Nächſten, der Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Seelen, ihre herrſchenden Leidenſchaften seyen. Sie ſind willig und bereit alles zu leiden und zu thun, wenn es auf die Ausbreitung des Reiches Gottes ankommt. Man bemerket unter ihnen eine Art einer Eiferſucht, um den neuen Mißionarien die Erlernung ihrer Sprache zu erleichtern. Es hat ſo gar ein Cacike ſpaniſch gelernet, um einige erbauliche Bücher zu überſetzen. Wenn eine neue Reduction angelegt werden ſoll, ſo trägt iedermann

das Seinige dazu bey, mit einem Eifer und mit einer Grosmuth, die faſt keine Grenzen hat.

Von den öfentlichen Luſtbarkeiten.

Die öffentlichen Luſtbarkeiten die man von Zeit zu Zeit geſtattet, ſind theils zur Erhaltung ihrer Geſundheit, theils aber auch deßwegen für nöthig erachtet worden, um ſie bey einem muntern und fröhlichen Geiſte zu erhalten, welcher der wahren Tugend nicht ſchadet, ſondern vielmehr eine Liebe gegen dieſelbe erwecket. Man hat dabey auch die gute Abſicht gehabt, unter den Gliedern dieſer Republik dadurch ie länger ie mehr, eine vollkommene Einigkeit zu ſtiften; und die Erfahrung hat gelehret, daß man ſich in dieſer Meinung nicht betrogen hat. Die Weibsperſonen geben Zuſchauerinnen dabey ab, und die Gegenwart der Pfarrer erhält iedermann in den Schranken des Wohlſtandes, die ein Chriſt nie überſchreiten ſoll. Die geringſte ungebührliche Freyheit wird auf der Stelle beſtraft.

Glückſeligkeit dieſer Indianer.

Die Folge aus dem allen, was wir bisher geſagt haben, beſtehet darinnen, daß dieſe neue Kirche eine Glückſeligkeit genießet, die man nirgends antreffen wird, und daß Muratori mit gutem Grunde ſeiner Beſchreibung die er davon ertheilte, den Nahmen des glückſeligen Chriſtenthums beygeleget hat. Und was könnte auch ſolchen Chriſten zu wünſchen übrig bleiben, die verſichert ſind, daß ſie niemals einen Mangel an dem Nothdürftigen leiden werden; welche nach dem Exempel des Apoſtels gelernet haben, im Überfluß zu leben ohne ihn zu mißbrauchen, und in der Armuth, ohne ſich darüber zu beklagen; die niemals in die Verſuchung gerathen, an der Vorſehung zu zweifeln, deren Handlungen und Geſinnungen nach den reinſten Grundſätzen der Religion eingerichtet ſind; die ſich unter dem Schutze und Regimente ſolcher Perſonen befinden, denen

denen ſie alle ihre Glückſeeligkeit, die ſie genießen zu danken haben, die endlich alle Vortheile genießen, die von der Subordination und Abhängigkeit entſpringen, ohne das beſchwerliche davon zu empfinden.

Von ihrer Miliz. Sie würden ohne Zweifel noch weit glückſeliger ſeyn, wenn man ihnen auch ſo gar den Namen des Krieges nicht hätte nennen und bekannt machen dürfen. Allein ſie haben bey dem Anfange ihrer Vereinigung alles erfahren müßen, was derſelbe ſchreckliches hat, wie wir bald ſehen werden. Und noch gegenwärtig ſind ſie mit ſolchen Nachbarn umgeben, von denen ſie weder Ruhe noch Friede hoffen können, als nur in ſo weit, als ſie ſich ihnen fürchterlich machen können. Man hat ihnen daher die Waffen in die Hände geben, und ihnen die Kriegskunſt lernen müßen, die man freylich für nichts anders, als für eine Geiſel der Erde anzuſehen hat. Es iſt dieſes aber weder zu dem Ende geſchehen, um Eroberungen zu machen, noch ſich von der Beute anderer Völker, von denen ſie bekrieget werden, zu bereichern. Da ſich die übrigen Indianer und andere Feinde, die ihnen ſonſt ſo großen Schaden gethan haben, heut zu Tage nicht mehr unterſtehen dürfen, ſie anzugreifen, ſo haben ſie ſeit langer Zeit keine andere Gelegenheit gehabt, ihre Kriegskunſt zu üben, als in den Dienſten des Fürſten, den ſie einen blinden Gehorſam geſchworen haben.

Eine iede Bourgade unterhält ein Corps Reuterey nnd Fußvolk. Dieſes letztere führt außer dem Mancana, Bogen und Pfeile, und noch über dieſes, eine Schleuder, Degen und Flinte. Die Reuterey hat Säbel, Lanzen und Musqueten, weil ſie eben ſo wohl zu Fuße ſtreitet, wie unſere Dragoner. Sie machen ihre Waffen und Canonen, deren ſie ſich blos bedienen, ihre Nachbarn in der Furcht zu erhalten, und die Feldſtücke die ſie mit ſich führen, wenn ſie im Dienſte des Königs ſtehen, alle ſelbſt. Ich habe aber ſchon geſagt

daß ſie keine Waffen führen, als wenn ſie ſich für einem Überfalle fürchten, oder ſich in denſelben üben wollen. Außerdem kann man die Soldaten von den übrigen Einwohnern nicht unterſcheiden; und dieſe tapfern Männer, welche die Stütze der Republik ſind, und die ſo oft mit Lorbeern geſchmückt zurück gekommen ſind, dienen den andern, ſobald ſie die Waffen aus den Händen geleget haben, durch ihre Gottſeligkeit und Unterthänigkeit zum Muſter.

Alle Montage läſt ſie nicht nur der Corregidor einer ieden Bourgade die Revüe paßiren, ſondern man läſt ſie auch exerciren. Hierauf theilen ſie ſich in zwo Partheyen ab, die einander angreifen, welches ſie oft mit ſolchem Eifer thun, daß man ſie auseinander bringen muß, wenn nicht ein Unglück geſchehen ſoll. Man ſetzet auch zu gewißen Zeiten Preiße für die Bogenſchützen, Schleuderer und andere aus. Die Übung mit der Lanze iſt unter allen die angenehmeſte; beſonders aber muß man ſich über die Geſchicklichkeit, die ſie in Schleudern haben, verwundern. Sie können ſo gewiß treffen, daß kein Volk in America im Stande iſt, vor ihnen, und vor denen welche die Lanzen führen, auszuhalten. Überhaupt darf man mit gutem Grunde behaupten, daß dieſe ganze Militz, wenn mit gleichen Waffen geſtritten wird, unüberwindlich iſt; doch hat ſie lange Zeit und vielleicht noch ietzt, von einigen ſpaniſchen Officiers commandirt werden müßen. Sie iſt außerdem außerordentlich folgſam, weicht nie zurück und kommt alſobald wieder in die vorige Ordnung, wenn ſie ſich hat trennen müſſen.

Die Überfälle und heimlichen Nachſtellungen, welche dieſen Indianern anfänglich ſo großen Schaden gethan haben, gelingen ihren Feinden nun nicht mehr, weil man immer auf der Hut wider ſie iſt. Es wird beſtändig ein Corps Cavallerie zu dem Ende gehalten, welches

hin

hin und her patrouliret und von allem, was vorgehet, Nachricht giebt. Die engen Päße, durch welche man in ihr Land kommen könnte, ſind wohl verwahret; und weil es geſchehen könnte, daß aller gebrauchten Vorſicht ohngeachtet, einige feindliche Partheyen durch die Wälder herein brechen, und eine Bourgade überfallen könnten, während der Zeit, da man in der Kirche iſt: ſo erlaubt man dem Soldaten, bewafnet dabey zu erſcheinen, damit ſie bey dem erſten Lermen die Feinde aufhalten, und den Einwohnern Zeit verſchaffen können, ſich in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen.

Von dem Clima der Reductionen. Dieſe Republik nimmt einen großen Theil des Landes ein, deßen Clima überhaupt feucht, und ziemlich gemäßigt iſt. In einigen weiter gegen Süden liegenden Reductionen, iſt es im Winter ſehr kalt; überall aber iſt der Erdboden gut, welcher alles was zum Lebensunterhalt nöthig iſt, trägt. Es kommt auf demſelben nicht nur dasjenige fort, was ordentlicher Weiſe in dieſem Lande wächſt, ſondern es ſchlagen auch die Sämereyen, die man aus Europa dahin gebracht hat, ſehr wohl an. In jeder Bourgade bekommt man jährlich insgemein zwey tauſend Aroben Baumwolle. Man bauet auch viel Toback und ein wenig Zucker daſelbſt; auch fehlt es nicht an Honig und Wachs, welches keine andere Mühe brauchet, als daß man es in den Wäldern einſammlet. Wenn man alles was zum Unterhalt auf ein ganzes Jahr und zur Saat nöthig iſt, bey Seite gethan hat, ſo führet man das übrige, nebſt dem Paraguay Kraute nach Santafe, und vertauſcht es gegen andere Waaren, oder um Geld, um dem Könige den Tribut zu bezahlen, oder ſolche Dinge einzukaufen, die man nicht durch den Tauſch erhalten kann.

Aus was für Nationen dieſe Republik beſtehet. Dieſe Republik beſtund Anfangs blos aus der guaraniſchen Nation, und dieſe macht auch noch gegenwärtig den größten Theil derſelben aus. Nach ihnen ſind die Tapes,

welche eben dieſe Sprache reden, und die vermuthlich auch einerley Urſprung mit ihnen haben, die zahlreicheſten. Auſſer dem iſt zwiſchen dem Parana, der Provinz Uruguay und Braſilien faſt keine Nation anzutreffen, aus der ſich nicht einige in den Reductionen finden ſollten. Über dieſes ſind beſtändig einige Mißionarien, mit einer Menge von neuen Chriſten auf dem Lande, die an der Bekehrung der Unglaubigen arbeiten; ſie kehren auch ſelten ohne einige Proſelyten zurück. Die Guenoas laſſen ſich am ſchwerſten gewinnen, weil ſie theils die Freyheit gar zu ſehr lieben, und befürchten, man möchte ſie zur Arbeit nöthigen, theils aber, weil ihr Blut mit dem ſpaniſchen vermiſcht iſt, von denen ſich von Zeit zu Zeit einige zu ihnen flüchten, um den Händen der Obrigkeit zu entrinnen; deren ſchlimmes Beyſpiel ſie freylich von dem Chriſtenthum entfernet. Doch trägt es ſich bisweilen zu, daß einige ihre Landsleute aus Neubegierde beſuchen; und da man ſie wohl aufnimmt, ſo geſchiehet es nicht ſelten, daß ſie bleiben. Eben dieſes geſchiehet auch von andern Indianern, und ſogar von den Charuas, welche ein wildes und herumſchweifendes Volk ſind, das ſehr viele Spanier bey der Anlegung der Stadt Buenos Ayres getödet hat. Auſſer den Guaranis und Tapes aber haben die Guanjangas, die zwiſchen dem Parana und Braſilien wohnen, am meiſten zur Bevölkerung der Reductionen beygetragen, wenn dieſe durch die Kriege oder durch Krankheiten, welche gar oft darinnen einreiſen, von Einwohnern entblöſet worden ſind. Da ſie von dem Ackerbau leben, die Überläufer nicht aufnehmen, und ſehr arbeitſam und gelehrig ſind, ſo laſſen ſie ſich mit leichter Mühe gewinnen.

Von den Krankheiten, welche daſelbſt herrſchen.

Man wird ſich vielleicht ſehr verwundern, daß eine ſo wohl eingerichtete Republik, in der man wider alles auf guter Hut iſt, was der Geſundheit derer, die ſolche ausmachen, ſchädlich ſeyn könnte, nicht volkreicher wird. Allein auſſer dem

dem, daß die Neubekehrten lange Zeit allerley widrigen Schickſalen ausgeſetzet, und in ſolche Kriege verwickelt geweſen ſind, welche die Anzahl derſelben ſehr vermindert und ſie genöthigt haben, oft ſehr lange in dem Dienſte des Königs abweſend zu ſeyn, hat man bisher noch kein Mittel ausfündig machen können, ſie vor gewißen epidemiſchen Krankheiten ſicher zu ſtellen, welche manchmal die Hälfte der Einwohner einer Bourgade aufreiben. Die gemeinſten unter dieſen Krankheiten, die man oft die Peſt nennet, weil ſie in kurzer Zeit allgemein werden, ſind die Kinderblattern, der Frieſel, die hitzigen Fieber, und eine vierte, die man nicht genennet, ſondern nur ſo viel davon gemeldet hat, daß ſie die empfindlichſten Schmerzen verurſache. Alle dieſe Krankheiten ſind um ſo viel gefährlicher, weil dieſe Indianer die nöthige Vorſicht nicht gebrauchen, ihnen vorzukommen, oder den Fortgang derſelben aufzuhalten; und weil ſie auch weder Aerzte, noch Wundärzte haben, als einige Fratres der Jeſuiten für alle Reductionen, und weil man endlich noch keine Lazarethe und Apothecken hat aufrichten können. Die Mißionarien ſuchen zwar dieſem Mangel, ſo gut ſie können, durch ihre Sorgfalt für die Kranken abzuhelfen. Doch iſt leicht zu erachten, daß zwo Perſonen, und manchmal nur eine einzige, die zugleich für die Seele und für den Leib zu ſorgen haben, und die noch dazu bisweilen auch auf das Land hinaus gehen, und die Kranken beſuchen müſſen, öfters zu ſo vielen Arbeiten nicht hinreichen. Das merkwürdigſte iſt, daß die Mißionarien ſehr ſelten von dieſen Krankheiten befallen werden.

Die Liebe dieſer Indianer gegen die Jeſuiten.

Die Neubekehrten ſehen es auch gar wohl ein, was die Mißionarien für Mühe mit ihnen haben. Dieſes macht den tiefſten Eindruck auf ihre Herzen; ia es rühret ſogar die Unglaubigen, die Zeugen von dieſer ausnehmenden Liebe und Treue ſind. Man darf ſich daher gar nicht wundern, daß dieſe Indianer, die den Unterſchied zwiſchen ihnen und an-

dern Völkern gar wohl kennen, den Jeſuiten, welchen ſie ihre Freyheit zu danken haben, gar ſehr ergeben ſind, und daß ſie, ſo oft man ihnen andere Seelſorger hat geben wollen, auf dem Punkt geſtanden ſind, ſich zu zerſtreuen. Dieſe Mißionarien im Gegentheil haben ebenfalls die zärtlichſte Liebe gegen ſie.

Dieſes iſt nun die Beſchaffenheit jenes vermeintlichen Reiches, wovon die Jeſuiten die Souverains ſind; und aus welchem ſie, wie man ſagt, ſo viele Schätze ziehen, daß ſie die ganze Geſellſchaft bereichern; und wohin ſie, wie man weiter hinzuſetzet, niemand den Eingang verſtatten, aus Furcht man möchte erfahren, wozu ſie dieſe Reichthümer anwenden, und ſie, wenn man wüßte, wie man in dieſes Reich kommen könnte, aus demſelben hinausjagen. Wir haben bisher noch nichts von der chriſtlichen Republik der Chiquitos geſagt, welche eben dieſe Jeſuiten von Paraguay vor ungefähr ſechzig Jahren in der Provinz Santa Cruz de la Sierra aufgerichtet haben, und von der wir zu ſeiner Zeit reden werden. Sie kommt mit der Guaraniſchen vollkommen überein, nach deren Muſter ſie gebildet worden iſt. Doch ließen ſich die Chiquitos eher in Ordnung bringen, weil ſie viel arbeitſamer ſind, und ihre Mißionarien, welche keine Penſion vom Hofe bekamen, lange Zeit unterhielten, weil dieſe neuen Chriſten ſich der Crone Spanien noch nicht unterworfen, und folglich auch keinen Tribut zu bezahlen hatten.

Brief des Dom Pedro Faxardo.

Zum Beſchluß dieſes Buchs berufe ich mich noch auf einen Brief, welchen Dom Pedro Faxardo, Biſchof von Buenos Ayres im Jahr 1721 an den König Philipp V. geſchrieben hat. In demſelben werden die Väter der Geſellſchaft Jeſu von allen bisherigen Beſchuldigungen frey geſprochen, indem ihnen dieſer Prälat, nachdem er alle Reductionen ſeiner Diœces beſuchet hat, das allerbeſte Zeugniß von ihrer Treue und Sorgfalt für dieſe Chriſten beylegen mußte.

Ende des fünften Buchs.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charlevoix, Pierre-François-Xavier de, 1682-1761 [Übersetzer]

Geschichte von Paraguay und dem Mißionswerke der Jesuiten in diesem Lande

Bd.: [1]

Nürnberg (1768)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4415(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098793-3
VD18 15451380-001